

Sprache in der Zeit – Zeit in der Sprache



Sprache in der Zeit – Zeit in der Sprache

HERAUSGEGEBEN VON

Waldemar Czachur
Marta Czyżewska
Kinga Zielińska

Warszawa 2015



Sprache in der Zeit – Zeit in der Sprache

Herausgeber

Waldemar Czachur, Marta Czyżewska, Kinga Zielińska

Gutachter

Dr. habil. Jacek Makowski (Uniwersytet Łódzki)

Redaktion

Waldemar Czachur, Marta Czyżewska, Kinga Zielińska

Graphische Gestaltung

Michał Olewnik

Druck:

Zakład Graficzny UW, zam. 54/2015

© by Zakład Językoznawstwa Germańskiego Instytutu Germanistyki
Uniwersytetu Warszawskiego, Warszawa 2015

ISBN 978-83-941452-4-8

Inhaltsverzeichnis

<i>Waldemar Czachur, Marta Czyżewska, Kinga Zielińska</i> Zeit, Sprache und Linguistik – alte Fragen und neue Herausforderungen . . .	7
REFLEXIONEN	
<i>Edyta Grotek</i> Laudatio auf Herrn Prof. Dr. Józef Wiktorowicz	15
<i>Wolfgang Schramm</i> Die Zeit in unserem Leben	23
<i>Wolfgang Heinemann</i> Zeit, Alter und Vergänglichkeit	39
SPRACHE IN DER ZEIT	
<i>Gerd Antos</i> Wortkarrieren in der Jetztzeit. Vorüberlegungen zu einer Sub-Semantik . .	49
<i>Birgit Sekulski</i> Das Wort des Jahres als sprachlicher Indikator	77
<i>Agnieszka Frączek, Anna Just</i> Über das Deutsche und das Polnische im <i>Förderer der Polnischen Sprache</i> und im <i>Polnischen Hand-Büchlein</i> von Jan Ernesti	85
<i>Wolfgang Haubrichs</i> Varianz und Hybridisierung eines Namensystems: Das Beispiel der Umformung der romanischen Namenwelt des Exarchats von Ravenna im frühen Mittelalter	105
<i>Margot Heinemann</i> Verlobungsbriefe damals	125

Stawomira Kaleta

Zur Sprache der Krakauer Goldschmiede im XIV. – XVI. Jahrhundert . . 141

Grażyna Łopuszańska

Danziger Missingsch als sprachliches Kontinuum 155

Michail L. Kotin

Form-, Funktions- und Bedeutungswandel: Ein Abriss der
Interpretationsmöglichkeiten 165

Marek Biszczyński

Formenparallelität als Faktor des Sprachwandels am Beispiel von
verbalen Morphosyntaktika im *Ersten Stadtbuch* aus Schweidnitz 179

Grażyna Strzelecka

Zur Entwicklung der Sprache der Finanzen in der Zeit 1886-1995 –
eine Wortschatzanalyse anhand von Wirtschaftsartikeln und
Wörterbuchdefinitionen aus dem 19. und 20. Jahrhundert 201

ZEIT IN DER SPRACHE

Norbert Richard Wolf

Zeitlichkeit und Tempusverwendung im Wandel 239

Maria Biskup

Untersuchungen zu adjektivischen Wortbildungsprodukten mit *zeit-* . . 255

Rafał Szubert

De persona est disputandum. Über temporale und lokale Dimensionen
des Personbegriffes 265

SPRACHLICHE ANALYSEN DES DEUTSCHEN UND POLNISCHEN

Ewa Jarosińska

Einige Beobachtungen zur Struktur der Vorfelddbesetzung im Deutschen . 277

Ewa Majewska

Gebrauch der Präpositionen in der Sprache der medizinischen
Fachpresse 289

Janusz Stopyra

Zu den neuesten Entwicklungstendenzen des Polnischen im Bereich
der Wortbildung 309

Zeit, Sprache und Linguistik – alte Fragen und neue Herausforderungen

Waldemar Czachur, Marta Czyżewska, Kinga Zielińska

Einem bekannten Astrophysiker, Prof. Dr. Marek Abramowicz, hat während des Wissenschaftspicknicks in einem lockeren Gespräch über Zeit und Vergänglichkeit eine junge Journalistin die Frage gestellt, was für ihn Zeit sei. Er überlegte ein paar Sekunden und antwortete auf diese Frage mit einer Anekdote:

„Als man im Jahre 1946 anfang, das Zeitsignal aus der Sternwarte der Jagiellonen-Universität über den Rundfunk zu senden, war die Öffentlichkeit über die damals überwältigende Genauigkeit geschockt, so dass eine Reporterin des Polnischen Rundfunks zum Direktor der Sternwarte, Herrn Tadeusz Banachiewicz, geschickt wurde, mit der Frage, wie diese Genauigkeit überhaupt möglich sei.

„Das ist sehr einfach“, antwortete der Direktor der Sternwarte. „Auf dem Marktplatz gibt es ein Uhrmachersgeschäft. Ich komme an diesem Geschäft jeden Morgen zur Arbeit vorbei und stelle meine Taschenuhr. Deswegen weiß ich, wann ich am Mittag das Signal über den Rundfunk senden muss.“ Die übergelückliche Reporterin ist zu diesem Uhrmacher gegangen und hat ihn gefragt: „Wie stellen Sie denn Ihre Uhr?“ – „Das ist sehr einfach“, antwortete er. „Jeden Tag höre ich am Mittag das über den Rundfunk gesendete Zeitsignal und nach ihm stelle ich meine Uhren!“.

Die Zeitmessung ist nicht das Thema des vorliegenden Bandes, aber die Reflexion darüber, was Zeit und Sprachwandel aus linguistischer Sicht ist, in welchem Verhältnis Zeit und Sprache zueinander stehen und inwiefern die Sprache ein Instrument der temporalen Selbsttäuschung ist – was in dieser Anekdote deutlich wurde –, ist hier durchaus zu finden.

Sprache in der Zeit – Zeit in der Sprache: mit diesem Titel glauben wir das breite Spektrum der wissenschaftlichen Aktivitäten von Prof. Dr. Józef Wiktorowicz sowie der Beiträge, die in diesem Band veröffentlicht werden, erfasst zu haben.

Diese zwei Formulierungen *Sprache in der Zeit* und *Zeit in der Sprache* weisen hin auf die in der Linguistik forschungsrelevanten Aspekte bei der Reflexion über Zeit und Sprache.

Die Bezeichnung *Zeit in der Sprache* weist auf das Potenzial von Sprachen hin, temporale Konzepte und Relationen einerseits herzustellen und andererseits zu beschreiben. Es handelt sich um grammatische Mittel wie Tempora und Aspekte sowie um lexikalische Mittel wie Präpositionalphrasen, Adverbien, Konjunktionen, aber auch um Präfixe, die aus diachroner, synchroner und kontrastiver Perspektive in den Sprachen analysiert werden können. Temporalität ist in dem Bereich das Leitmotiv, denn dahinter versteckt sich das menschliche Bedürfnis, Zeit durch Sprache und ihre Mechanismen begreifbar zu machen. Dass Zeit auch eine kulturelle Entität ist und für interkulturelle Missverständnisse sorgen kann, muss hier nicht begründet werden. Über die (auch linguistische) Reflexion über Zeit und Temporalität gelangen wir an kulturelle Konzepte und Skripts, die auch im deutsch-polnischen Kontext trotz zahlreicher Arbeiten zu Tempus- und Aspektfragen, z. B. aus textlinguistischer, diskurslinguistischer oder kognitiver Perspektive, einer weiteren Vertiefung bedürfen.

Konzentriert man sich auf die Bezeichnung *Sprache in der Zeit*, so handelt es sich wiederum um die Aspekte des sprachlichen Bedeutungs-, Form- und Funktionswandels, der die Sprache seit ihrer Entstehung begleitet. Historizität und Diachronität sind dann die Begriffe, die unsere Forschung an der Sprache strukturieren. Hier darf auch der Begriff Kulturalität nicht fehlen, denn in Sprache, in ihrem Wandel werden die gesellschaftspolitischen und soziokulturellen Prozesse unserer Gesellschaften manifest. Sie mit linguistischen Methoden offenzulegen ist unsere Aufgabe.

Einer der Forschungsschwerpunkte von Prof. Dr. Józef Wiktorowicz waren die Temporaladverbien im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen unter dem semantischen und lexikalischen Wandel. Damit sind die zwei oben angesprochenen Aspekte miteinander verknüpft. Der Analyse wurden insgesamt 610 Temporaladverbien und temporale Adverbialphrasen aus dem Zeitraum von 650 Jahren unterzogen: ca. 200 für das Mittelhochdeutsche, 300 für die erste Phase des Frühneuhochdeutschen und 400 für die zweite Phase des Frühneuhochdeutschen. Ersichtlich werden hier der qualitative und quantitative Wandel der Temporaladverbien, interessante semantische Übergänge und Überschneidungen, morphologische Hybridisierungen und Ausdifferenzierungen, lange Verdrängungs- und Durchsetzungsprozesse und semantische Kämpfe als Ausdruck der menschlichen Bemühungen, der Zeit näherzukommen, die Zeit zu bändigen, die Zeit zu verstehen.

Die historischen textuellen Ressourcen einer Gemeinschaft wie die der Krakauer Kanzlei zu verfolgen, bildete ein weiteres Betätigungsfeld von Prof. Dr. Józef

Wiktorowicz. Dabei zielten die Analysen darauf ab, einige Textsorten als sprachliche Antwort auf soziokulturelle und gesellschaftliche Herausforderungen sowie deren Wandel in der Zeit zu erfassen. Und wieder handelt es sich um das Leitmotiv dieses Bandes: *Sprache in der Zeit und Zeit in der Sprache*.

Sprache ist ein unabdingbares Medium der menschlichen Kommunikation und zugleich ihr Archiv. Sprache ist auch ein Instrument der Wirklichkeitswahrnehmung und zugleich ihr Archiv. Die Temporalität als zeitliche Relationierung vom Geschehen in der Zeit und der Wandel sprachlicher Gebrauchsmuster sind durch die Materialität der Sprache überhaupt möglich zu erfassen. Diese Aspekte bilden nach wie vor interessante Forschungsfelder, die immer wieder innovative methodische Zugänge erfordern.

Zum Band:

Auf der einen Seite ist *Zeit* sprachlich verfasst und ohne Sprache kaum vorstellbar; andererseits ist auch *Sprache* in vielerlei Hinsicht ein dynamisches Zeit-Phänomen, das sich historisch und diskursiv entwickelt. Dieser faszinierend vielschichtigen Wechselbeziehung von Zeit und Sprache sind die Autoren der in dem vorliegenden Band aufgenommenen Beiträge aus sprachwissenschaftlicher Sicht nachgegangen. Je nach gewählter Perspektive sind alle Beiträge einem der drei Themenbereiche zuzuordnen: *Sprache in der Zeit*, *Zeit in der Sprache* und *Sprachliche Analysen des Deutschen und Polnischen*. Die linguistischen Erwägungen folgen einer kurzen Einführung, die neben zwei vertieften Reflexionen über Zeit und Sprache von **Wolfgang Schramm** und **Wolfgang Heinemann** auch die Laudatio von **Edyta Grotek** auf Prof. Dr. Józef Wiktorowicz enthält. Das wissenschaftliche Werk des Jubilars und seine beeindruckende Ausstrahlung als Kollege, Berater und Didaktiker haben alle Autoren bereits anlässlich der Tagungseröffnung im Juni 2013 prägnant, treffend und anschaulich gewürdigt.

Warum ändern sich bestimmte Wörter und Wendungen in medialer, politischer, sozialer oder in generationen- und genderspezifischer Hinsicht zeitabhängig und warum andere offensichtlich nicht? – Unter anderem mit dieser Frage beschäftigt sich **Gerd Antos**, dessen Beitrag den ersten Teil des vorliegenden Bandes, *Sprache in der Zeit*, eröffnet. Gegenstand des Aufsatzes sind sub-semantische Bedeutungsnuancen, d. h. die ersten temporär stabilen mikrosemantischen Musterstrukturen von Wörtern und Wendungen, die im Rahmen der sog. Sub-Semantik erforscht werden sollten.

Im nächsten Beitrag weist **Birgit Sekulski** aus medienlinguistischer Perspektive auf das Potenzial von Kurzwörtern hin. Anhand des Wortes des Jahres 2013 (*GroKo*), das nachweislich Züge neuen politisprachlichen Denkens und

Handelns zeigt, wird erklärt, worauf die Spezifik der Kurzwörter beruht. Kurzwörter erscheinen, so sie nicht fachsprachlich einzuordnen sind, häufig als umgangssprachlich markiert und vertraulich. Das trifft auch auf *GroKo* zu, beeinträchtigt aber nicht den Gebrauch des Kurzwortes in seriösen Situationen und Kontexten.

Ein wertvolles Zeugnis des zeitgenössischen Sprachzustands sind auch Wörterbücher, besonders diejenigen, die die Chronologie sprachlicher Phänomene bezeugen. Zusammen mit alten Grammatiken liefern sie willkommene Einblicke in die Geschichte der Verbreitung der jeweiligen Sprache. Darüber berichten **Agnieszka Frączek** und **Anna Just**, die in ihrem Aufsatz Ausführungen zu lexikalischen Merkmalen der deutschen und der polnischen Sprache in Ernestis Wörterbüchern darstellen. Eingeleitet werden diese mit knappen biografischen Daten zum Lexikografen selbst und einer prägnanten Beschreibung beider Wörterbücher.

Gegenstand des Beitrags von **Wolfgang Haubrichs** sind Varianz und Hybridisierung eines Namensystems. Die genannten Phänomene werden am Beispiel der Umformung der romanischen Namenwelt des Exarchats von Ravenna im frühen Mittelalter gezeigt.

Im Fokus des Beitrags von **Margot Heinemann** stehen Verlobungs- bzw. Brautbriefe zwischen Sigmund Freud und Martha Bernays sowie zwischen Robert Schumann und Clara Wieck. Unterschiede und Gemeinsamkeiten im Briefwechsel beider Paare gelten nicht nur als Zeugnisse privater Liebesbeziehungen, sondern sie geben auch einen Einblick in das bürgerliche Leben des 19. Jahrhunderts.

Der Aufsatz von **Slawomira Kaleta** ist eine Vorarbeit zur Analyse der sprachlich noch nicht erforschten Zunftbücher der Krakauer Goldschmiede im 14.-16. Jh. im Vergleich mit der Sprache der die Goldschmiede betreffenden Urkunden der Krakauer Kanzlei (*Acta Consularia Cracoviensia, Codex Picturatus von Balthasar Behem*) aus derselben Periode. Es wird auf das häufigere Auftreten oberdeutscher Merkmale in den Zunftbüchern im Vergleich mit den Kanzleieurkunden hingewiesen, was von der Herkunft der Schreiber aus dem obd. Gebiet und ihrer geringeren Bildung als die der Stadtschreiber zeugt.

Grażyna Łopuszańska geht in ihrem Beitrag zum Danziger Missingsch der Frage nach, inwiefern das gesellschaftlich determinierte Sprachbewusstsein der Sprachträger über die Aufnahme neuer sprachlicher Erscheinungen und über den Untergang anderer entscheidet.

Mit seinem Aufsatz zum Form-, Funktions- und Bedeutungswandel knüpft **Michail L. Kotin** an das Referat des Jubilars an (*Die Entstehung und Entwicklung des Bedeutungswandels*), das dieser im Jahre 2010 in Zielona Góra

gehalten hat. Im Artikel, der sich als Beitrag zu einer neuen, differenziert arbeitenden, mehrschichtig konzipierten, dabei aber auf einer weitgehend gemeinsamen und allen Ebenen eigenen Systematik basierenden Sprachwandeltheorie versteht, werden einige weitere Annahmen und Beobachtungen zu dem genannten Problemkomplex angeboten, wobei der Autor weitestgehend bei den Beispielen bleibt, die der Jubilar in seinem Grünberger Beitrag diskutiert hat, und zwar dem Substantiv *Volk* und dem Adverb *dann* bzw. der Konjunktion resp. Diskurspartikel *denn*.

Marek Biszczyński setzt sich in seinem Beitrag mit der Frage auseinander, was der Grund für das Vorhandensein mehrerer Sprachformen auf der jeweils früheren Entwicklungsetappe statt nur einer Sprachform mit vergleichbarer Funktionsleistung auf der jeweils späteren ist. Da im Rahmen einer stark komprimierten Darstellung eine komplexe Präsentation aller morphosyntaktischen Besonderheiten nicht möglich ist, werden die Untersuchungen sowohl zeitlich als auch räumlich begrenzt – die Entscheidung fiel zugunsten des 14. Jahrhunderts und der ausgewählten verbalen Morphosyntaktika in der Schweidnitzer Schriftsprache.

Im Aufsatz von **Grażyna Strzelecka** wird der Versuch unternommen zu zeigen, wie sich die Sprache des Finanzwesens in der Zeit von etwa 1886 bis etwa 1995 entwickelt und verändert hat. Zu diesem Zweck werden drei thematische Gruppen, die eng mit der finanziellen Sphäre der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen verbunden sind, untersucht. Sie umfassen das Bankwesen und die Währung, das Börsenwesen sowie allgemeine Erscheinungen und Prozesse in der Finanzwelt.

Den nächsten Abschnitt dieses Buches, *Zeit in der Sprache*, eröffnet der Beitrag von **Norbert Richard Wolf**, der sich mit dem Phänomen der Zeitlichkeit und Tempusverwendung in der Bibel auseinandersetzt. Im Artikel wird der Anfang des Lukas-Evangeliums in gegenwartssprachlichen und frühneuhochdeutschen Übersetzungen im Hinblick auf die Zeitgestaltung beschrieben, wobei es nicht um eine korpusbasierte Analyse geht, sondern um eine naive Lektüre einer kurzen Textstelle, die in unterschiedlichen Versionen auf den Rezipienten gekommen ist. Es handelt sich dabei um die Verwendung von Tempusformen und deren Funktionen, die aus dem Kontext heraus rekonstruiert werden sollen, sowie um deren Kooperation mit andern Formen der temporalen Information.

Der Aufsatz von **Maria Biskup** verfolgt das Ziel, die morphologische Struktur der adjektivischen Wortbildungsprodukte, die mit dem Wort „zeit-“ beginnen, zu untersuchen und zu beschreiben. Die Grundlage für die Untersuchung bilden 61 Lexeme, welche durch eine korpusbasierte Analyse der elektronischen ZEIT-Ausgaben ermittelt wurden. Aufgrund der durchgeführten

Untersuchungen wurde festgestellt, dass die umfangreichste und zugleich differenzierteste Adjektivgruppe die Determinativkomposita mit Partizip I und II bilden.

Über temporale und lokale Dimensionen des Personenbegriffs berichtet **Rafal Szubert**, dessen Bericht den zweiten Teil des Bandes abrundet.

Abschließend werden sprachliche Analysen des deutschen und polnischen Sprachsystems vorgestellt. Das Hauptanliegen des Beitrags von **Ewa Jarosińska** bilden das Vorfeld und einige Eigenarten seiner Besetzung in der geschriebenen deutschen Sprache. Anhand der vorgeführten Beispielsätze wird versucht, einige Aspekte aus der Vielfalt der sprachlichen Möglichkeiten, die innerhalb des Vorfeldes anzutreffen sind, zu illustrieren. Besondere Aufmerksamkeit wird der Komplexität und dem Umfang der Glieder, die vor der finiten Verbform im Aussagesatz stehen, gewidmet.

Der Gebrauch der Präpositionen in der medizinischen Fachsprache steht im Mittelpunkt des Aufsatzes von **Ewa Majewska**. Obwohl Präpositionen zu den am häufigsten im Text vorkommenden Wörtern gehören, werden sie oft vernachlässigt. Sie sind auch ein unentbehrlicher Bestandteil der medizinischen Fachsprache, was in dem Artikel nachgewiesen wird. Anhand von Texten in der deutschsprachigen medizinischen Fachpresse werden alle dort auftretenden Präpositionen nach ihrer Frequenz, ihrer Bedeutung und ihren Funktionen untersucht.

Basierend auf der Annahme, dass die Wortbildung ein separates Sprachsubsystem ausmacht, geht **Janusz Stopyra** in seinem Aufsatz davon aus, dass bestimmte wortbildungsmäßige Veränderungen als Veränderungen im Sprachsystem dargestellt werden können. In seinem Beitrag berichtet er über die neuesten Entwicklungstendenzen des Polnischen im Bereich der Wortbildung, zu denen u. a. die in den letzten Jahrzehnten entstandenen endozentrischen determinativen Zusammensetzungen gehören.

REFLEXIONEN



Laudatio auf Herrn Prof. Dr. Józef Wiktorowicz

Edyta Grotek (Toruń)

Es war einmal ein Hans, der sich jeden Tag beschwerte: „Mein Lieber Gott! Noch nie habe ich im Lotto gewonnen. Warum? Jeden Tag gewinnen welche, warum gerade ich nicht?“

Da lässt sich an einem Tag von oben Gottes Stimme hören: „Gib mir eine Chance! Kauf endlich mal ein Los!“

Es war einmal – und es war vor 10 Jahren – eine Studentin, die sich entschieden hat, ein Los zu kaufen: ihren Traum zu erfüllen und in der germanistischen Sprachwissenschaft zu promovieren. Sie hatte gerade das Studium an der Universität Toruń absolviert und beschloss dann, an der Lotterie in Warschau teilzunehmen und dort ihr Los zu kaufen.

Gekostet hat das Los ... Zeit: 3 Monate, bis die E-Mail an einen gewissen „großen“ Professor, Józef Wiktorowicz, Leiter der sprachwissenschaftlichen Abteilung, fertig war. Denn: wie soll man solch einen Professor anschreiben? Auf der einen Seite – eine kleine Studentin. Auf der anderen Seite – der große Professor, dazu noch ein Sprachwissenschaftler... Szanowny Panie Profesorze,.... Wielce Szanowny Panie Profesorze, ... Panie Profesorze, mein Traum war immer, ich wollte immer.... seit jeher träume ich...

So große Leute lesen die E-Mails kleiner unbekannter Studentinnen mit großen Träumen sowieso nicht. Es ist im Prinzip egal, was ich da hinschreibe. Die Mail landet im Papierkorb und ich muss weiter suchen – je schneller ich mich davon überzeuge, desto besser – dachte ich. Was im Endeffekt in der E-Mail stand, weiß ich nicht mehr. Beigefügt habe ich meine Magisterarbeit, einige Seminararbeiten und: Abschicken. Die Antwort kam in 2 Tagen – kurz und bündig: „Frau Edyta, kommen Sie nach Warschau. Lassen Sie uns reden!“ Und so bin ich gekommen, habe die Aufnahmeprüfung zum Doktorandenstudium bestanden, meinen Schlüssel zum Raum 115 in der Browarna-Straße erhalten und wurde für vier Jahre (und im Herzen für immer) zu einem Bestandteil des Germanistischen Instituts.

4 Jahre lang hatte ich das Glück, meinen Professor bei der Arbeit zu beobachten, mit ihm zusammenzuarbeiten und mich von ihm inspirieren zu lassen. Und auch nach der Promotion kann ich mich immer auf seine Hilfe und seinen Rat verlassen. Leise und bescheiden, dabei aber immer entschlossen, seinen Schülern die eigene Zielstrebigkeit, Akribie, Diszipliniertheit und Konsequenz beizubringen.

Innerhalb dieser Zeit hatte ich auch eine wunderbare Möglichkeit, sein Werk als Wissenschaftler, Didaktiker und Manager der Wissenschaft besser kennenzulernen.

Geboren ist er ... vor einigen Jahren in der Nähe von Opoczno. Nach dem Abitur, im Jahre 1961, ging er nach Warschau, um dort Germanistik zu studieren und gleich nach dem Studium seine didaktisch-wissenschaftliche Tätigkeit am – damals noch – Lehrstuhl für Germanistik aufzunehmen – zuerst als Assistent. Nach der Promotion, die er unter Betreuung von Prof. Jan Czochralski im Jahre 1971 geschrieben hat, zum Thema: „Z fonologii języka niemieckiego ksiąg miejskich Krakowa w XIV wieku“ (dt.: „Phonologie der Krakauer Stadtbücher des 14. Jh.“), wurde er Adjunkt. Nach der Habilitation – im Jahre 1984 („Semantische Analyse der Adjektive der Sinneswahrnehmung in der deutschen Gegenwartssprache“) wurde er zum Universitäts- und im Jahre 2000 zum ordentlichen Professor ernannt.

Was zwischen diesen Meilensteinen seines wissenschaftlichen Werdegangs liegt, ist... Zeit. 52 Jahre, 624 Monate, 2704 Wochen, 18928 Tage einfachen, alltäglichen Lebens, in dem sich mehrere Bereiche und Felder durchdrungen und durchflochten haben.

52 Jahre wissenschaftlicher Tätigkeit – das ist das alltägliche Schaffen, Forschen, Durchstöbern von Altdrucken und modernen Büchern – ständig auf der Suche nach sprachlichen und Mentalitätsphänomenen und deren Belegen. Gezielt, regelmäßig, außerordentlich fleißig und konsequent hat er innerhalb dieser Zeit seinen wissenschaftlichen Lebensteppich gewoben. Die Ergebnisse seiner Untersuchungen hat er in Form von Beiträgen, Artikeln, Monographien und Sammelbänden veröffentlicht. Es sind inzwischen knapp zweihundert Veröffentlichungen, welche eine Art bunter Steine oder Blumen im Gewebe des „grauen“ Forschens und Explorierens sind.

Sein wissenschaftliches Werk wird sowohl in Polen als auch in Deutschland hochgeschätzt und wurde von Anfang an mit mehreren Auszeichnungen gepriesen: Humboldtstipendium in den Jahren 1981-1983, Medal Komisji Edukacyjnej für die Erarbeitung und Umsetzung der Rundfunkkurse für Deutsch. Der wichtigste Preis aber ist seine Anwesenheit in dem Bewusstsein der germanistischen Welt – in Polen, Deutschland, Europa. „Prof. Wiktorowicz?“

habe ich einmal in Deutschland gehört: „Ja, kenne ich! Er gilt als einer der Nestoren der polnischen Germanistik!“

Professor Wiktorowicz hat sich auf seinem wissenschaftlichen Weg besonders der Lexikologie und Semantik verpflichtet, wobei er den Schwerpunkt seiner Forschung in der Sprachgeschichte sieht. Mehrere Beiträge widmete er auch der Textlinguistik und im Allgemeinen: den außersprachlichen Faktoren, welche sich in der Sprache widerspiegeln. Exemplifizierend seien an der Stelle nur solche von ihm untersuchten Phänomene genannt, wie: die sprachliche Kategorisierung der Welt oder Sprachgeschichte als Mentalitätsgeschichte. Viele der von dem Jubilar angesprochenen Themen wurden kontrastiv behandelt, wobei er mit einigen davon in den Bereich der Kontaktlinguistik rückte. Für die Letztere hat er einen Grundstein in der polnischen germanistischen Sprachforschung gelegt, und zwar mit solchen Publikationen, wie bspw. „Polnisch-Deutsch“, Die deutsch-polnische Nachbarschaft und ihre Widerspiegelung in der polnischen Sprache, (in: Cherubim, Dieter/ Karlheinz, Jakob/ Linke, Angelika (Hrsg.): Neue deutsche Sprachgeschichte. Mentalitäts-, kultur- und sozialgeschichtliche Zusammenhänge. Berlin-New York 1997, S. 337-348), Die Stellung des Polnischen in Schlesien im 17. und 18. Jahrhundert (in: Lasatowicz, Maria/ Rudolph, Andrea (Hrsg.): Städtische Räume als kulturelle Identitätsstrukturen. Schlesien und andere Vergleichsregionen. Berlin 2007, S. 137-144).

Um die deutsch-polnischen Beziehungen und Zusammenarbeit hat der Jubilar besondere Verdienste, nicht nur im Bereich seiner Publikationen, in denen er diese Kontakte auf der mentalen und sprachlichen Ebene in historischer Hinsicht untersucht, sondern auch auf zwischenmenschlicher Ebene, durch Teilnahme und Veranstaltung von internationalen Konferenzen, Pflege wissenschaftlicher und privater Kontakte, Durchführung mehrerer Projekte. Es sei hier nur das Große Wörterbuch Deutsch-Polnisch/Wielki Słownik Polsko-Niemiecki genannt, das bei PWN herausgegeben wurde und nicht nur auf der lexikographischen Ebene einzigartig ist, sondern auch in Hinsicht auf die Zusammenarbeit der Fachleute aus Deutschland, der Schweiz und Österreich. Es ist ebenso ein großer Beitrag zu dem gegenseitigen Völkerverständnis.

Die Wissenschaft sieht der Jubilar als einen immanenten Bestandteil des Alltags. Die Wissenschaft ist für ihn nicht nur eine „Matrix“. Was er erforscht, steht im engen Zusammenhang damit, was er erlebt, erfährt, was ihn umgibt, worüber er liest. Sprachwissenschaft hat Prof. Wiktorowicz zur Erfahrungswissenschaft gemacht, Wissenschaft, über die und die man erfährt, die man spürt, riecht, genießt.

Und dabei ist es für ihn eine Leidenschaft. Und dabei kann er sich auch amüsieren. Wir haben uns einmal über die Werke von Bogumil Goltz und

deren aus sprachwissenschaftlicher Sicht untersuchungswerte Aspekte unterhalten. Professor Wiktorowicz hat es damals wie folgt kommentiert: „Immer, wenn ich traurig bin, lese ich an seinem Buch „Die Deutschen“. Da muss ich immer lachen! Es ist so lustig!“.

Die praktische Dimension seines Schaffens drückt sich unter anderem in solchen Publikationen aus, wie „Deutsch im Polnischen Rundfunk“ (5 Rundfunkurse des Deutschen, gemeinsam mit Wanda Wiktorowicz, Margot und Wolfgang Heinemann), sowie „Lexikologie. Studienbegleitendes Lehrmaterial“. Diese praktische Herangehensweise wissen auch unsere Studierenden zu schätzen: Bei dem Portal „ocen.pl“, wo man den Dozenten für verschiedene Faktoren Noten vergeben kann, wird die Nützlichkeit der von ihm geleiteten Veranstaltungen mit der höchsten Note – 5 bewertet.

Und man muss an der Stelle betonen, dass er am Germanistischen Institut mehrere Seminare und Veranstaltungen leitete und leitet, die gerade nicht als die einfachsten gelten: historische Grammatik, Phonetik und Phonologie, kontrastive Grammatik. Von seiner didaktischen Begabung durften auch Studierende anderer Institutionen: Hochschulen und Instituten, profitieren: im In- und Ausland. Außer Vorlesungen und Veranstaltungen für angehende Lehrer, Gastvorträge an polnischen Hochschulen, war er ein Semester lang Gastprofessor an der Universität Hamburg.

Als Lehrer und Erzieher des wissenschaftlichen Nachwuchses war er Betreuer mehrerer Magisterarbeiten. Bis dato entstanden unter seiner wissenschaftlichen Betreuung 16 Doktorarbeiten, die an der Neophilologischen Fakultät der Universität Warschau erfolgreich verteidigt wurden:

Agnieszka Frączek: Zur Geschichte der deutsch-polnischen und polnisch-deutschen Lexikographie (1772–1868),

Andrzej Materna: Sprachliche Bewertungsmittel in den deutschen Texten der politischen Wahlwerbung,

Marta Czyżewska: Der Allgemeine Deutsche Sprachverein und sein Einfluss auf die journalistische Praxis am Ende des 19. Jahrhunderts,

Ireneusz Gaworski: Auswirkungen interlingualer Interferenz auf die deutsche Wort- und Satzgliedstellung im schriftlichen Bereich,

Grażyna Strzelecka: Sprache der Wirtschaft (1885–1995),

Kinga Zielińska: Czasowniki percepcji wzrokowej w języku polskim i niemieckim. Analiza kontrastywna pól semantycznych (dt.: „Die Verben visueller Wahrnehmung im Polnischen und Deutschen. Kontrastive Wortfeldanalyse.“),

- Anna Just:** Die Entwicklung des deutschen Militärwortschatzes in der späten frühneuhochdeutschen Zeit (1500–1648),
- Maria Biskup:** Bedeutungsentwicklung der Personalkollektiva im Deutschen vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart,
- Waldemar Czachur:** Die Entwicklung der Textsorte „Satzung“ im deutschen Vereinswesen des 19. Jahrhunderts,
- Edyta Grotek:** Die Entwicklung der landwirtschaftlichen Personen- und Berufsbezeichnungen in Deutschland von 1837 bis 2006,
- Iłona Podlasińska:** Eine pragmlinguistische Analyse und sprachliche Bewertung der politischen Reden der deutschen Politiker,
- Hanna Łaniewska-WoŃk:** Mentale Prädikate im Deutschen. Wort-/Bedeutungsfeld des Denkens,
- Norbert Karczmarczyk:** Metaphernkonzepte in der Sprachbeschreibung: Eine Analyse der ausgewählten sprachwissenschaftlichen und sprachphilosophischen Werke von Johann Georg Hamann bis Peter Hartmann,
- Małgorzata Bralska:** Die Textsorte Glosse und ihre Entwicklung in der überregionalen deutschen Tagespresse in der Nachkriegszeit am Beispiel der Zeitungen „Die Süddeutsche Zeitung“ und „Die Welt“,
- Agnieszka Zimmer:** Die phonetischen und graphematischen Veränderungen im Frühneuhochdeutschen im 15. und 16. Jahrhundert anhand der Akten der Stadt Elbing,
- Radosław Lis:** Einfluss der Bildungsreformen auf die Entwicklung der deutschen Schulterminologie im 19. Jahrhundert.

Wie sich der obigen Liste entnehmen lässt, ist die Themenbreite der von Professor Wiktorowicz betreuten Promotionen imponierend.

Ein weiteres Element, welches zu der Schönheit des Blumen-Lebensteppichs des Jubilars beiträgt, ist die Verwaltungs-, oder, um es im Geiste der Zeit auszudrücken: Management-Aktivität von Professor Wiktorowicz.

Als Direktor des Germanistischen Instituts, Leiter der Sprachwissenschaftlichen Abteilung, musste er den einfachsten Problemen des Alltags seine Stirn bieten, um allen Mitarbeitern den Rücken freizuhalten und ihnen ihre wissenschaftliche Entwicklung aber auch, was hier nicht vergessen werden darf, ihnen und ihren Familien somit ihr privates, normales Leben zu ermöglichen. Und wer einmal eine derartige Tätigkeit ausübte, der weiß genau, dass man dann mit verschiedensten Problemen zu kämpfen hat. Angefangen mit Druckpapier oder dessen Mangel, über die Herausgabe neuer Bücher, bis hin zu den schwersten, mit Personalpolitik zusammenhängenden Fragen. Die

Zeitspanne 1994-2000, gleich nach der Wende, in der der Jubilar das Germanistische Institut leitete, war umso schwieriger, als sich die Wissenschaft in Polen damals im Umbruch befand und sich mit einer ganz neuen, unstablen, niemandem bekannten Realität abfinden musste. Eine Zeit, in der man gerade von den Führungskräften neue wirtschaftliche, soziale und interpersonale Kompetenzen verlangte.

Trotz alledem litt die wissenschaftliche Aktivität des Jubilars nicht unter den zu erledigenden Verwaltungsaufgaben. Wie der Liste der Publikationen von Herrn Professor Wiktorowicz zu entnehmen ist, forschte er gründlich und schrieb regelmäßig auch innerhalb dieses Zeitraums. Wie oben angedeutet, enthält die Publikationsliste des Jubilars knapp zweihundert Positionen, im Durchschnitt ergibt das ein unglaubliches Ergebnis – alle 10 Wochen eine Publikation!

Es mag sich unwahrscheinlich anhören, als ob es keine Laudatio auf jemand von Fleisch und Blut wäre. Sie ist aber auf und über einen Menschen.

Denn dabei blieb er immer ein Mensch, mit vollem Verständnis für die Probleme des alltäglichen Lebens seiner Mitarbeiter und Schüler.

Und dies ist ein weiterer Puzzlestein, der das Bild des Jubilars vervollkommnet: Menschlichkeit.

Ob lediger Mann oder Frau mit drei Kindern – in dem Lexikon des Herrn Professors gibt es kein „es wird nicht gelingen. Es klappt nicht.“ Immer sagt er: „Machen Sie es, versuchen Sie es. Ich helfe Ihnen, wie ich kann.“ Unsere ersten Konferenzen, Sammelbände, Beiträge, Stipendien: „Tun Sie das, schreiben Sie es, lassen Sie es uns machen!“

Es war einmal ein Hans, der sich ständig beschwert hat, noch nie im Leben etwas gewonnen zu haben, der aber daran nicht dachte, dass man zuerst vielleicht ein Los kaufen müsste.

Es waren einmal Menschen, die ein Los gekauft, geschenkt bekommen, gefunden haben – ein Los, von dem sie ihr ganzes Leben lang profitieren werden. Und dieses Los ist, Professor Wiktorowicz begegnet zu sein.

Gleich nach meiner Promotion bekam ich eine Stelle an der Thorner Universität. Seitdem sind schon/ erst/ bereits 5 Jahre verstrichen. In dieser Zeit hat sich viel verändert. Zeit und Raum, Mensch und Gegenstand. Die Warschauer Germanistik hat ein neues Gebäude, in dem es keinen Raum 115 mehr gibt. Einige haben habilitiert, Familien gegründet, sind Eltern geworden. Wir sind in verschiedene Richtungen gegangen, arbeiten und leben teilweise in verschiedenen Städten, untersuchen verschiedene Forschungsfelder. Eins blieb

beständig – die Person unseres Professors. Wir alle, seine Doktorkinder, sind immer mehr oder weniger zusammen, wir spüren, dass uns etwas verbindet. Wir rufen uns an, schreiben E-Mails, machen gemeinsame Projekte, leisten uns Hilfe, schicken Infos über Konferenzen und verschiedene Ereignisse, lernen unsere Familien kennen, besuchen uns privat. Natürlich liegt es an uns. Aber ohne Herrn Professor Wiktorowicz wäre es nicht gegangen. Um ihn kreisen wir, er verbindet uns, er hat uns so gestaltet, hat uns das Gefühl verliehen: wir gehören zueinander, wir gehören einer besonderen Gemeinschaft an, der Gemeinschaft UM UNSEREN PROFESSOR.

Um denjenigen, der sich nach wie vor über jede E-Mail beugt, der jede Arbeit gründlich liest und deren Autoren mit fördernder Kritik unterstützt.

Um denjenigen, der Generationen von Germanisten verbindet, indem er einerseits eng mit seinen Alterskollegen zusammenarbeitet, andererseits aber auch jungen Menschen verhilft, in der Welt der germanistischen Sprachwissenschaft ihren eigenen Weg zu finden, sich zu profilieren, selbständig zu werden. Um denjenigen, der nicht darauf zielt, keine Konkurrenz auszubilden, sondern der ständig danach strebt, sich Nachfolger zu erziehen.

Wir wissen genau, dieses Los gewinnt in der Lebenslotterie. Wir wissen aber auch genau – und das haben wir von unserem Professor gelernt – dieses Los ist auch eine große Verantwortung und Verpflichtung. Jeden Tag, unser ganzes Leben lang.

Herr Professor, es gibt Worte, für welche es in natürlichen Sprachen keine Wörter gibt.... Und das einfache DANKE gibt sie vielleicht am besten wieder....



Die Zeit in unserem Leben

Wolfgang Schramm (Warszawa)

Szanowna Pani Dziekan!

Szanowny Panie Dyrektorze!

Szanowni Państwo!

Szanowne Koleżanki i Koledzy!

Herr Botschafter!

Meine Damen und Herren,

liebe Kolleginnen und Kollegen!

Przede wszystkim: Szanowna Pani Rydlewska-Wiktorowicz!

A w pierwszym rzędzie: Szanowny Panie profesorze Wiktorowicz, drogi Józefie!

Viele von uns, die wir uns heute hier versammelt haben, waren auch schon vor fünf Jahren dabei, als wir den 65. Geburtstag unseres Ordinarius gefeiert haben. Wir erinnern uns an seine Überraschung, als er so ganz unvermutet in so viele bekannte Gesichter blickte.

Aber du selbst, lieber Józef, hast uns an diesem 13. Juni 2008 auch überrascht. Nämlich mit der Mitteilung, dass der 13. Juni, allerdings 42 Jahre vorher, schon einmal ein besonderes Datum für Dich war, der Tag Deiner Magisterprüfung, und zwar im selben Gebäude wie die damalige Geburtstagsfeier. Damals, bei der Magisterprüfung, warst Du gerade 23 Jahre alt. Jetzt hast Du die 70 geschafft.

Heinrich Heine hat im April 1832 in den „Französischen Zuständen“ geschrieben: „Der heutige Tag ist ein Resultat des gestrigen“ (Heine 1833). Auch dieser heutige Tag kann nur gefeiert werden, weil es gestrige Tage gegeben hat, viele Tage – Wochen, Monate, Jahre. 70 Jahre.

Wer eine so lange Zeit gelebt hat, der hat einen weiten Weg auf den Berg des Lebens zurückgelegt und hat gleichzeitig an Höhe gewonnen. Für manche Einzelheiten braucht man von oben vielleicht ein Fernrohr, aber der Panoramablick ist großartig.

Raum und Zeit sind es also, die unser Leben ganz wesentlich bestimmen. Denken wir etwas über die Zeit nach, über **Die Zeit in unserem Leben**.

Für alles, was ich vortragen werde, trage ich natürlich die volle Verantwortung. Aber für Anregungen und für Materialien möchte ich mich herzlich bedanken bei Frau Professor Dr. Ewa Geller, Frau Dr. Birgit Sekulski und bei Herrn Dr. Waldemar Czachur. Besonders danke ich Frau Dr. Marta Czyżewska für die sachlichen Hinweise, aber auch für Ihre Unterstützung in technischen Belangen.

Als Linguisten erscheint uns die Zeit wohl zuerst als sprachliches Phänomen. Dass sie im Leben vieler Menschen seit jeher eine wichtige Rolle spielt, zeigen uns viele Kollokationen, also mehr oder weniger feste Verbindungen, mit dem Wort *Zeit*: Wir haben nur *wenig Zeit* oder *keine Zeit*. Selten hat jemand *alle Zeit der Welt*. Die Zeit kann *endlos* sein. Je älter man wird, umso öfter haben wir das Gefühl, dass die *Zeit kostbar* ist. Wir denken an die *vergangene* oder an die *verflossene Zeit*, an *alte Zeiten*. Wir haben *keine Zeit zu verlieren* und wir *vergeuden* oder *verschwenden* nicht gern *unsere Zeit*.

Jüngere Leute beherzigen vielleicht eher den Spruch: *Zeit ist Geld*. Wir älteren denken dagegen hin und wieder: *Es ist höchste Zeit*, dies oder jenes zu tun. Manchmal denken wir: *Zu meiner Zeit* war das anders. Aber damit stellen wir uns selbst ins Abseits. Denn wir sollten nicht vergessen: Auch *die heutige Zeit* ist unsere Zeit.

Man kann *Zeit gewinnen*, *Zeit gutmachen* oder eben *verlieren*, *eine Zeit bewusst erleben*, sogar *gestalten*, oder aber sich vom *Strom der Zeit* treiben lassen. Man kann *die Zeit* natürlich auch *nutzen*. Wir können mit der Zeit also viel anfangen.

Aber die Zeit kann auch so manches: Sie *vergeht*, manchmal *rast* sie sogar oder sie *verfliegt*.

Andererseits *zieht* sie sich endlos *hin* oder *scheint* gar *still zu stehen*. Oder sie *ist* einfach *weg*. Am Ende einer Kontrollarbeit heißt es: *Die Zeit ist um*. Eine ganz andere Bedeutung hat der Satz: Die Zeit ist *abgelaufen*. Und dass *der Zahn der Zeit nagt*, das merken wir auch hin und wieder.

Die Zeit kann uns auch helfen, uns beruhigen: *Kommt Zeit – kommt Rat*. *Die Zeit heilt alle Wunden*, bzw. *mit der Zeit gewöhnt man sich daran*. *Gut Ding will Weile haben*. Diese Verbindungen zeigen uns, wie wichtig die Zeit in unserem Leben ist.

Auch die Wortbildung spielt mit der Zeit: *Zeitabschnitt*, *Zeitarbeit*, *Zeitbombe*, *Zeitenwende*, *Zeitgefühl*, *zeitlebens*, *Zeitschrift*, *Zeitzündler*. Das sind nur einige der nahezu 100 Lemmata mit *Zeit*, die wir im deutsch-polnischen Wörterbuch von Wiktorowicz/Fraćzek finden können (Wiktorowicz/Fraćzek 2010). Und da habe ich die Komposita mit *Zeit* als Grundwort noch gar nicht

mitgezählt. Ich müsste also noch Wörter wie *Arbeitszeit*, *Freizeit*, *Jugendzeit*, *Lebenszeit*, *Sommerzeit* und *Winterzeit* und manch andere ergänzen.

Die Zeit, das Tempus, ist auch eine grammatische Kategorie. Und die hat es durchaus in sich: Es gibt in der deutschen Sprache 6 Tempusformen. Das ist die gängige Lehrmeinung, wobei es allerdings auch andere Auffassungen gibt. Heinz Vater schreibt z. B. vom Doppelperfekt (*Ich habe damals viele Begriffe nicht richtig definiert gehabt.*) und vom Doppelplusquamperfekt (*Mignon hatte sich versteckt gehabt.* – Diesen Satz hat er in Goethes Roman „W. Meisters Lehrjahre“ gefunden) (Vater 1991: 57).

Bleiben wir bei den bisher üblichen 6 Tempusformen, die man aber getrost verdoppeln kann, denn sie existieren sowohl im Indikativ als auch im Konjunktiv, und das Ganze sollte man dann noch mit drei multiplizieren, denn neben den Aktivformen gibt es noch das Vorgangspassiv und das Zustandspassiv, jedenfalls von vielen Verben. Also haben wir eigentlich, wenigstens theoretisch, 36 verschiedene Formen und das wiederum multipliziert mit 6, denn jede dieser Formen existiert tatsächlich in drei Singular- und drei Pluralvarianten. Also insgesamt 216 Formen, zumindest theoretisch. Nicht alle diese Formen werden auch tatsächlich benutzt. Aber gepaukt und abgefragt werden sie in der Schule oder im Studium ziemlich gnadenlos. Ich staune immer wieder über Sie, liebe Kolleginnen und Kollegen, und über viele Studentinnen und Studenten, die diese Menge an Formen in der Fremdsprache Deutsch beherrschen. Aber damit nicht genug, denn nun kommen die Ausnahmen:

Für das Perfekt brauchen wir ein finites Hilfsverb und das Partizip II des Vollverbs.

Beispiel:

Er hat die mittelhochdeutschen Ablautreihen fehlerfrei gekonnt.

Aber wo ist das Partizip in folgendem Satz?

Er hat die Ablautreihen aufsagen können. Aha, eine Ausnahme.

Eine andere unumstößliche Regel: Im eingeleiteten Nebensatz steht das finite Verb am Ende: *Er erzählte uns, dass in den Stadtbüchern auch mancher Zettel gefunden worden sei.* (Richtig: Das finite Verb sei steht am Ende.) und er setzt fort: ..., *dass er aber manche Handschrift fast nicht habe lesen können.* (Wo ist hier das finite Verb? Am Anfang der Verbkette. Wieder eine Ausnahme.)

Damit aber immer noch nicht genug:

Tempusformen haben nicht immer tatsächlich mit der Zeit zu tun, die sie angeblich bezeichnen:

– Wo ist denn Frau Dr. Müller? – *Sie wird in der Bibliothek sein.* (Also Futur I. Aber geht es um die Zukunft? Nein. Sie ist jetzt in der Bibliothek. Ich weiß es allerdings nicht genau.)

An der Hotelrezeption heißt es:

– *Wie war noch mal Ihr Name?* – Wieso „war“, also Präteritum? Ich heiße immer noch Schramm.

Plusquamperfekt im Bäckerladen:

– *Ich hätte gern 4 Brötchen gehabt.* – Man könnte fragen: Und jetzt, wo Sie an der Reihe sind, möchten Sie keine mehr?

– *Ich hätte gern gewusst, wann Frau Dr. Weber Sprechstunde hat.* – Und jetzt brauchen Sie diese Information nicht mehr? Oder warum sonst benutzen Sie das Plusquamperfekt?

– *Warschau liegt an der Weichsel.* = Präsens, aber Gegenwart? Wenn wir eine präzisierende Zeitbestimmung dazu nähmen, ergäbe das ein ganz falsches Bild: *Warschau liegt jetzt, gegenwärtig, zur Zeit, momentan an der Weichsel.* Lag die Stadt früher am Bug?

Also Probleme, dass man verzweifeln könnte. Nur die polnische Grammatik ist wohl noch verwirrender.

Nach Ostern sprach Frau Prof. Wich-Reif von der Universität Bonn hier über Grammatik und Grammatikvermittlung. Und sie erwähnte die Probleme von Grammatiklehrern bei der Suche nach realistischen Beispielen für die Verwendung des Futur II. Die sind tatsächlich schwer zu finden, wenn man das Futur II zuerst und vor allem in der Nähe der Zukunft sucht:

– *Bis zur nächsten Woche werde ich das Buch gelesen haben.*

Üblicherweise verwenden wir hier das Perfekt: *Bis zur nächsten Woche habe ich das Buch gelesen.* Ist das Futur II also überflüssig, veraltet, weltfremd?

Ich vermittele den Studenten diese Form zuerst als Ausdruck der Vergangenheit:

– (Wie konnte der Monitor aus dem Raum verschwinden?) – *Herr Schramm wird den Hörsaal nicht abgeschlossen haben.* Aha, das Futur II als ganz üblicher Ausdruck der Vergangenheit, wenn es sich gleichzeitig um eine Vermutung handelt. Nicht veraltet, nicht überflüssig. Sondern sogar ein bisschen sprachökonomisch, denn ich erspare mir Modalwörter, wie *wahrscheinlich* bzw. *vielleicht*.

– Neben den grammatischen Tempusformen gibt es in der deutschen Sprache noch viele andere Ausdrucksmittel für die Zeit. Zum Beispiel die Zeitadverbien: Jetzt, immer, damals, vorgestern ... Unser heutiger Jubilar hat ganze Bücher darüber geschrieben und zwar, zusätzliche Schwierigkeit, über Zeitadverbien, die in der Vergangenheit, vor Jahrhunderten, eine Rolle spielten und heute zum Teil sogar von Muttersprachlern vergessen sind: „Die Temporaladverbien in der mittelhochdeutschen Zeit.“(1999) Und: „Die Temporaladverbien im Frühneuhochdeutschen. Von 1350 bis 1500.“(2001) Und (2008): Die Temporaladverbien im Frühneuhochdeutschen von 1500 bis

1700“. Darüber hinaus hat er „Zur semantischen Analyse einiger zeitrelativer Temporaladverbien in der deutschen Gegenwartssprache“ (2004) beigetragen. Und bereits 1995 hat er „Temporale Partikeln und Erwartungshaltungen im Deutschen und Polnischen“ untersucht.

Ich habe mich sehr gefreut, bei den „Temporaladverbien im Frühneuhochdeutschen bis 1500“ gute Bekannte zu treffen. Manche dieser Formen sind heute noch im Erzgebirge lebendig. Das Adverb „alle weil“ in der Bedeutung „die ganze Zeit, fortwährend“ hatte einen festen Platz im Wortschatz meiner Mutter. Ebenso wie die Präpositionalkonstruktion „zu jeder frist“ in der selben Bedeutung: „Hilft Gott nicht zu jeder Frist, hilft er doch, wenn's nötig ist.“ (Wiktorowicz 2001: 17 und 19)

Auch die Partizipien können zeitliche Verhältnisse ausdrücken:

– *Ich hörte lachende Kinder.* Das Partizip Präsens drückt hier die Vergangenheit aus. *Ich hörte Kinder, die lachten.* (In Übereinstimmung mit dem Präteritum des Verbs „hörte“.)

– *Die Studenten beantworteten Fragen zum gehörten Text.* > *Sie beantworteten Fragen zum Text, den sie gehört hatten.* Das Partizip Perfekt ist hier ein Äquivalent zum Plusquamperfekt. Die Zeit also als ein ernst zu nehmendes Phänomen in der Sprachwissenschaft. Aber nicht nur dort: Auch die Didaktik befasst sich mit der Zeit.

Wenn wir einen Satz sprechen, produzieren wir ihn Wort für Wort, ganz in der linearen Reihenfolge. Auch wenn das mehrteilige Prädikat eine Einheit bildet, müssen wir mit dem zweiten Teil bis zum Ende des Aussagesatzes warten:

– Ich habe Ihre Frage nicht ganz verstanden.

Und der Hörer nimmt das Gesagte ebenso Wort für Wort, eben ganz linear, auf. Das ist für Simultandolmetscher eine große Herausforderung, fast nicht zu schaffen:

– *Er brachte das Mädchen, das er in der Disko kennengelernt und mit dem er den ganzen Abend getanzt hatte, ... ja, was denn nun? brachte sie – **zum Lachen?** – brachte sie **dazu, dass sie sich küssen ließ?**, brachte sie – **nach Hause?** Oder gar brachte sie – **um?***

Aber auch für gewöhnliche Hörer ist es eine gehörige Anstrengung. Denn die Psychologen, die Lerntheoretiker haben herausgefunden, dass wir einen Zeitraum von etwa 5 Sekunden als Gegenwart empfinden. 5 Sekunden lang (Die Angaben in der Literatur schwanken dabei etwas.) behalten wir das Gesagte problemlos im Gedächtnis. Das sind 4 – 5 Wörter. Alles, was länger dauert, müssen wir im Kurzzeitgedächtnis speichern, uns also merken. Und mit dem 14. Wort etwa setzt beim Erwachsenen das Verständnis ganz aus¹.

1 Vgl. dazu u. a.: Schneider, Wolf (1986): Deutsch für Profis. München, S. 86.

Das ist letzten Endes der Grund, warum wir bei einem Diktat erst den ganzen Text vorlesen, damit die Lerner ihn inhaltlich erfassen können, dann aber diktieren wir ihn in Wortgruppen, und nicht in einzelnen, isolierten Wörtern. Bei einem normalen Vortrag hingegen müssen wir unser Gehirn nicht nur aktivieren, um das Gehörte inhaltlich zu begreifen, sondern auch, um es zu speichern und mit dem vorher Gesagten in Beziehung zu setzen. Das hat natürlich erhebliche Auswirkungen auf einen Sprecher, der seine Zuhörer nicht zum Abschalten provozieren will. Er sollte seine Rede gliedern, Redundanz einbauen, durch Beispiele auflockern und veranschaulichen, und auch Partikeln benutzen. Aber was erleben wir oft auf Konferenzen? Da wird das zum Druck einzureichende Manuskript vorgelesen. Der Hörer wird gezwungen, einen Text durch bloßes Anhören zu verstehen, der eigentlich fürs mehrmalige Lesen bestimmt ist.

Kommen wir zum Lesen und Schreiben:

Wenn wir einen Satz aufschreiben, dann produzieren wir ihn ebenfalls Wort für Wort, ganz linear. Natürlich können wir ihn nachträglich noch korrigieren, verändern, zumal heutzutage mit dem Computer. Aber erst einmal gehen wir ganz linear vor.

Anders der Leser eines Textes. Denken wir an die 5 Sekunden bzw. 4-5 Wörter. Diese Textmenge können wir mit einem Blick erfassen. Ein Augenblick hat deshalb nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine räumliche Dimension. Wir lesen also nicht Wort für Wort, sondern wir blicken jeweils auf eine ganze Wortgruppe. Dadurch können wir einen geschriebenen Text viel schneller erfassen als einen gesprochenen. Wir müssen uns nicht dem Tempo des Textproduzenten anpassen. Wir können gegebenenfalls auch einen Blick zurück werfen, um uns zu vergewissern, und wir können auch schon einen Blick voraus riskieren, um zu sehen, ob sich das genaue Lesen lohnt. Manchmal ersetzt unser Gehirn auch ein fehlendes oder unvollständiges Wort des Textes. Wir verstehen ihn deshalb trotz des jeweiligen Mangels. Auf dem Phänomen des Erfassens von Wortgruppen beruht das schnelle oder kursorische Lesen, das Überfliegen eines Textes. Manchmal aber ersetzt unser Gehirn das geschriebene Wort auch durch ein anderes, falsches Wort. Es kommt zu Missverständnissen, zu Fehlleistungen.

Nehmen wir dagegen eine Leuchtschrift auf einem Laufband, z. B. in der Metro die Anzeige der nächsten Station oder die laufenden Untertitel im Fernsehen, die TV-Ticker. Wenn das Laufband nur ein oder zwei Wörter freigibt, sind wir auch zu einem entsprechenden, eben geringeren Lesetempo gezwungen. Und damit sind wir wieder beim Tempus, also der Zeit.

Das Phänomen Zeit spielt auch in der schönen Literatur eine mehrfache Rolle: Einerseits geht es um Erzählzeit und erzählte Zeit. Im Drama, in Dia-

logen überhaupt, stimmen beide Ebenen überein. In der Prosa ist das anders, wie ein Ausschnitt aus Thomas Manns Roman „Buddenbrooks“ zeigt: *Er (der alte M. Johann Buddenbrook – W.S.) erkundigte sich nach Tonys Acker und Vieh, fragte, wieviel sie für den Sack Weizen nähme und erbot sich, Geschäfte mit ihr zu machen.*

Bis hier haben wir eine Zeitraffung: Die Erzählzeit ist kürzer als erzählte Zeit. Im Text heißt es dann weiter:

Sein rundes, rosig überhauchtes und wohlmeinendes Gesicht, dem er beim besten Willen keinen Ausdruck von Bosheit zu geben vermochte, wurde von schneeweiß gepudertem Haar eingerahmt, und etwas wie ein ganz leise angedeutetes Zöpflein fiel auf den breiten Kragen seines mausgrauen Rockes hinab. Er war, mit seinen siebenzig Jahren, der Mode seiner Jugend nicht untreu geworden; nur auf den Tressenbesatz zwischen den Knöpfen und den großen Taschen hatte er verzichtet. – Sein Kinn ruhte breit, doppelt und mit einem Ausdruck von Behaglichkeit auf dem weißen Spitzen-Jabot (Mann 2011).

Hier bleibt die Zeit scheinbar stehen, während wir uns Johann Buddenbrook genau ansehen.

Andererseits ist die Zeit aber auch selbst Gegenstand literarischer Gestaltung, und natürlich in ganz unterschiedlicher, individueller Weise:

Christa Wolf hatte es sich zur Gewohnheit gemacht, vierzig Jahre lang, von 1960 bis 2000 einen bestimmten Tag im Jahr, den 27. September, zu beschreiben, und fragte sich:

Ist Leben identisch mit der unvermeidlich, doch rätselhaft vergehenden Zeit? Während ich diesen Satz schreibe, vergeht Zeit; gleichzeitig entsteht – und vergeht – ein winziges Stück meines Lebens. So setzt sich Leben aus unzähligen solcher mikroskopischen Zeitstücke zusammen? (Wolf 2003: 5)

Der polnische Dichter Henryk Sekulski denkt über sein Leben nach:

Prawie wszystko już było. Jeszcze wszystko będzie,
przynajmniej to, co schował los dobrze przede mną. (Sekulski 2012: 242)

Und der mongolische Schriftsteller Galsan Tschinag schrieb mir vor zwei Jahren:

Versuche, dich auf der steingrauen, grasgrünen Erde unter dem Lichtschein des blauen Himmels mit der roten Sonne, dem weißen Mond und den zahllos vielen bunten Sternen jeden Tag neu einzurichten.

Vergiss dabei die verblühten Tage und bilde dir nichts auf die knospenden ein.

Was zählt, ist einzig der heutige.

Und bei einigem Geschick, im Falle, du hast wirklich in den Griff bekommen, in diesem Tag und dieser Nacht zu leben, dann wird es dir möglich sein, die Zeitgrenze vor- und rückwärts zu verwischen und in einem einzigen, vorerst endlosen und ewigen Jetzt zu verweilen. (Tschinag 2011: 11)

Diese Texte führen uns zu einem nächsten Gedanken: Das Phänomen Zeit hat auch etwas **Zauberhaftes, Verzauberndes**. Mein Zauberwort in der Kindheit hieß FRÜHER. FRÜHER, das war vor allem die Zeit, als ich noch nicht auf der Welt war. Mein Großvater erzählte: „Früher hatten wir zwei Pferde. Manchmal sind wir in der Kutsche oder im Spazierschlitten zu Verwandten auf Besuch gefahren.“ In meiner Kindheit gab es nur noch Suse, unsere schwarze Stute, und zwei Ochsen als Zugtiere. Die Kutsche stand deshalb ungenutzt im Schuppen. Wir Kinder haben uns manchmal hineingesetzt, von FRÜHER geträumt und uns ausgemalt, wie wir mit zwei Pferden übers Land fahren. FRÜHER, das war aber auch die Zeit, als die Großmutter ein kleines Mädchen war, das barfuß oder in Holzpantoffeln zur Schule laufen musste. Und FRÜHER war die Zeit, als unsere Mutter als 15-jähriges Dienstmädchen im Landjahr beim Bauern Paul Schramm arbeitete und der Sohn des Bauern ihr zu Weihnachten aus einem Besenstiel und einigen Fichtenzweigen einen Weihnachtsbaum bastelte, den sie an die Wand ihrer Kammer hängen konnte. Und wir Kinder staunten, was unser Vater als 16-Jähriger alles angestellt hatte, um das Dienstmädchen zu beeindrucken.

Die Zeit hat also auch einen **Gefühlswert**. Gleichzeitig ist sie eine **physikalische und mathematische Größe**: Albert Einstein hat damit Weltruhm erlangt. Ich gestehe, dass ich von Physik fast keine Ahnung habe, dass ich die Formel $E = mc^2$ zwar kenne, mit ihr aber nicht viel anfangen kann. Aber mich fasziniert Einsteins Erkenntnis, dass die Zeit langsamer bzw. schneller vergeht, wenn man unterwegs ist und eine Uhr mitnimmt. Das hängt jedoch davon am, ob man sich mit der Erdumdrehung bewegt oder in entgegen gesetzter Richtung. Allerdings ist der Unterschied kaum wahrnehmbar.

Die Relativität der Zeit haben wir alle aber sicherlich schon ganz praktisch erlebt. Denken wir an unsere Kindheit. Die Zeitspanne von einem Geburtstag oder Namenstag zum nächsten war unendlich. Das nächste Weihnachtsfest lag in undenkbarer Ferne.

Der Pädagoge Heinrich Roth hat sich damit intensiver beschäftigt und Folgendes festgestellt:

Das Zeitbewusstsein entwickelt sich beim Menschen stufenweise:

Der Säugling lebt vollständig in der Gegenwart.

(Die Eltern von Kindern im entsprechenden Alter wissen, dass es für Säuglinge eine Kleinigkeit ist, die Nacht zum Tage zu machen).

Ein Kleinkind lebt in der Phase des naiven Zeiterlebens.

Mit dem Schulalter beginnt die Phase des Zeitwissens. (Der Tag wird stärker strukturiert und von außen bestimmt.)

Später kommt die Phase der Zeiterfahrung und Zeitreflexion².

Und heute, im Erwachsenenalter? Kaum ist der Weihnachtsbaum zersägt oder im Keller verschwunden, stehen Ostern und damit der Frühjahrsputz vor der Tür, dann muss der Semesterabschluss bewältigt werden, der Sommerurlaub verfliegt schneller als jeder andere Jahresabschnitt; kaum hat das neue Studienjahr begonnen, wird wieder über Weihnachtsgeschenke nachgedacht. Der Handel „unterstützt“ diese Schnelllebigkeit mit allen Kräften. Auf dem Berliner Hauptbahnhof hingen schon ein paar Tage nach Ostern Kalender für das nächste Jahr. Damit wir auf keinen Fall vergessen, welche zu kaufen.

Apropos Kalender:

Die Zeit, zumindest die Zeitberechnung und -einteilung, kann auch ein Ausdruck von Kultur im weitesten Sinne (auch von Religion) sein:

Warum wird der regelmäßige Wechsel von kürzeren und längeren Monaten bei Juli und August unterbrochen, die beide 31 Tage haben? Die Kalenderreform durch Gajus Julius Cäsar im Jahre 45 v. Chr. gab dem einstigen sechsten Monat, dem Sextilis, statt der bisherigen 29 Tage nun 31 Tage. Erst 37 Jahre später erhielt dieser Monat nach Kaiser Augustus die Bezeichnung August. Also stimmt die Interpretation nicht, die ich noch aus meiner Schulzeit kenne, dass der nach Kaiser Augustus benannte Monat um einen Tag verlängert wurde, weil er nicht weniger Tage haben durfte als der zu Ehren von Julius Cäsar bezeichnete Juli.

Wir zählen unsere Jahre heute ab der Geburt Christi. Aber das war natürlich nicht immer so: Der Römische Kalender begann die Zählung ursprünglich ab der Einweihung des Jupitertempels im Jahre 507 v. Chr. Erst später begann man die Zeit ab der Gründung der Stadt Rom im Jahre 753 v. Chr. zu berechnen. (So viel zu meinem Wikipedia-Wissen). Und heute zählen wir also die Jahre ab Christi Geburt. Aber bei den Tagen, also der Feineinteilung, gab es noch lange Zeit hindurch Unterschiede:

Auf dem Evangelisch-Augsburgischen Friedhof in Warschau finden wir u. a. die Familiengruft des Generals von Oldenburg, mit folgenden Daten:

General Theodor von Oldenburg, 2. März 1791 – 5. / 17. August 1866

Elmira von Oldenburg, 16. / 28. Oktober 1795 – 8. / 20. Oktober 1855

2 Vgl. Roth, Heinrich (1955): Kind und Geschichte. München.

Er wurde am 2. März 1791 geboren und starb am 17. August 1866. Aber als Todestag ist auch der 5. August angegeben. Starb er zweimal? Natürlich nicht. Geboren wurde er in Deutschland, das spätestens ab dem Jahre 1700 nach dem Gregorianischen Kalender rechnete. Gestorben ist er aber im russisch besetzten Warschau, und hier galt, wie auch im damaligen Russland üblich, noch der Julianische Kalender. Der Todestag ist also nach dem damals in Warschau geltenden Kalender, aber auch mit Rücksicht auf seine deutsche Nationalität zweimal angegeben. Bei seiner Frau sind sowohl das Geburts- als auch das Todesdatum doppelt angegeben, denn sie war zwar auch Deutsche, wurde aber am 16./ 28. Oktober 1795 im russisch besetzten Reval (Tallin) geboren und starb am 8./20. Oktober im ebenfalls russisch besetzten Warschau. Die Daten nach dem Gregorianischen Kalender sind bei ihr also nur eine Verbeugung vor ihrer deutschen Abstammung.³

Als Schüler habe ich mich immer gewundert, dass die Oktoberrevolution erst im November gefeiert wurde.

Und bei meinen namenkundlichen Forschungen auf dem Jüdischen Friedhof in der Warschauer Okopowastraße⁴ stand ich eines Tages auch am Grab von Salomea z Blumenthalów Winterrok. Sie starb am 7. April 1879 (wahrscheinlich nach dem Julianischen Kalender.) Aber als Todestag ist auch der 14. Nisan 5639 angegeben, denn der Jüdische Kalender beginnt im Jahre 3761 v.u.Z., das als Jahr der göttlichen Schöpfung bzw. der Austreibung aus dem Paradies gilt. Und auch die Jahreseinteilung und die Monatsnamen sind nach jüdischem Brauch anders geordnet. In dem Text „Zvi Kolitz“ von Paul Badde lesen wir:

In dem kleinen Litauen hatte sogar der jüdische Kalender fast mehr gegolten als jede andere Zeitrechnung (mehr als später in Israel). Bis heute weiß Zvi Kolitz vom Todestag seines Vaters nur noch, dass es der 22. Tag des „Tewet“ war, also ein Tag irgendwann im Januar – und es interessiert ihn bis heute nicht, ihn auf das gregorianische Datum umzurechnen (Badde 2004: 116 f.).

Als mein Flugzeug im September 1981 auf afghanischem Boden aufsetzte, landete ich im Jahr 1359. Denn die Zählung der Jahre beginnt in islamischen

3 Vgl. Schramm, Wolfgang (2011a): Deutsche Namen auf polnischen Friedhöfen – Der Evangelisch- Augsburgische Friedhof in Warschau. In: Grotek, Edyta/ Just, Anna (2011): Im deutsch-polnischen Spiegel. Sprachliche Nachbarschaftsbilder. Frankfurt am Main, S. 37-52.

4 Vgl. Schramm, Wolfgang (2011b): Deutsche Namen auf dem jüdischen Friedhof in der Warschauer Okopowa-Straße. In: Studia Niemcoznawcze-Studien zur Deutschkunde 47, S. 635-637.

Ländern im Jahre 622, als der Prophet Mohammad von Mekka nach Medina auswanderte. Und wie um meine Verwirrung noch zu steigern, erfuhr ich, dass das neue Jahr nicht Anfang Januar, sondern am 21. März beginnt. Der wichtigste Fixpunkt im islamischen Kalenderjahr ist der Fastenmonat Ramadan. Weihnachten spielte in Kabul keine Rolle, aber auch Silvester und der 1. Januar waren ganz normale Arbeitstage. Der Silvestertag 1984 hat sich mir nur deshalb eingepägt, weil ich morgens gegen 5 Uhr durch ein Erdbeben im wahrsten Sinne des Wortes wachgerüttelt wurde. Die Lampe schlug gegen die Decke, Bücher fielen aus dem Regal, auf dem Küchenboden lagen Teller und Tassen. Aber die Schäden waren insgesamt nicht so groß und um 8 Uhr begann wie üblich der Unterricht an der Universität. Wahrscheinlich niemand, außer mir, hatte unseren Silvestertag im Kopf.

Und meinen Freunden im südvietnamesischen Saigon und im mongolischen Ulaanbaatar gratuliere ich Ende Januar oder Anfang Februar zum Tet-Fest bzw. zum Tsagan Sar, dem Neujahrsfest. Machen wir uns also frei von unserem egozentrischen Denken. Wir sind nicht der Nabel der Welt. Andere Leute berechnen ihre Lebenszeit ganz anders als wir, aber dennoch nicht weniger intelligent.

Die Zeit ist manchmal auch etwas **unheimlich**; wir erleben etwas wie **im Zeitraffer**.

Am Heiligabend 2011 (also vor anderthalb Jahren) war ich nach langer Zeit wieder einmal in unserer alten Dorfkirche. Mein jüngster Bruder Volkmar, 18 Jahre jünger als ich, begleitete mich. Wir standen auf der ersten Empore, direkt unter der Orgel, dem Altar genau gegenüber. In meiner Kindheit habe ich nie dort gestanden, denn es war der Platz der Honoratioren, des Kirchenvorstandes. Als der Gottesdienst zu Ende war und während die Besucher langsam die Kirche verließen, erzählte ich Volkmar: Dort unten, am Altarplatz, habe ich am Heiligabend 1959 mit 13 Jahren im Krippenspiel den Joseph dargestellt. Und dort oben auf der zweiten Empore, direkt unter dem Kreuzifix, habe ich im Posaunenchor das Tenorhorn geblasen. Das alles vor über 50 Jahren, also FRÜHER. Ich schwelgte ein bisschen in Jugenderinnerungen. Und Volkmar wurde wieder einmal klar, dass es FRÜHER, also vor seiner Geburt, in unserer Familie auch ein Leben gegeben hatte. Inzwischen war die Kirche fast leer geworden, wir drehten uns um und wollten auch gehen. Da sahen wir, direkt hinter uns, drei alte, handgearbeitete Stühle: Schemelbeine, ein Brett als Rückenlehne. Auf dem mittleren Stuhl die Initialen JGH. Ich stand wie vom Blitz getroffen und dachte: Bedeuteten diese Buchstaben etwa Johann Gotthold Heinig? Wie sich später herausstellte, war das wohl tatsächlich der Kirchenstuhl des Urgroßvaters unseres Großvaters. Bauer, Müller und Bäcker; Zeitgenosse sächsischer Berühmtheiten wie des Komponisten Richard

Wagner, der Australienforscherin Amalie Dietrich und des Baumeisters Gottfried Semper. Dieser Stuhl stand nach über 200 Jahren immer noch an seinem Platz auf der 1. Empore unter der Orgel in der Kirche von Dorfchemnitz. Und ganz selbstverständlich hatte auch an diesem Heiligabend jemand darauf gegessen. Da war die Vorvergangenheit ganz nah, und ich war mit meinen 50-jährigen Erinnerungen ziemlich abgeschlagen.

Professor Wiktorowicz hat sich noch tiefer in die vergangenen Zeiten eingegraben: Als er die Stadtbücher von Krakau untersuchte, interessierte ihn, „wie im 14. Jahrhundert die Bürger Krakaus gesprochen haben“⁵.

Das war ein wissenschaftlich äußerst anspruchsvolles Unternehmen. Aber mehr noch: Józef Wiktorowicz hat dabei auch ein beträchtliches Maß an Zivilcourage bewiesen, denn es war zur damaligen Zeit, in den 60er Jahren, nicht selbstverständlich, sich mit der deutschen Vergangenheit einer polnischen Stadt zu beschäftigen. Und schon gar nicht selbstverständlich war es, als er später mit sprachwissenschaftlichen Methoden den Geburtsort des Bildhauers Veit Stoß eingrenzte und ihn schließlich nördlich von Nürnberg lokalisierte. Denn damit widersprach er der bis dahin veröffentlichten Meinung, dass Veit Stoß slawische Wurzeln gehabt habe.

Die Zeit heilt und hilft:

Kommt Zeit, kommt Rat. Die Zeit heilt alle Wunden. Aber das Letzte zumindest stimmt nur sehr eingeschränkt. Im Stadtbild von Warschau verschwinden zwar die letzten Kriegsrüden und die durch Bomben gerissenen Baulücken. Aber überall in der Stadt erinnern Gedenksteine an die Schreckensherrschaft der deutschen Besatzer. Und in den 3 Büchern „Warszawa nieodbudowana“ sehe ich, was für eine großartige Stadtlandschaft durch die deutschen Bomber ausgelöscht wurde. Als ich vor über 20 Jahren nach Warschau kam, gab es im Museum für Stadtgeschichte am Altmarkt eine Sonderausstellung von Plakaten und Bekanntmachungen aus der Zeit der deutschen Besatzung, in deutscher und in polnischer Sprache: Wer nach 18 Uhr auf der Straße getroffen wird, wird erschossen. Wer sich einer Kontrolle durch Flucht entzieht, wird erschossen. Wer sich in einer verbotenen Gegend der Stadt aufhält, wird erschossen⁶. Und wenn im nächsten Jahr das Jüdische Museum eröffnet wird,

5 Vgl.: Über die Krakauer Kanzleisprache und ihre Erforschung – ein Gespräch mit Herrn Prof. Dr. Józef Wiktorowicz, geführt durch Waldemar Czachur und Anna Just. In: Wiktorowicz, Józef (2011): Krakauer Kanzleisprache. Forschungsperspektiven und Analysemethoden. Warszawa, S. 9ff.

6 In den Original-Bekanntmachungen heißt es z. B. dazu: „Es sind 140 polnische Verbrecher ... öffentlich hingerichtet worden.“ – „Bei einer Wiederholung ... werden die Geiseln erschossen.“ – „Wer dieser Anordnung zuwiderhandelt, hat schwere Bestrafung zu erwarten.“ – „Wer Selbstschutzgeräte stiehlt oder beschädigt, kann als Volksschädling mit dem

werden wir erneut erkennen, was die deutschen „Übermenschen“ angerichtet haben durch die Vernichtung der Juden: in Polen, in Frankreich, den Niederlanden, in vielen anderen Ländern und nicht zuletzt auch in Deutschland selbst. Was alles an Geist, Esprit, Humor, an Kultur und Lebensfreude ausgelöscht wurde.

Und auch andere Wunden und Lücken können nicht mehr geschlossen werden. Mir wurde das wieder deutlich bei der Beschäftigung mit der Geschichte meiner Familie. Ein Glück für mich, dass wir Aufzeichnungen haben, die bis ins 16. Jahrhundert zurückreichen. Aber ich weiß von polnischen Kollegen, dass es hierzulande fast unmöglich ist, auch nur bis in die vorletzten Generationen vorzustoßen, weil Akten, Kirchenbücher und persönliche Aufzeichnungen in den Kriegszeiten verbrannt sind, geraubt wurden oder anderweitig verschwanden.

Kommen wir nun zum optimistischen Ausklang, denn man kann auch versuchen, *die Zeit zu überlisten*. Dazu greife ich noch einmal auf meine Familiengeschichte zurück:

Ich studiere jetzt die Dokumente über das Leben meines Großvaters. Und zu Ostern dieses Jahres bekam ich seine Schulzeugnisse in die Hände. Im Jahre 1917, auch zu Ostern, wurde er „wegen Beendigung der Schulpflicht“ aus der Berufsschule entlassen. Überganglos wurde er von der Schulbank weg zum Militär eingezogen und in den 1. Weltkrieg geschickt. Das war damals ein durchaus üblicher Vorgang. Die eigentliche Sensation war das zweite Zeugnis, das ich fand. Ich kannte es schon, aber ich hatte es 40 Jahre lang nicht gesehen und deshalb vergessen. Plötzlich stand alles wieder deutlich vor mir: Als ich im Herbst 1971 meine dreijährige Arbeit in der Mongolei aufnahm, entdeckte ich für mich eine neue Welt, eine unbekannte, faszinierende Kultur. Aber in meinen Briefen nach Hause jammerte ich wohl auch ein bisschen darüber, dass ich meine Doktorarbeit wahrscheinlich vergessen könne. Denn die germanistische Bibliothek an der Universität Ulan-Bator bestand aus exakt zwei Büchern: die Duden-Rechtschreibung und die Deutsche Grammatik von Walter Jung. Als ich nach einem Jahr erstmals wieder nach Hause kam,

Tode bestraft werden.“ Die o.g. Beispiele finden sich in der von mir betreuten Magisterarbeit „Amtliche Bekanntmachungen aus der Zeit der deutschen Besetzung Polens“ von Ewa Sołowianowicz, die im Jahre 2011 vorgelegt wurde. / „Wegen unbefugten Verlassens des jüdischen Wohnbezirks in Warschau sind die Juden ... zum Tode verurteilt worden. Das Urteil ist vollstreckt worden.“ – „Jede jüdische Person, die ... das Ghetto verlässt, wird erschossen.“ – „Wer unberechtigt in dem ... Teil des Wohnbezirks verbleibt – wird erschossen.“ Diese Beispiele stammen aus der von mir betreuten Magisterarbeit „Deutschsprachige Bekanntmachungen, Aufrufe und Anordnungen über das Warschauer Ghetto von 1941 bis 1943 – eine sprachliche Analyse“, vorgelegt und verteidigt im Jahre 2004 von Joanna Furła.

zeigte mir mein Großvater ein Zeugnis. Er hatte sich nach einem langen Arbeitsleben als Bauer, 55 Jahre nach seiner Schulentlassung, noch einmal auf die Schulbank gesetzt, Biologie wiederholt und sich mit Chemie und Physik befasst. Danach hat er sich einer theoretischen und praktischen Prüfung unterzogen und am 1. Juni 1972 mit den Noten Gut bzw. Sehr Gut das Staatliche Zeugnis eines Facharbeiters für Agrotechnik geschafft. Da wurde mir klar, wie lächerlich meine Befürchtung war, mit 26 Jahren sei der wichtigste Teil des Lebens vorbei. Denn Paul Schramm hatte bei dieser Prüfung bereits seinen 74. Geburtstag hinter sich.

Lieber Józef,

trotz unserer Jahre: Alles ist möglich.

**„Jeszcze wszystko będzie,
przynajmniej to, co schował los dobrze przede mną“.**

Ich danke Ihnen herzlich für Ihre Geduld und für Ihr Interesse.
Dziękuję bardzo.

Literatur

- Badde, Paul (2004): Zvi Kolitz. In: Kolitz, Zvi (Hrsg.): Jossel Rakovers Wendung zu Gott. Zürich.
- Furla, Joanna (2004): Deutschsprachige Bekanntmachungen, Aufrufe und Anordnungen über das Warschauer Ghetto von 1941 bis 1943. Eine sprachliche Analyse. Unveröffentlichte Magisterarbeit, vorgelegt und verteidigt am Germanistischen Institut der Universität Warschau.
- Heine, Heinrich (1833): Französische Zustände, Abschnitt VI vom 19.4.1832. Hoffmann und Campe. Hamburg.
- Mann, Thomas (2011): Die Buddenbrooks. In: www.gutenberg.org.de
- Roth, Heinrich (1955): Kind und Geschichte. München.
- Schneider, Wolf (1986): Deutsch für Profis. München.
- Schramm, Wolfgang (2011a): Deutsche Namen auf polnischen Friedhöfen – Der Evangelisch-Augsburgische Friedhof in Warschau. In: Grotek, Edyta/ Just, Anna (2011): Im deutsch-polnischen Spiegel. Sprachliche Nachbarschaftsbilder. Frankfurt am Main, S. 37-52.
- Schramm, Wolfgang (2011b): Deutsche Namen auf dem jüdischen Friedhof in der Warschauer Okopowa-Straße. In: Studia Niemcoznawcze-Studien zur Deutschkunde 47, S. 635-637.
- Sekulski, Henryk (2012): Przecież jestem. Warszawa.
- Solowianowicz, Ewa (2011): Amtliche Bekanntmachungen aus der Zeit der deutschen Besetzung Polens. Unveröffentlichte Magisterarbeit, vorgelegt und verteidigt am Germanistischen Institut der Warschauer Universität.

- Tschinag, Galsan (2011): Was sind die Jahre? In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta/ Teichfischer, Philippe (Hrsg): Kreative Sprachpotenziale mit Stil entdecken. Germanistische Festschrift für Professor Wolfgang Schramm. Wrocław, S. 11.
- Vater, Heinz (1991): Einführung in die Zeit-Linguistik. Hürth-Efferen.
- Wiktorowicz, Józef (1996): Temporale Partikeln und Erwartungshaltungen im Deutschen und Polnischen. In: *Kwartalnik Neofilologiczny* 42/3, mit Wolfgang Heinemann.
- Wiktorowicz, Józef (1999): Die Temporaladverbien in der mittelhochdeutschen Zeit. Warszawa.
- Wiktorowicz, Józef (2001): Die Temporaladverbien im Frühneuhochdeutschen, Teil I (1350-1500). Warszawa.
- Wiktorowicz, Józef (2008): Die Temporaladverbien im Frühneuhochdeutschen. Teil II. (1500-1700). Tübingen.
- Wiktorowicz, Józef (2011): Krakauer Kanzleisprache. Forschungsperspektiven und Analysemethoden. Warszawa.
- Wiktorowicz, Józef/ Frączek, Agnieszka (2010): *Wielki Słownik Niemiecko-Polski*. Wydawnictwo Naukowe PWN. Warszawa.
- Wolf, Christa (2003): *Ein Tag im Jahr 1960–2000*. München.



Zeit, Alter und Vergänglichkeit

Wolfgang Heinemann (Leipzig)

Verehrte Ehrengäste, liebe Freunde und Kollegen/innen,

ich muss meinen Beitrag heute leider mit einer *captatio benevolentiae* beginnen, weil ich mich mit diesem Thema, das mir von den Veranstaltern vorgegeben wurde, auf einem mir eher fremden theoretischen Terrain bewege. Es wird also vieles unvollkommen bleiben. Ich werde daher nicht – wie von vielen erwartet – über die mir so vertrauten wissenschaftlichen Themenkreise im Umfeld von Text und Diskurs sprechen. Vielmehr soll ich – in meinem wahrscheinlich letzten Vortrag überhaupt (den ich zu Ehren von Prof. Wiktorowicz übernommen habe) – über ein Thema sprechen, das sowohl mit dem Alter des Jubilars, als auch mit meinem und unser aller Alter zu tun hat, eingebettet in die eher naturwissenschaftlichen und philosophischen Problemkreise von Zeit und vanitas/Vergänglichkeit.

Lassen Sie mich mit einem Zitat von Michael Ende beginnen, der das Phänomen der Zeit einmal vage, aber doch wohl treffend umschrieben hat. „Es gibt ein großes und doch alltägliches Geheimnis. Alle Menschen haben daran teil, jeder kennt es, aber die wenigsten denken darüber nach. Die meisten Leute nehmen es einfach so hin und wundern sich kein bisschen darüber. Dieses Geheimnis ist die Zeit“ (Momo 1973: 22).

Dieses Geheimnis hat auch Wilhelm Busch in seiner Art – also mit Humor – erfasst, wenn es da heißt: „Einszweidrei im Sauseschritt läuft die Zeit. Wir laufen mit“ (Julchen 1877, an mehreren Stellen). Man könnte wohl auch – gleichfalls mit ironischem Anflug – formulieren: Zeit ist etwas, was wir normalerweise nie haben, es sei denn, wir nehmen uns einmal Zeit für etwas ganz Bestimmtes, für eine Teestunde, für Freunde, für die Liebe.

Umgekehrt könnte man auch – wieder ironisierend – sagen: Die Zeit hat uns: Wir sind gleichsam eingefangen von der Zeit, wir leben in der Zeit, in bestimmten Zeiten, und können der Zeit nie entfliehen. Auch wenn uns das

normalerweise nicht bewusst wird (wie schon Michael Ende feststellte), unser Leben wird immer auch durch die Zeit mitgeprägt.

Das zeigt sich u.a. in zahllosen Komposita und Ableitungen der deutschen Sprache mit ‚Zeit‘, ebenso in Ableitungen, Sentenzen, Redewendungen und Sprichwörtern, die ja alle aus den Alltagserfahrungen unserer Altvorderen hervorgegangen sind. Sie sind gleichsam kondensierte Erfahrungen, Kristallisationspunkte der Relation Mensch und Zeit.

Hier nur wenige Beispiele. Da ist die Rede vom *Zeitgefühl* und vom *Zeitempfinden*, von der *Lebenszeit* und der *Erlebenszeit*, konkreter von der *Arbeitszeit*, der *Vollzeit*, der *Teilzeit* und dem *Zeitlohn*. Aber auch die *Jahreszeiten*, die *Weihnachtszeit* und die *Jugendzeit* gehören zu unserem Alltagswortschatz. Auf anderer Ebene liegen *Schonzeit* und *Stillzeit*, das *Zeitalter*, die *Zeitenwende*, die *Zeitgeschichte*, der *Zeitgeschmack* und das *Zeitdokument*. Diese Reihung von Komposita ließe sich nahezu beliebig fortsetzen. Als Exempla seien auch noch einige Derivate und Wendungen erwähnt: *zeitig*, die *Zeitung*, das *Zeitliche*, die *Gezeiten* sowie von *Zeit* zu *Zeit*, *Zeit* sparen, unter *Zeitdruck* stehen, auf *Zeit* spielen (im Sport), alles hat seine *Zeit*, die *Zeit* heilt Wunden, das *Zeitliche* segnen...

Wir halten fest: Zeit gehört einfach zu unserem Leben. Aber sie ist nicht unmittelbar fassbar, sie ist keine ‚Wesenheit‘, wie die Philosophen sagen, also etwas substantiell Greifbares. Eher kann man sie als eine Art von Behälter für Ereignisse bezeichnen, von denen wir wissen, dass sie sich in ständiger Bewegung befinden. Daher wird die Zeit ja auch zum Maß jeder Bewegung (wie schon Aristoteles erkannte).

Obwohl also keine *Wesenheit*, so ist die *Zeit* doch real (und das verdient besondere Hervorhebung). Sie gehört zum Sein, zur Welt, zur objektiven Realität. Sie ist einfach eine Existenzform der Materie, die Dauer, Ordnung und Richtung von Ereignissen umfasst. Um das bildhaft zu sagen: *Zeit* tickt und tickt unablässig, von Moment zu Moment, schon seit eh und je – und immer weiter. Sie ist ohne Anfang und ohne Ende, und zugleich unumkehrbar (wie die Abfolge von Ereignissen).

Wissenschaftler nennen dieses Phänomen die ‚objektive *Zeit*‘. Sie ist unabhängig davon, wie wir die *Zeit* erleben. Denn dieses Phänomen ist etwas ganz Subjektives, wir sprechen daher auch von der ‚subjektiven *Zeit*‘, der *Erlebenszeit*. Diese *Zeit* ist keineswegs mehr absolut und unendlich, wie wir alle wissen. Unsere *Lebensuhr* tickt zwar auch ununterbrochen, aber unsere *Zeit* läuft ab, wir haben nur begrenzte *Zeit* bei unserem So- und Hiersein, wir sind – wie alle Lebewesen – vergänglich.

In unserem Sprachgebrauch heißt es ja auch, dass wir schon von Geburt an *altern*. So kann ein Baby etwa 5 Tage *alt* sein, ein Kind 5 Jahre, und ein

Erwachsener – wenn er Glück hat – 70 oder noch mehr Jahre *alt* (unabhängig davon, wie alt er sich fühlt, von seinem ‚gefühlten Alter‘ also.

Alter ist folglich die jeweilige Anzahl von Lebensjahren, auch ein bestimmter Lebensabschnitt für bestimmte Altersgruppen, etwa für Kinder, Teenager, Twenties, die Erwachsenen, und schließlich auch für die Grufties, die Altvorderen. Jedes Alter hat auch ein anderes *Zeitempfinden*: Kinder z. B. entdecken jeden Tag etwas Neues, verarbeiten ständig Unbekanntes. In dieser Zeit wird jeder Moment intensiv wahrgenommen, jeder Tag scheint daher den Kindern *lang* zu sein. Bei Älteren dagegen wird vieles zur Routine. Daher kommt es uns so vor, als würde die Zeit schneller vergehen. Das betrifft vor allem ältere Menschen (etwa ab 60 Jahren, da sprachen ja die Römer schon vom ‚senex‘, dem Greis und dem Greisenalter). Die zurückliegenden, erlebten Jahre erscheinen Älteren daher immer kürzer, während sich umgekehrt schon wenige Minuten endlos dehnen können, etwa beim Warten auf den Bus oder im Wartezimmer des Arztes.

Dieses unterschiedliche Zeitempfinden hängt – wie schon erwähnt – mit der Wahrnehmung der Zeit zusammen, mit der sogenannten ‚Erlebenszeit‘. Und dieses Zeitgefühl ist immer an bestimmte Ereignisse gebunden. Es hängt aber auch von verschiedenen inneren Faktoren ab, weil etwa die innere Uhr mit zunehmendem Alter immer langsamer läuft. Auch objektive Faktoren wie etwa der Tod eines Angehörigen beeinflussen natürlich diese subjektiv erlebte Zeit.

Wie subjektiv unsere Zeitwahrnehmung ist, zeigt auch das Faktum, dass wir beim Rückschauen auf objektiv gleiche Zeiträume paradoxerweise oft zu entgegengesetzten Eindrücken kommen als beim momentanen, gegenwärtigen Sehen auf diese Zeiträume. Wenn wir eine Phase voller Aktivitäten und Projekte erleben – die erste Freundin, das erste Mal, der Beginn eines Projekts –, dann rennen die Stunden nur so dahin, d. h. diese Zeitspanne kommt uns als kurz vor. In der Erinnerung dagegen erscheint uns derselbe Zeitraum als ausgefüllt, also lang. – Andererseits erscheinen uns ereignisarme Zeiten – wo Monotonie und Leere dominieren – als lang (s. die schon genannten Wartezeiten), im Rückblick dagegen als kurz, da wir ja nur wenige Informationen über sie gespeichert haben. Das alles ist zwar in sich widersprüchlich, aber letztlich doch plausibel.

Von besonderem Interesse für uns ist natürlich die Frage, wie man das Alter (hier verstanden im Sinne von ‚höherem Lebensalter‘) erlebt, und wie man sich dem Alter stellt. Die meisten Menschen fürchten sich vor dem Alter, alle wollen länger leben, „aber alt werden will kein Mensch“, wie schon Nestroy (1833: 35) hervorhob. Denn – nach den Worten eines italienischen Schriftstellers – „Das Alter ist der Übel höchstes. Es beraubt den Menschen aller Genüsse, lässt ihm aber das Verlangen danach – und bringt alle Leiden mit

sich.“ Vor allem zahlreiche Krankheiten sind es (neben zahlreichen Verschleißerscheinungen), die als unerbittliche Begleiter des Alters gelten, und von denen nahezu alle älteren Menschen in dieser oder jener Form mit unterschiedlichen Graden der Intensität betroffen sind. Das bekräftigen auch zahlreiche Sentenzen über Jugend und Alter. Hier nur ein Beispiel in der Übersetzung eines Textes von Wolfram von Eschenbach: Jugend hat viel Herrlichkeit, Alter Seufzen und viel Leid.

Man kann das Alter aber auch positiv sehen, ja sogar preisen, wie das der jüdische Religionsphilosoph Martin Buber getan hat: Altsein ist ja ein herrliches Ding, wenn man nicht verlernt hat, was anfangen heißt. Und ich ergänze: Wenn man weiter neugierig ist auf diese Welt, die wunderbare Natur und vor allem natürlich auf die Menschen.

Immerhin hat man ja im Alter unzählige Erfahrungen gesammelt (worauf schon Ovid verweist), und diese Erfahrungen gilt es, sinnvoll zu nutzen. Und Marie von Ebner-Eschenbach fasste das als Sentenz zusammen: In der Jugend lernt man, im Alter versteht man.

Da das Alter in vielen Kulturen mit Erfahrung, Einsicht und Weisheit in Verbindung gebracht wird, wird das Ehren des Alters und das rücksichtsvolle Umgehen mit Älteren auch zu einem Gebot in einigen Religionen (im Talmud, im Christentum, im Konfuzianismus). In der jüdischen Religion hatte das sogar konkrete soziale Auswirkungen: Die Alten mussten in der jüdischen Gemeinde keine Steuern zahlen.

Heute sind solche Werte – zumindest in unserer Gesellschaft – eher verblasst. Ich erinnere nur an das Platzanbieten bzw. an das Nicht-Platzanbieten für Ältere in öffentlichen Verkehrsmitteln. Ein Liedermacher unserer Tage versteigt sich sogar zu einer Gegenthese, wenn er singt: ‚Ich habe keine Ehrfurcht vor dem Alter. Bescheuert kannst du auch mit 80 sein‘. Dem ist wohl nichts hinzuzufügen.

Zu fragen ist schließlich auch, wie die Menschen heute mit den Fragen der Vergänglichkeit umgehen. Schopenhauer hat einmal – darauf bezogen – eine alte Weisheit in prägnante philosophische Form gebracht: Vom Standpunkt der Jugend aus gesehen ist das Leben eine unendlich lange Zukunft, vom Standpunkt des Alters aus, eine sehr kurze – und wir ergänzen: immer kürzer werdende – Vergangenheit.

Diese Endlichkeit unseres Hier- und Soseins ist – zumindest allen Erwachsenen stets bewusst. Aber die Menschen verdrängen dieses Wissen aus ihrem Bewusstsein, weil sie den Tod – und vor allem das Sterben – fürchten. Das Leben sei doch nur ein Windhauch (*häväl* im Althebräischen), ins Lateinische mit *vanitas* (Vergänglichkeit) übersetzt. So vergeht auch aller Ruhm der Welt, wie schon die Römer wussten: ‚Sic transit gloria mundi‘.

Später wurde diese ‚Nichtigkeit‘ unseres Seins auch zu einer Grundlage auch des christlichen Glaubens, und diese Grundeinstellung dominierte das Denken im Mittelalter/ Spätmittelalter in einer Weise, die für uns heute kaum noch vorstellbar ist.

Das zeigt sich vor allem in den spätmittelalterlichen Totentänzen, aber auch in der spätmittelalterlichen Literatur und in der bildenden Kunst. Ständig und überall hielt man den Menschen das ‚Memento mori‘ vor, übrigens eine Verballhornung aus ‚Memento moriendum esse‘, also: ‚Bedenke, dass du sterblich bist‘. Und damit wurde immer wieder das Postulat vorgebracht, stets tugendhaft im Sinne der christlichen Morallehre zu handeln.

Erst in der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts begann dann die allmähliche Abkehr und damit die Bewältigung der *vanitas* mit der Aufwertung von Bildung, wie sie etwa auch im Studentenlied ‚Gaudeamus igitur‘ zum Ausdruck kommt.

Heute vertrauen bei weitem nicht mehr alle Menschen in unserem Kulturkreis der tröstenden christlichen Heilslehre. Folglich spielt auch das ‚Memento mori‘ kaum noch eine Rolle im Leben der Menschen des 20. und des 21. Jahrhunderts, nicht einmal mehr in den christlichen Kirchen. Statt dessen ist der alte Sinnspruch von Horaz, das ‚Carpe diem‘, zur Handlungsmaxime für die meisten Menschen geworden.

Aus diesem Grunde will ich auch der *vanitas* in dieser Darstellung nicht weiteren Raum geben, obschon ich mich wissenschaftlich einmal sehr intensiv mit dem ‚Memento mori‘ und den spätmittelalterlichen Totentänzen befasst habe. Exemplarisch für diese spätmittelalterliche Grundstimmung der Vergänglichkeit noch in der Zeit des 30-jährigen Krieges stehe hier ein Sonett von Andreas Gryphius (1643):

Du sihst / wohin du sihst, nur eitelkeit auff erden,
Was dieser was heute bawt / reist jener morgen ein:
Wo itzund städte stehn / wird eine wiesen sein,
Auff der ein schäffers kind wird spilen mitt den heerden.

Was itzund prächtig blüht sol bald zertretten werden.
Was itzt so pocht vnd trotzt ist morgen asch und bein.
Nichts ist das ewig sey / kein ertz kein marmorstein.
Itzt lacht das Gluck vns an / bald donnern die beschwerden.

Der hohen thaten ruhm mus wie ein traum vergehn.
So denn das spiell der zeit / der leichte mensch bestehn.
Ach! was ist alles dis was wir für köstlich achten,

Als schlechte nichtikeit / als schaten, staub vnd windt.
 Als eine wiesen blum / die man nicht wiederfindt.
 Noch will was ewig ist kein einig mensch betrachten.

Vom Alter und der Vergänglichkeit kehren wir nun noch einmal zurück zu dem weiter ausgreifenden Problembereich des ‚alltäglichen Geheimnisses‘, der objektiven Zeit. Viele Wissenschaftler geben sich nämlich mit den eher vagen Umschreibungen von Zeit oder sogenannten Negativ-Definitionen zufrieden. Sie wollen die objektive Zeit – trotz aller Vorbehalte – genauer, exakter fassen mit Hilfe eben jener Instrumentarien, die den Einzelwissenschaften jeweils zur Verfügung stehen.

Allen voran die *Physiker*. Es ist daher kein Zufall, dass es bei Wikipedia heißt: „Die Zeit ist eine physikalische Größenart. Das Formelzeichen der Zeit ist t , ihre SI-Einheit (bezogen auf das internationale Einheitensystem in den Naturwissenschaften) ist die Sekunde s .

Eben weil sich die Zeit nicht auf grundlegendere Phänomene zurückführen lasse (hic! Das verdient besondere Beachtung.), wird die Zeit von Physikern über *Verfahren ihrer Messung* definiert. Sie werde daher – aus Sicht dieser Wissenschaftsdisziplin – zu einem zentralen, auch messtechnisch erfassbaren Parameter.

Nach diesem Einheitensystem wird dann die Basiseinheit der Sekunde wie folgt definiert (Ich muss Sie an dieser Stelle um besondere Aufmerksamkeit bitten):

Eine Sekunde ist das $9\,192\,631\,770$ – fache der
 Periodendauer der Strahlung zwischen den beiden
 Hyperfeinstrukturniveaus des Caesium-Isotops.

Es geht hier also um ein *Maß* für die Dauer der Strahlung von Atomen des Caesium-Isotops. Dieses Maß zu erfassen, war zweifellos eine außerordentliche wissenschaftliche Leistung. Ob die Physik damit aber der Fixierung des Urphänomens der Zeit wirklich nähergekommen ist, muss doch wohl eher bezweifelt werden. Unbestritten ist dagegen die praktische Relevanz der auf diesem Maß basierenden Meßsysteme.

Wenn man sich in der *Biologie* mit dem Phänomen ‚Zeit‘ befasst, wird ein besonderer, durchaus auch realer Aspekt des Phänomens akzentuiert: die sogenannte *biologische Zeit*. Damit ist eine innere Uhr gemeint, die allen Lebewesen – bis hinab zu den Zellen – eigen ist. Es ist ein Rhythmus aus Wach- und Schlafphasen, der sich u. a. aus dem Tag- und Nachtwechsel ableitet. Auch wann der Hunger kommt, werde praktisch durch die biologische

gesteuert. Die Biologen behaupten, die innere Uhr sitze praktisch in jeder Zelle und sei genetisch verankert. Die Realisierung der inneren Uhr erfolge beim Menschen über zwei kleine Gehirnerkerne im Hypothalamus, die in etwa im 24-Stunden-Rhythmus ticken.

Auf Erklärungsversuche in den Gesellschaftswissenschaften kann ich in diesem Rahmen nur beiläufig verweisen. Vor allem die *Philosophen* haben sich mit Zeit-Phänomenen befasst. Manche behaupten sogar, die Zeit sei ein spezifisch philosophisches Problem. Immerhin: Nahezu alle Philosophen seit der Antike haben das Zeitproblem – meist im Zusammenhang mit dem Phänomen des Raums – interpretiert. Entsprechend groß ist die Zahl von philosophischen Deutungen von ‚Zeit‘. Im Kern aber beschreibt die Zeit aus philosophischer Perspektive das ‚Fortschreiten der Gegenwart, von der Vergangenheit kommend, zur Zukunft hinführend‘. (nach Wikipedia), wobei die Zeit eine Dimension in einer 4-dimensionalen Raumzeit einnimmt. Oder – wie der Literaturwissenschaftler Walter Biemel sagt: „Menschliche Zeit verwirklicht sich im Entwerfen der Zukunft, im Behalten des Gewesenen und im Entspringenlassen der Gegenwart“ (Freiburg/München 1985, *Zeitigung und Romanstruktur*, 48).

Beiläufige Erwähnung verdient noch eine ‚Philosophische Theorie der Zeit‘, die von der Zeit als objektiver Existenzform der Materie ausgeht und alle Zeittheorien als Widerspiegelungen objektiver Zeitstrukturen betrachtet im Hinblick auf die Zyklizität, die Rhythmik, die Gesetzmäßigkeit, die Richtung und die Messung. Wirklich neue Akzente werden mit einer solchen philosophischen Theorie der Zeit nach meiner Ansicht aber nicht gesetzt.

Das zentrale Problem aller Gesellschaftswissenschaften ist die Zeitgestaltung unter konkreten Umständen. Von hier aus ergeben sich dann auch Prognosen und Anzitationen für das konkrete Handeln der Individuen. Als Spezifikum der Geschichtswissenschaft gilt dann z. B. das Interesse für Veränderungen des Zeitbewusstseins. Und für die Kunstwissenschaften drückt die Zeit (besser ein bestimmter Zeitraum) ein bestimmtes Lebensgefühl aus.

Der Beitrag der Sprachwissenschaften im großen Konzert der Wissenschaftsdisziplinen – bezogen auf Zeitphänomene – fällt dagegen eher bescheiden aus. Grob gesprochen ist es der Versuch, zu zeigen, wie man mit den Instrumentarien der Linguistik auch Phänomene der Zeit ‚einfangen‘ kann, zu untersuchen, auf welche Weise sich Sprecher durch den Gebrauch bestimmter Zeitformen bei Adressaten im Hinblick auf die Kennzeichnung von Zeitpunkt, Dauer und Wiederholung von Ereignissen verständlich machen können.

Für die Gesamtheit dieser Zeitformen haben die Linguisten die Kategorie *Tempus* eingeführt. Dazu zählen die uns hinlänglich bekannten grammati-

schen Zeitformen wie *Präsens*, *Imperfekt*, *Perfekt*, Plusquamperfekt, Futur I und Futur II. hinzu kommt die praktische Verwendung dieser Zeitformen in Sätzen (nicht nur in Temporalsätzen) und Texten. Nicht zu vergessen ist bei der temporalen Kennzeichnung von Sachverhalten die Rolle bestimmter Hilfsverben wie *werden* und *wollen*... Relevant sind insbesondere auch die lexikalisch-semantischen Zeitangaben – *gestern*, *übermorgen*, *im letzten Jahr*, *1812*... – die alle erst in ihrem Zusammenspiel eindeutige Bestimmungen der jeweils aktuellen Zeit und der Betrachtzeit ermöglichen. Für die funktionale Kennzeichnung solcher grammatisch-semantischen Felder (hier des Temporalfelds) sind bekanntlich die sogenannten ‚Feldergrammatiken‘ von besonderer Bedeutung.

Wir wollen hier (und müssen wohl auch aus Zeitgründen) abbrechen, obwohl es bei solch einem umfassenden Thema noch sehr, sehr viel zu sagen gäbe. Wir alle haben Ehrfurcht vor dem Universum und dem Unendlichen, mithin also auch vor der Zeit, einer Dimension des raumzeitlichen Universums.

Und wir als Unvollkommene, Sterbliche sollten daher nicht irgendeiner ‚guten alten Zeit‘ nachtrauern, die ja nun doch vergangen ist. Vielmehr sollten wir die uns noch verbleibende Zeit sinnvoll nutzen für uns selbst, aber auch für andere und das Wohl von Gemeinschaften, eingedenk der alten Seneca-Weisheit: Es ist nicht zu wenig Zeit, die wir haben, sondern es ist zu viel Zeit, die wir nicht nutzen.

Und abschließend noch einmal zu dir zurück, lieber Józek: Du hast nun doch fast ein biblisches Alter erreicht. Das allein ist natürlich kein Verdienst. Aber du hast die dir geschenkte Zeit bisher geradezu optimal genutzt. Wie nur wenige hast du in der Tat zur Veränderung der Welt beigetragen, einmal in der Familie, davon zeugt nicht zuletzt Tochter Tanja. Zum anderen aber auch in der germanistischen Welt: Dein/Euer Wörterbuch wird ohne Frage noch über Jahrzehnte fort dauern, und all deine anderen Publikationen werden lange Zeit weiter im Brennpunkt wissenschaftlicher Diskussionen stehen. Und die zahllosen Studenten, die du in deinen Vorlesungen und Seminaren im wahrsten Sinne bereichert hast – wie auch viele Wissenschaftler, mich eingeschlossen – werden sich lange, sehr lange in guter Erinnerung haben, und viele von ihnen werden versuchen, Deinem Beispiel zu folgen und die Zeit optimal zu nutzen...

Nochmals gratulatio! Und weiter so!

SPRACHE IN DER ZEIT



Wortkarrieren in der Jetztzeit. Vorüberlegungen zu einer Sub-Semantik

Gerd Antos (Halle)

I. *Heimat*: Zur Semantik einer Wortkarriere

Jörg Meier (2011) hat in seinem Beitrag „Heimat – Zur Semantik eines schwierigen Begriffs“ auf die aktuelle, ja gerade erstaunliche Wortkarriere dieses vielfach gebrauchten Wortes aufmerksam gemacht. Wer die Sprachgebrauchsgeschichte von *Heimat* Revue passieren lässt, wird kaum umhin kommen, ihm bei seiner folgenden Diagnose zuzustimmen: Lange „galt der Begriff in Deutschland fast als ein ‚Unwort‘ unter „modernen“ Menschen. Er galt als nicht zeitgemäß oder – neudeutsch formuliert – sogar als ‚politically incorrect‘ [...] Doch daran hat sich in den letzten Jahren einiges geändert. Im Gegenteil: Die Sehnsucht nach Heimat war für viele noch nie so groß wie heute, denn die Heimat zu verlieren scheint, im Zeitalter der Globalisierung, das Schicksal der ganzen Gesellschaft zu sein“ (Meier 2011: 129). Es folgen entsprechende Belege von zeitgenössischen Publizisten und Wissenschaftlern ebenso wie von bestimmten gesellschaftlichen Gruppen bis hin zum Pop-Sänger Grönemeyer, der eine heute weithin dominierende Bedeutungsnuance in einem seiner Songs auf den Begriff gebracht hat: „Heimat ist kein Ort – Heimat ist ein Gefühl“ (vgl. Meier 2011: 130).

Die (öffentlich-mediale) Verwendung des schillernden Begriffs *Heimat* ist ein gutes Beispiel für eine von vielen Wortkarrieren der Jetztzeit. Aus der Perspektive einer angewandten Linguistik ist dabei besonders dasjenige an der Sprachgebrauchsgeschichte von *Heimat* interessant, was Meier im Hinblick auf ihre Semantik so umschreibt: „Heimat ist ein viel benutzter, vieldeutiger und oft auch missbrauchter Begriff, mit dem jeder meint, etwas anfangen zu können und der sich andererseits durch seine Vielfältigkeit jedem Zugriff zu entziehen scheint“ (Meier 2011: 131f.). Insofern überrascht es nicht, dass der Autor den verschiedenen Bedeutungsnuancen in den verschiedenen Sprachgebrauchskontexten nachgeht: in der Belletristik (Bernhard Schlink, Horst Bienek), im Film („Heimat“ von Edgar Reitz), der Zeitgeschichte („Kalte

Heimat“ von Andreas Kossert), in der Philosophie (Martin Heidegger, Ernst Bloch, Peter Sloterdijk, Christoph Türke) oder in der Soziologie (Hartmut Rosa).

So sehr dieses Beispiel auch überzeugen mag: Für die (synchrone) Linguistik ist die analytische Auseinandersetzung mit Wortkarrieren sozusagen unterhalb ihrer „Wörterbuch-Bedeutung“ ein Problem – für die kognitive Semantik mit ihrer Annahme von Konzepten sogar mehr noch als für die Gebrauchssemantiken (vgl. dazu Fritz 2011). Wie soll man erklären, warum große Gruppen einer Sprachgemeinschaft innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit mit folgenden gängigen Wörtern und Wendungen sehr Unterschiedliches verbinden: *Schallplatte* gehört dazu oder „bedrohte Wörter“ wie *Kassettenrecorder* oder *Videokassette*, die dem technischen Wandel zum Opfer gefallen sind (Mrozek 2008). Oder doch nicht? Glaubt man der Szene, so erlebt zumindest die Schallplatte momentan als Kultgegenstand ein Comeback. Ist diese Karriere eine Hoffnung auch für technische Alltagsgegenstände wie *Laptop*, *PC* oder *Handy*, deren Verschwinden sich bereits jetzt abzuzeichnen beginnt?

Mit Blick auf die (deutsch-deutsche) Zeitgeschichte lassen sich schnell ähnliche Beispiele finden: *Volkslied* scheint als vitale Bezeichnung noch zukunftsfähig. Aber gilt das auch noch für die scheinbar unverfänglich klingende Bezeichnung wie *Volksbefragung*? Dass *völkisch* und *Volksarmee* samt vielen entsprechenden familienähnlichen Bezeichnungen keine Zukunft mehr haben werden, geht sicherlich völlig in Ordnung. Was aber zugunsten von *Mitbürger* und *Mitbürgerinnen* aus der Bezeichnung *Bürger* werden wird, muss offen bleiben. Es scheint, als ob der *Mitbürger* bald den *Bürger* ersetzen könnte. Und wie steht es nach einer wechselvollen Karriere heute mit der angemessenen lexikographischen Erfassung von *bürgerlich* oder *sozialistisch*, von *Plattenbauweise*, *Villa*, *Verbraucher*¹? Wie verwirrend eine Wortkarriere sein kann, lässt sich exemplarisch an der Bezeichnung *Ehre* zeigen: *Ehre* war sowohl in der BRD als auch in der DDR ein weitgehend obsolet gewordenes gesellschaftliches Wertkonzept, das bekanntlich im Adel, dann in Übernahme durch das Bürgertum, vor allem aber völlig pervertiert im Nationalsozialismus als eine soziopsychische Zentraltugend galt. In Auseinandersetzung mit Mentalitäten und Handlungsweisen von Migranten feiert es jedoch heute nicht nur in Verbindungen wie *Ehrenmord* eine mehr als problematische Wiederauferstehung.

Mit Blick auf solche Beispiele stellt sich die Frage, wie die Linguistik damit umgehen soll (und kann): In der Etymologie, der historischen Semantik

1 Vgl. Fix (1997/2014: 218 ff.). Ich danke Ulla Fix für viele entscheidende Anregungen zu diesem Beitrag.

und in der Begriffsgeschichte (vgl. die Ausführungen weiter unten) sind Analysen von Wort- und/bzw. Begriffskarrieren anerkannte Forschungsgegenstände. Auch in der synchronen Linguistik werden Wort- und Begriffskarrieren ansatzweise erfasst, zum Beispiel bei Neologismen (vgl. Steffens/al-Wadi 2013, Wortwarte), die heute aufgrund korpuslinguistischer Methoden früher entdeckt und in ihrem Gebrauch leichter nachverfolgt werden können. Dennoch sind Neologismen, aber auch absterbende Wörter bislang randständige Forschungsgegenstände in der Linguistik, von Wörtern und Wendungen ganz zu schweigen, deren Gebrauch konjunkturell schwankend ist. Dass Wortkarrieren und -konjunkturen in den Medien oder in der Publizistik ebenso wie in der Laienlinguistik (Antos 1996) mitunter auf großes Interesse stoßen, scheint dabei ihrer seriösen Erforschung eher im Wege zu stehen. Dass solche Wortkarrieren gar theoretische Fragen aufwerfen, mag daher manchen überraschen: Verbindet das Comeback von *Heimat*, *Schallplatte* oder *Ehre* etwas miteinander und wenn ja, was sind die entscheidenden theoretischen Gründe dafür? Oder: Kann man davon sprechen, dass solche Ausdrücke im Sinne der Stilistik eine bestimmte, sich womöglich ändernde „Konnotation“ aufweisen. *Heimat* und *Ehre* waren sicherlich einmal „Hochwertwörter“, aber sicherlich nicht *Schallplatte*, *Video* oder *schwul* bzw. *lesbisch*. Kann man daraus folgern, dass Wortkarrieren und -konjunkturen nicht in jedem Fall stilistisch als „Konnotationen“ erfassbar und wenn doch, dann in welchem Sinne von „Konnotation“?

Bei anderen damit verwandten Forschungsfragen zum Thema Semantik, Mentalität und Sozialstruktur sieht es in der Linguistik besser aus: Einen Zugang bieten Wortkarrieren und -konjunkturen, die als Resultate von „semantischen Kämpfen“ oder Sprach-Normierungskonflikten (Felder 2010)² aufgefasst werden können. Mit Blick auf Foucaults Dispositiv-Begriff hebt Felder hervor, dass in Diskursen „Macht, Recht und Wahrheit miteinander verknüpft und Praktiken institutionalisiert“ sind:

Mit „Dispositiv“ ist hier eine Akzeptanzvorkehrung für bestimmte Verhaltensweisen, Diskurse, Selbstverhältnisse, Wissensformationen etc. gemeint. Das Dispositiv (...) bündelt bzw. funktionalisiert außerordentlich heterogene Elemente wie Gesetze, Diskurse, (staatliche) Subventionen etc. und fungiert als Analysebegriff, mit dessen Hilfe man erfahren möchte, wie sich eine bestimmte Praxis etablieren konnte und was für Effekte sie ermöglicht.

2 „Der Terminus „Semantischer Kampf“ wird in der politisch interessierten Sprachwissenschaft schon seit einiger Zeit verwendet, aber auch die begriffsgeschichtlich interessierte Geschichts- und Politikwissenschaft arbeitet mit ihm, ebenso wie die auf praktische Macht- und Interessendurchsetzung ausgerichtete Politik“ (Felder 2010: 549).

Durch das Dispositiv wird den Individuen die Aneignung von Wissen ermöglicht, das sie benötigen, um sich auf eine bestimmte (nützliche) Weise zu sich und zur Welt zu verhalten. Ein grundlegendes Medium von Dispositiven ist Sprache. (Felder 2010: 550)

Hier gilt natürlich auch die Umkehrung: Sprache beeinflusst die Entwicklung von Dispositiven nicht zuletzt durch den Wandel von Bedeutungsnuancen bis hin zum Bedeutungswandel von Wörtern und Wendungen. Daher soll im Folgenden der Frage nachgegangen werden, ob wir nicht so etwas wie eine „Sub-Semantik“ postulieren müssen, die die subkulturellen, subkutanen, womöglich auch die „subversiven“ Bedeutungsnuancen von Worten und Wendungen unter bestimmten Fragestellungen erforscht sowie deren Veränderungen, etwa bei Wortkarrieren oder -konjunkturen.

2. Bedeutungsnuancen und der „Hintersinn“ von Worten

Bedeutungsnuancen samt Wortkarrieren und -konjunkturen sind bislang vorwiegend Gegenstand des Feuilletons, der Sprachpflege bzw. der Sprachkritik, der Publizistik, aber auch des wortorientierten Kabarett. Ohne diese „Arbeitsteilung“ grundsätzlich in Frage stellen zu wollen, scheint es wenig nachvollziehbar zu sein, dass nicht auch die synchrone Linguistik dieses Thema für ihr Fach reklamiert.

Dazu drei Beispiele aus dem Feuilleton, aus der Sprachpflege und der Publizistik: Ist es vertretbar, ein so scheinbar trivial anmutendes, aber zugleich die Mentalität der heutigen Moderne so treffend charakterisierendes Wort wie *neu* allein dem Feuilleton zu überlassen. Werfen wir dazu einen kurzen Blick auf das „Dossier“ der Zeit (Nr. 3, 9.01.2014) unter dem Titel:

Neu. Muss das sein? In immer kürzeren Abständen kommen neue Autos, Handys, Fernseher auf den Markt. In immer schnellerem Rhythmus wechseln die Menschen Wohnort, Arbeit und Partner. Darüber haben wir vergessen, was Anfangen wirklich bedeutet.

Darin wird der Strukturwandel des Gebrauchs von *neu* wie folgt kommentiert:

Aus der Sehnsucht nach dem Neuen ist eine Sucht geworden. So wie das Hirn eines Süchtigen in immer kürzeren Abständen nach Stoff verlangt, können wir vom Neuen nicht genug bekommen. (Lobenstein 2014: 11)

Hier wird das Subversive dieses Alltagswortes anschaulich umschrieben. Tiefer könnte eine Bestimmung gehen, die weiter unten als „Teflon-Wort“ be-

schrieben werden soll: Neuem, insbesondere wenn es als *neu* plakativ bezeichnet wird, kann man sich heute kaum mehr entziehen. Widerstände, Skepsis, Kritik perlen ab, sollte man gegen *Neues* versuchen anzuargumentieren. Bleibt die Frage: Soll die Linguistik die Sub-Semantik dieses Gebrauchswandels nur deshalb ignorieren, weil sie so schwer fassbar zu sein scheint?

Wortkarrieren sind vor allem Gegenstand der Sprachpflege, vielleicht noch der Sprachkritik. Bisweilen erfassen sie aber Bedeutungsnuancen und –potenziale, die ebenso wie *neu* ein Schlaglicht auf unsere Zeit bzw. unsere heutige Kultur werfen. Dazu gehört etwa der sich offenbar ausweitende Gebrauch von *zeitnah* in bestimmten Diskursen und Gebrauchskontexten:

Politiker lieben das Wort ‚zeitnah‘, weil es gebildet klingt, auch wenn es in Wahrheit genauso unpräzise ist wie ‚bald‘ oder ‚demnächst‘. Noch im letzten Jahrhundert führte ‚zeitnah‘ ein eher unscheinbares Dasein im Wirtschafts- und Bankenjargon. Der Berliner Bürgermeister Eberhard Diepgen verhalf ihm im Jahre 2001 zum gesellschaftlichen Durchbruch. Die Frage nach dem Zeitpunkt des Rücktritts des CDU-Fraktionsvorsitzenden Klaus Landowsky beantwortete Diepgen mit den Worten: ‚Die Entscheidung wird zeitnah folgen.‘

Seitdem hat die Verwendung des Wortes ‚zeitnah‘ bei Politikern und in den Medien sprunghaft zugenommen. Immer wieder hört und liest man von ‚zeitnahen Lösungen‘ und ‚zeitnahen Umsetzungen‘, und die Bahn verspricht ‚zeitnahe Auskünfte über Verspätungen und Anschlussmöglichkeiten‘. (Sick 2007: 115)

Vergleicht man diese eher laienlinguistische Erklärung zum Beispiel mit jenen aus Wörterbüchern, so findet sich etwa im Wiktionary (<http://de.wiktionary.org/wiki/zeitnah>; letzter Zugriff 04.01.14) für *zeitnah* eine Bedeutungsbeschreibung, die kaum auf stilistisch und/oder diskursspezifische Nuancen Bezug nimmt³:

Bedeutungen:

- [1] *sehr bald in Bezug auf einen bestimmten Zeitpunkt*
- [2] *einer bestimmten Zeit entsprechend*

3 Interessant ist, dass das Wort auch schon im Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache aus den 70ern auftaucht, und zwar in nicht-verwaltungssprachlicher Bedeutung; es wird dort etwa in der Bedeutung „aktuell“ angegeben (also etwa wie [2]). Das Wörterbuch wird gerade digitalisiert, der Eintrag zu ‚zeitnah‘ findet sich unter: <http://www.dwds.de/?qu=zeitnah>.

Beispiele:

[1] *Der Beschluss sollte zeitnah umgesetzt werden; inzwischen ist aber schon wieder viel Zeit verstrichen.*

[2] *Es war eine sehr zeitnah gestaltete Aufführung.*

Wie man hier sieht, wird *zeitnah* praktisch synonym zu *bald* oder *demnächst* beschrieben. Bleibt die Frage, worin die angedeutete Nuance von *zeitnah* besteht, die ja heute in vielen offiziellen Schreiben bzw. in „förmlichen“ Diskursen zu finden ist. Oder anders: Wie ist zu erklären, dass *zeitnah* die beschriebene Gebrauchskonjunktur genommen hat?

Die Zukunftsbestimmung *bald* oder *demnächst* scheint für viele aufgrund seiner Unbestimmtheit „abgegriffen“ oder gar „nichtssagend“ geworden zu sein. In diesem Sinn kann das Versprechen: *Glaub mir: Wir werden bald heiraten!* oder *Du bekommst das geliebene Geld demnächst von mir zurück* sehr schnell den Charakter von gezielter Unverbindlichkeit annehmen. Demgegenüber signalisiert der Gebrauch von *zeitnah* in offiziellen Texten bzw. Kontexten, dass – je nach Sachlage – in überschaubarer Zeit definitiv gehandelt werden soll. Diese Nuancierung hat gegenüber der Unverbindlichkeit von *bald* oder *demnächst* offenkundig zum gegenwärtigen Gebrauchserfolg von *zeitnah* beigetragen. Man darf daher auf die weitere Gebrauchskarriere dieses Wortes gespannt sein: Wandert es in weitere Diskursbereiche aus bzw. in bestimmte Diskursbereiche ein?⁴ Und welche Rolle spielt dabei der hier angedeutete Gebrauchskontext?

Dass sub-semantische Hintergründe weit über ihre womöglich stilistische Erfassung hinausgehen, soll ein drittes Beispielpaar zeigen: In der Publizistik wird immer wieder versucht, subkutane oder gar subversive Bedeutungsveränderungen im Gebrauch von Worten und Wendungen nachzuspüren. Eines der großen Verheißungen der modernen Informationsgesellschaft ist bekanntlich *Transparenz*. In einem Spiegel-Essay hat nun der Philosoph Byung-Chul Han vor dem Hintergrund der lückenlosen „Totalprotokollierung“ unseres digitalen Lebens durch Geheimdienste, Datenfirmen oder andere Unternehmen diese Verheißung ideologiekritisch wie folgt analysiert:

4 Das traditionelle Rollenstereotyp einmal vorausgesetzt, würde es merkwürdig anmuten, wenn ein ER IHR seinen Trau- und Heiratswunsch mit folgenden Worten zum Ausdruck brächte: *Du kannst es mir wirklich glauben: Ich werde dich sehr zeitnah heiraten!* Wer im Deutschen gelernt hat, auf so genannte Untertöne zu achten, wird dieser vollmundigen Beteuerung bestenfalls etwas Kabarettistisches abgewinnen können.

Die Transparenz wird heute im Namen der Informationsfreiheit oder Demokratie gefordert. In Wirklichkeit ist sie eine Ideologie, ja, ein neoliberales Dispositiv. (...) Vom Dispositiv der Transparenz geht ein Konformismuszwang aus. Zur Logik der Transparenz gehört es, dass sie ein weitgehendes Einvernehmen bewirkt. Eine totale Konformität ist die Folge. (...)

Die Machttechnik des neoliberalen Regimes ist nicht prohibitiv oder repressiv, sondern seduktiv. Eingesetzt wird eine smarte Macht. (...) Die smarte Macht schmiegt sich der Psyche an, schmeichelt ihr, statt sie zu unterdrücken oder zu disziplinieren. (...) Vielmehr fordert sie uns permanent dazu auf, mitzuteilen, zu teilen, teilzunehmen, unsere Meinungen, Bedürfnisse, Wünsche zu kommunizieren und unser Leben zu erzählen. Wir haben heute mit einer Machttechnik zu tun, die nicht unsere Freiheit verneint oder unterdrückt, sondern sie ausbeutet. (...) Bedürfnisse werden nicht unterdrückt, sondern maximiert. (Han 2014: 107)

Man braucht dieser Argumentation ebenso wenig wie der folgenden zu folgen. Doch bleibt die Frage, ob solche (fundierte) publizistische Analysen nicht als eine Art von Seismograph für bevorstehende Gebrauchsveränderungen von der Linguistik in Betracht gezogen werden müssten.

Dazu ein weiteres aktuelles Beispiel aus der Publizistik, in der der nuancierte „Gegensinn“ vieler gegenwärtiger Schlüssel- und Fahnenwörter (Felder o. J.) und damit deren untergründiger „Hintersinn“ beeindruckend gegeneinander gestellt werden. Das folgende Zitat stammt aus Schirrmachers wirtschafts- und gesellschaftskritischem Buch: ‚*EGO Das Spiel des Lebens*‘ 2013. Er versucht die immanenten Aporien zentraler Begriffe samt ihrer „Paranoia“ mit Blick auf soziale, kulturelle, politische oder wirtschaftliche Entwicklungen in ihrer verborgenen Widersprüchlichkeit zu fassen:

Oder: Wissensökonomie bei gleichzeitiger Auszehrung der Wissensinstitutionen. Oder: Transparenz bei gleichzeitiger Installation intransparenter Gouverneursräte und unzuständiger Parlamente. Oder: ‚Partizipation‘ bei gleichzeitiger Diskreditierung von Plebisziten, die die ‚Märkte‘ als die wahren Abstimmungsmaschinen verunsichern könnten. Oder: absolute ‚Kreativität‘ und Ruhm-Versprechen für jeden bei gleichzeitiger Inflation von Selbstausschöpfung und unbezahlter Mikroarbeit. Oder: ‚Ende der Arbeit‘ bei gleichzeitiger Beglückung von Schwellenländern mit ‚sweat-shops‘ die aus einem Dickens-Roman stammen könnten. Schließlich: ‚Kooperation‘ bei gleichzeitiger Bevölkerungsexplosion des egoistischen ökonomischen Agenten in allen digitalen Plattformen.

Widersprüche, wie die hier aufgeführten, sind der Grund, warum sogar enthusiastische Vordenker der Netzwerkgesellschaft erschreckt eine ‚strukturelle Schizophrenie zwischen Funktion und Bedeutung‘ registrieren und warum Paranoia zum Wesensmerkmal von Kommunikation zu werden droht. (Schirrmacher 2013: 147)

Schirmmacher zeigt u. a. in seinem Buch, wie der ursprünglich negativ konnotierte Begriff *Egoismus* in den Wissenschaften, neben der Evolutionsbiologie und der Spieltheorie vor allem in der heutigen (Finanz-)Wirtschaft dadurch „salonfähig“ gemacht wird, dass man Egoismus als ein gleichermaßen evolutionäres wie ökonomisches „Naturgesetz“ behauptet und es ungeachtet der desaströsen Krisen in seinem Gefolge häufig monokausal als Erklärung und Rechtfertigung für unregulierten Wettbewerb verwendet (vgl. Antos 2014). *Egoismus* und seine euphemistischen Varianten wie *Erfolg*, *Gewinn* oder *Nutzenmaximierung* haben – so scheint es – eine alle Lebensbereiche übergreifende Begriffskarriere vollzogen, die die Frage sowohl nach Gründen solcher Sprachgebrauchskarrieren (einschließlich ihrer Konjunkturen) ebenso aufwirft wie nach Sprachgebrauchsveränderung bis hin zu einem sich abzeichnenden oder bereits zu konstatierenden Sprachgebrauchswandel. Dies insbesondere dann, wenn diese Bezeichnungen prototypisch für bestimmte Diskurse scheinen oder wenn sie als typisch bzw. gar als „Fahnenwörter“ für einen bestimmten „Denkstil“ (vgl. Fleck 1980 [1935]) herausgestellt werden.

Vor dem Hintergrund dieser Beispiele soll im Folgenden gezeigt werden, dass die analytische Erfassung von sub-semantischen Bedeutungsnuancen zumindest dann sinnvoll erscheint, wenn sie synchrone Wortkarrieren und -konjunkturen in den Blick nimmt. Dabei liegt es nahe, zunächst einmal einen Blick zurück auf historische Wortkarrieren zu werfen.

3. Historische Wort- und Begriffskarrieren

Gebrauchskarrieren sind und waren Gegenstand der Forschung vor allem in der historischen Semantik. So war beispielsweise im Mittelalter *minne* zunächst die Bezeichnung für so etwas wie Geschwisterliebe oder Gottesliebe. Diese Bedeutung wandelte sich im Kontext höfischer Diskurse über die spirituelle zur geschlechtlichen Liebe, um im späten Mittelalter immer stärker zur pejorativen Bezeichnung für die sexuelle Liebe zu werden. Gleichsam stieg aufgrund dieser Wandlung gegenläufig zu *minne* die unbelastete Bezeichnung *liebe* zur generellen Bezeichnung dieser rätselhaften menschlichen Neigung auf, die dann im Neuhochdeutschen endgültig das Wort *minne* (bis auf *Minnesang*) schließlich verdrängte.

Das Faktum, dass Wortkarrieren den Beginn eines Sprachwandels kennzeichnen, ist in der historischen Sprachwissenschaft unbestritten. In der Laienlinguistik sind „Wortgeschichten“ sogar oft Gegenstand einer vergnüglichen Popularisierung⁵, die sich aus der Neugierde speisen, nachvollziehen zu wollen,

5 Vgl. Christoph Gutknecht (2001): „Lauter blühender Unsinn. Erstaunliche Wortgeschichten von Aberwitz bis Wischiwaschi“.

woher bestimmte (vor allem semantisch undurchsichtige) Wörter etymologisch stammen. Umstritten sind aber – in der Wissenschaft wie in der Publizistik – bisweilen die Gründe für bestimmte Wort- oder Begriffskarrieren. Exemplarisch für eine solche Kontroverse mag der Beitrag von Damaris Nübling (2011) mit dem folgenden fast barock anmutenden Titel stehen: „*Von der Jungfrau‘ zur ‚Magd‘ zur ‚Prostituierten‘: Die Pejorisation der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie?*“ Hier wird – gestützt durch Häufigkeitsanalysen – nach Erklärungen für die genannten Wortkarrieren gesucht, denen man – wohl nicht zu Unrecht – eine Abwertung bescheinigen muss, wenn man diachron, also zu bestimmten Zeitpunkten und für bestimmte Kontexte, vergleichend auffällige Gebrauchsveränderungen zugrunde legt. Unstrittig scheint dabei folgende generelle Feststellung zu sein: „Zahlreiche semantische Wandelphänomene lassen sich nur mit Rekurs auf außersprachliche Gegebenheiten verstehen“ (Nübling 2011: 351).

Gleiches gilt auch für einen Ansatz, der sich außerhalb der Linguistik entwickelt hat: Offenbar im Hinblick auf den „modernitätskonstitutiven Wandel“ (Dutt 2011: 47) vieler zentraler Begriffe aus dem kulturellen, politischen und historischen Bereich wurde in der Begriffsgeschichte (sensu Koselleck 2006) der Gebrauchswandel von z. B. *Demokratie*, *Emanzipation*, *Krise* oder *Revolution* mit Rekurs auf die Sozialstruktur (vgl. Jussen 2013: 55) nachzuzeichnen versucht. Ohne auch hier nur ansatzweise näher darauf eingehen zu können (dazu Dutt 2011, Jussen 2011, Reichmann 2011), kann aus linguistischer Perspektive die philosophisch oder historisch orientierte Begriffsgeschichte als eine sehr elaborierte Variante einer Sprachgebrauchskarriere von bestimmten Wörtern verstanden werden. Aus aber eben derselben linguistischen Perspektive stellt sich die Frage, die Reichmann (2011: 26) so problematisiert hat: Was tun eigentlich Lexikographen, „wenn sie etwa 500 Belege zu irgendeinem Wort bearbeiten und ihnen im Zentrum ihres Tuns Bedeutung bzw. Bedeutungen zuschreiben. Werden diese Bedeutungen als ‚Begriffe‘ gestaltet, ‚sind‘ sie gar Begriffe oder sind sie irgendetwas anderes?“ (Reichmann 2011: 26).

Diese Frage stellt sich verschärft, wenn man Wortkarrieren durchaus mit Blick auf ihre jeweiligen „Wortfelder“ (vgl. Trier 1931) unter einer synchronen Perspektive nachzuzeichnen versucht, und dabei deren unterschiedliche Rolle in einer überschaubaren „Jetztzeit“ ins Blickfeld rückt. Die sich daraus ergebenden vor allem methodischen Probleme sind vielfältig: ein für die Beschreibung von Wortkarrieren wichtiges Problem der Vernetzung von Begriffen hat Reichmann am Beispiel von *Geist* mit Blick auf Bedeutungen wie *Geist* = *Weingeist* oder *Geist* = *Gespenst* wie folgt problematisiert:

Nun ist es natürlich nicht so, dass es die eine Bedeutung unabhängig von der anderen gebe; vielmehr spielen in jede dieser Einzelbedeutungen (Sememe) immer Facetten einer anderen Bedeutung des gleichen Wortes hinein. – [...] Es hat also nicht nur jede sprachliche Einheit systematisch verschiedene Bedeutungen, sondern es kann auch alles, über das wir sprechen wollen, systematisch verschieden ausgedrückt werden, also mittels z. B. lexikalischer Einheiten, deren jede wiederum verschiedene Bedeutungen hat. [...] Viele sprachliche Einheiten [...] stehen in motivationellen Zusammenhängen; und über jede dieser Einheiten werden im Gebrauch je unterschiedliche Aussagen und Aussageverdichtungen gemacht. (Reichmann 2011: 30)

4. Synchroner Wortkarrieren

Nimmt man die sub-semantischen Nuancen von aktuellen Wortkarrieren näher ins Blickfeld, so müssen mindestens drei Fragen geklärt werden:

- In welchem Zeitraum, in welchen Kontexten und aus welchen Gründen verändern sich bestimmte Gebrauchshäufigkeiten von Wörtern?
- Was bedeutet dabei „Veränderung“ und wie verschiebt sich dabei (etwa im Sinne der Wortfeldanalyse) das semantische wie pragmatische Verhältnis zu benachbarten Ausdrücken? Und:
- Welche Bedeutungsnuancen von vor allem polysemen Ausdrücken treten dabei in den Vorder- oder Hintergrund, und welche Bedeutungsnuancen werden dabei von anderen Ausdrücken importiert oder exportiert?

Nicht zufällig werden diese Fragen besonders bei polysemen Ausdrücken virulent. Bekanntlich hatte bereits Bréal (1897) die Polysemie als „Synchronie des Bedeutungswandels“ zu bestimmen versucht. In diesem Zusammenhang nur ein aktuelles Beispiel: Der „Weltkarriere“ des Konzepts der *Nachhaltigkeit* sieht man es nicht an, dass sich ihre Polysemie aus einem fast 200 Jahre währenden Fachdiskurs in der Forstwissenschaft von Preußen und Sachsen (vgl. Kaufmann 2004) entwickelt hat. Mit der diskursüberschreitenden Verwendung im Ökologie-Diskurs seit etwa 30 Jahren ist jetzt (nicht zuletzt durch die Übernahme in den anglophonen Sprachraum als *Sustainability*) eine Verallgemeinerung und Ausdifferenzierung in dieser Wortkarriere zu beobachten – ein Prozess, der noch nicht abgeschlossen ist.

Gebrauchsänderungen, die auf synchronen Wortkarrieren beruhen, sind nicht immer als stilistische Veränderungen zu interpretieren. So dürfte unbestritten sein, dass sich die Bedeutung des Wortes *Autobahn* in den letzten Jahrzehnten (außer vielleicht im Fachdiskurs „Verkehr“) kaum geändert

hat. Dennoch ist ebenfalls unverkennbar, dass sich die Einstellungen vieler zu diesem (Referenz-)Objekt deutlich verändert haben: Blank (2001: 138) hat in dem zusammenfassenden theoretischen Kapitel seiner „lexikalischen Semantik“ unter dem Titel *„Außersprachlich-encyklopädisches Wissen: Weltwissen und Konnotationen“* die Begriffskarriere von *Autobahn* im Hinblick auf ihre pragmatische Nuanciertheit wie folgt umschrieben:

Während man z. B. zu **Autobahn** in den 60er Jahren des 20. Jahrhunderts mehrheitlich ‚fortschrittlich‘ und ‚modern‘ assoziierte, ist es heute eher ‚Lärm‘, ‚Raserei‘ und ‚Stau‘. Den ersten Bereich der objektiv gegebenen Wissensbestände soll **Weltwissen** genannt werden, die kollektiv üblichen Assoziationen und Stimmungen, die ein Konzept auslöst, nennen wir Konnotationen. Beide Bereiche können nicht immer klar voneinander getrennt werden. (Blank 2001: 139; Hervorhebungen im Original)

Die Beobachtung scheint einerseits zutreffend zu sein. Aber würde man daraus den Schluss ziehen wollen, „die kollektiv üblichen Assoziationen und Stimmungen“, die das Konzept „Autobahn“ auslöst, „Konnotation“ nennen zu wollen? Auch Blank scheint daran Zweifel zu hegen, wenn er einräumt, dass „Konnotation“ ein Sammelbegriff ist, „...hinter dem sich dann, je nach Autor, u. a. ‚stilistische Markierungen‘, ‚lexikalische Relationen‘, ‚assoziierte Gefühle‘ verbergen. Für eine moderne Bedeutungstheorie ist dies natürlich zu ungenau“ (Blank 2001: 136).

Gleiches scheint für viele Alltagswörter⁶ zu gelten: Die meisten von uns haben (noch) ein klare Vorstellung hinsichtlich der Referenz von *Schreibmaschine*, *Kassettenrecorder*, *Schallplatte*, *Video*, oder *Fax*. Dies scheint ansatzweise bei der nachwachsenden Generation schon nicht mehr durchgängig der Fall zu sein, da sie viele dieser Ausdrücke nur noch vom Hörensagen kennen. Gleiches gilt für *Apo*, *Zone*, *Waldsterben*⁷ ebenso wie viele Berufe *Stenotypistin*, *Dispatcher*, *Melker*, *Milchmädchen*⁸, die inzwischen dem technischen oder gesellschaftlichen Wandel zum Opfer gefallen sind (vgl. Mrozek 2008). Ehemalige „Traumberufe“ von kleinen Jungs wie Schornsteinfeger oder Lokomotivführer gibt es zwar noch, aber diese Bezeichnungen haben in den letzten 100 Jahren eine deutliche (Gebrauchs-)Karriere „nach unten“ gemacht – verbunden mit dem Verlust einer spezifischen „Aura“.

Ähnliches ließe sich an Wortkarrieren zeigen, die eng mit nicht zuletzt ideologisch motivierten **historischen** Gebrauchs- und Bewertungskonjunk-

6 Vgl. das im Aufbau befindliche ‚Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache‘

7 Vgl. Stötzel/Eitz (2002) und für die DDR: Malige-Klappenbach (1986), Fix (1997/2014).

8 Vgl. zu den beiden zuletzt genannten Bezeichnungen Grotek (2009).

turen zusammenhängen: *Reich, Krieg, Adel, Ehre, Treue, duellieren, Rasse, Jude, Führer, Endsieg, Wirtschaftswunder, sozialistisch, bürgerlich, Volkspolizei, Klassenkampf, Kommunist, Zigeuner, Lehrling, Putzfrau, Kapital, Freiheit* usw. Keine Frage: Wir haben im Deutschen in der Regel keine Verstehensprobleme, wenn wir Texte aus dem 19. oder dem Anfang des 20. Jahrhunderts lesen, in dem z. B. von *Ehre, Duell, Adel* oder von *Treue* die Rede ist. Gleiches gilt für Texte aus der Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg, in denen folgende Wörter und Wendungen vorkommen: *Krieg, Wirtschaftswunder, sozialistisch* oder für Westdeutsche so etwas Unverdächtiges wie: *Villa, sanieren, Wir mussten das Haus/Dach reparieren* (vgl. Fix 1997/2014: 221). Dass heute die Begriffe *Zigeuner, Lehrling, Putzfrau, Knecht* nicht zu Unrecht aus Gründen der *political correctness* gewichen sind, macht sie noch nicht gleich zu unverständlichen, wenn auch vielleicht wohl zu absterbenden Bezeichnungen.

Dem Autobahn-Beispiel nicht unähnlich, sind folgende aktuelle Wortkarrieren, die bestenfalls als „Trendwörter“ oder „Schlag- und Modewörtern“ interpretiert werden können, die aber je nach Diskurs gegenwärtig sehr unterschiedliche Bewertungen und entsprechend Konjunkturen zu erfahren scheinen: *Kernenergie, (Daten-)Sicherheit, Steuer(-Oasen, -Flüchtling), Wachstum, Banken, Krise, Elite, Ehre, Europa, Müll(-trennung), Depression, (Geräte-, Schul-)Medizin, Burnout, Yoga, Homosexueller, Revolution, Promi(nente), Ausländer, kreativ* (im Sinne von *kreative Buchführung*) usw.

Je nach Diskurs und je nach „Denkkollektiv“ (vgl. Ludwik Fleck 1980 [1935]) wird man in den letzten Jahren ohne Schwierigkeiten Wortkarrieren oder doch Veränderung, was Bedeutungsnuancen betrifft, konstatieren können: *Depression* oder *Burnout* darf heute etwa in den Medien „beim Namen genannt werden“, ebenso wie *Homosexueller* oder *Elite*, die wie *Heimat* zunehmend unbewertend gebraucht werden. *Kernenergie, Banken, Europa* (als ein politisches Programm), *(Geräte-, Schul-)Medizin* oder auch *Wachstum* haben in den letzten Jahren in vielen Diskursen dagegen eine eher pejorative Karriere durchlaufen. Begriffe wie *Krise, Müll(-trennung), Revolution* oder *Promi* werden heute vergleichsweise zu früher in vielen Diskursen und Kontexten stärker verwendet, aber dafür unspezifischer. Und manche Begriffe wie „*Elite*“ oder die schon genannte „*Ehre*“ feiern ein mitunter problematisch empfundenes Comeback.

Solche Beispiele hat man – wenn überhaupt – früher in den Zuständigkeitsbereich von Wörterbuchprojekten oder der Stilistik verwiesen. Denn ihre lexikalische Erfassung war jedenfalls bis Ende des letzten Jahrhunderts keineswegs selbstverständlich. So merken Monika Schwarz und Jeannette Chur (1996) an:

Von vielen Linguisten wird die Meinung vertreten, dass ausschließlich die im Lexikon gespeicherten, kontextunabhängigen Bedeutungen Gegenstand der Semantik sein sollen [...]. Die semantische Forschung hat sich daher lange nur mit den lexikalischen Bedeutungen beschäftigt. Mittlerweile aber interessieren sich viele (kognitive) Semantiker auch für die Frage, in welcher Relation lexikalische und aktuelle Bedeutungen sowie kommunikativer Sinn stehen. Semantische Kompetenz wird nicht nur als statisches Kenntnissystem betrachtet, sondern auch unter prozeduraler Perspektive. Teil unserer semantischen Kompetenz ist es, lexikalische Bedeutungen zu aktivieren und im Sprachproduktions- und Rezeptionsprozeß situationsangemessen einzusetzen. (Schwarz/Chur 1996: 31f.)

Inzwischen hat sich fast ein Paradigmenwechsel vollzogen: Im Vordergrund des heutigen Interesses steht die Erforschung des Sprachgebrauchs als entscheidende Instanz samt dem dahinterstehenden Sprecher(gruppen-)Wissen. Blank (2001) hat diese Perspektive für die lexikalische Semantik am Ende seines Buches insofern hervorgehoben, als er Aspekte hinzunimmt, die üblicherweise ausgeblendet bleiben: das (Fach-)Wissen von bestimmten Sprechergruppen, Diskurstraditionen, aber auch die Formulierungs- und Kontextgeschichte von Bezeichnungen. So hebt er – nicht zufällig mit Blick auf „Un-Wörter“ wie *Entartung* oder *Rampe* hervor:

Jedes Wort führt die Geschichte der Kontexte und Texte, innerhalb derer es bisher verwendet wurde, immer mit sich [...]. Es wäre geradezu fahrlässig, dieses Wissen aus der Bedeutungsbeschreibung auszuschließen, da es unser Sprechen mitprägt. Wie groß unser Weltwissen ist, bestimmt nicht zuletzt auch unsere soziale Position und unsere Fähigkeit, jeweils den Sinn von Texten und Diskursen mit ihren möglichen Anspielungen auf bestimmte andere Texte, historische Gegebenheiten etc. zu verstehen. (Blank 2001: 139)

Umso mehr überrascht, dass die systematische Erfassung solcher gebrauchssensitiven Bedeutungsnuancen in der Linguistik eher selten ist: Zwar werden sie in der Stilistik und der Übersetzungswissenschaft als nicht zu vernachlässigende Eigenschaften von Bezeichnungen reflektiert und berücksichtigt. Aber in der Lexik und Semantik spielen sie praktisch keine Rolle – nicht zuletzt, weil solche Nuancen diskursensitiv weit gefächert sein können und z. B. in Wörterbüchern nur schwer verallgemeinernd zu fixieren sind. Dies überrascht umso mehr, als dies bereits Helmut Henne an prominenter Stelle, nämlich im DUDEN (1995) problematisiert hat. Mit Blick auf die Zeitgebundenheit von Schlag- und Modewörter sowie auf historische, politische, geisteswissenschaftliche und sonstige Hintergründe von vielen zentralen Bezeichnungen bemerkt er einerseits: „Das Gewicht vieler Wörter ist mit Hilfe einer sprachwissenschaftlichen Semantik nicht zureichend zu bestimmen“ (Henne

1995: 580). Andererseits – und darauf weist Ulla Fix (1997/2014: 205) hin – konzidiert Henne zu Recht, dass „die Bewältigung lexikalisch-semantischer Probleme... an die Sprach- bzw. Welterfahrung tatsächlicher Sprecher rückgebunden werden“ muss (Henne 1995: 209).

Damit stellt sich erneut die Frage: Soll die die Thematisierung solcher Nuancen und daraus resultierend: mögliche Verschiebungen im Sprachgebrauch lediglich Dichtern, Feuilletonisten, Publizisten, aber auch Kabarettisten vorbehalten bleiben?

5. Traditionen sub-semantischer Erfassungen

Versuche, gebrauchssensitive Bedeutungsnuancierungen systematisch zu erfassen, hat es dennoch in der deutschen Sprachwissenschaft gegeben. Allerdings scheinen die vielleicht bekanntesten beiden Versuche gescheitert zu sein – trotz einer gewissen Ehrfurcht im ersten Fall und einer popularitätsbedingten eher kopfschüttelnden Abwertung im zweiten Fall:

Wörterbuch des Unmenschen: Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs gab es den vor allem in der Publizistik heftig diskutierten sprachkritischen Versuch, den Gebrauch bestimmter Wörter und Wendungen über ihre diskursensitiven Bedeutungen hinaus als Belege für Gesinnung, Moral und tief-sitzende politische Einstellung auszuweisen. Gemeint ist die Tradition, die besonders mit dem Namen des großen Romanisten Viktor Klemperers und seinem Projekt einer ‚*Lingua Tertii Imperii: Sprache des Dritten Reiches*‘ verbunden ist. Einer größeren Öffentlichkeit in der (westlichen) Bundesrepublik wurde dieser sprachkritische Ansatz bekannt als ‚*Sternberger/Storz/Süskind: Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*‘. Nach heftigen Diskussionen musste allerdings bereits Dolf Sternberger in der Auflage von 1957 (weitere Auflagen: 1945, und 1968) einräumen:

Das Wörterbuch des Unmenschen ist das Wörterbuch der geltenden deutschen Sprache geblieben, der Schrift wie der Umgangssprache [...]. So scheint das Übel nicht nur fortzuwirken, sondern es scheint von allem Anfang an tiefer gegessen zu haben, als wir in unserer hoffnungsfrohen Zuversicht angenommen haben. (Aus dem Vorwort)

Wie sich bald zeigte, musste der Versuch scheitern, kontextuelle temporäre und diskurslokale Gebrauchsmuster als quasi-denotative Bedeutungszuschreibungen zu verallgemeinern: Wörter wie *Lager*, *Problem*, *Sektor* oder *untragbar* sind heute selbst für die älteren Generationen kaum mehr als Belege aus dem ‚*Wörterbuch des Unmenschen*‘ identifizierbar, geschweige denn in ihrer moralisch problematischen Aura nachvollziehbar. Der Hauptgrund: Von Einzel-

beispielen wie *Sonderbehandlung* und *Konzentrationslager*, *Schutzhaft* einmal abgesehen, verändert ein kontextspezifischer Gebrauch nicht automatisch das Denotat einer Bezeichnung. Mehr noch: Methodisch problematisch ist es von einem Sprachgebrauch gleichsam kausal auf die Gesinnung ihrer Benutzer schließen zu können, etwa nach der Art: „Sage mir, wie Du sprichst und ich sage Dir, wer du bist!“ Dennoch könnte man diesen sprachkritischen Ansatz als einen Versuch werten, subversive, „subkutane“ und sublimale Bedeutungsschichten von Wörtern und Wendungen der Nazis so zu destillieren, dass ihr bedenkenloser Gebrauch im Hinblick auf soziale Folgen gestoppt oder doch negativ sanktioniert wird (vgl. dazu Eitz/Stötzel 2007).

„**Plastikwörter**“: Mit dieser Bezeichnung hatte der Sprachwissenschaftler Uwe Pörksen einen bis heute weitgehend anhaltenden Erfolg in der öffentlichen Diskussion über den gegenwärtigen Sprachgebrauch. Nach Pörksen transportieren „Plastikwörter“ wie *Kommunikation*, *Sexualität*, *Energie*, *Austausch*, *Information*, *Prozess*, *Problem*, *Beziehung*, *Entwicklung*, *Partner*, *Identität*, *Struktur*, *Strategie*, *Lösung*, *Fortschritt*, *Produktion*, *Konsum*, *Ressource*, *Versorgung*, *Modernisierung* im Sinne der „Verwissenschaftlichung der Alltagswelt und ihrer Sprache“ die „Autorität der Wissenschaft in die Umgangssprache“ und führen zu einer „Sphärenvermischung“:

Sie sind Alltagsdiertiche, die mit leichtem Griff neue Räume öffnen. Konturschwach und durchsichtig, vergrößern und teilen, verteilen und vervielfältigen sie sich. Es sind die lautlosen Selbstverständlichkeiten des Alltags. (Pörksen 2000)

Leider hat die öffentliche Diskussion den von Pörksen geförderten sprachkritischen Gestus sehr stark fokussiert, den der Autor bereits durch seinen Untertitel *Die Sprache einer internationalen Diktatur* Vorschub geleistet hat. Seine Klage, dass unter einer synchron semantischen Perspektive die Gemeinsamkeit der „Plastikwörter“ in einem ungewöhnlichen Übergewicht des Konnotats gegenüber einem im Grunde nicht mehr vorhandenen Denotat bestände (vgl. Roth 2009), lässt sich gleichermaßen relativieren und entmoralisieren. „Plastikwörter“ lassen sich danach als eine Gruppe von Bezeichnungen auffassen, die eine an den Naturwissenschaften angelehnte nüchterne Abstraktheit ausdrücken und diese zugleich in der Alltagssprache remetaphorisieren. Diese kaum bemerkbare, weil subkutane Remetaphorisierung von abstrakter „Verwissenschaftlichung“, hat sich – und das scheint mir die eigentliche Leistung von Pörksen zu sein – aber bei den genannten Ausdrücken als „musterbildend“ herausgestellt. Konkret: „Plastikwörter“ entstammen ursprünglich alle aus den Wissenschaften und haben dort eine Karriere gemacht, die offenbar so erfolgreich war, dass sie in die Alltagswelt in der von Sprachpuristen beklag-

ten Weise Eingang finden konnten. Allerdings sieht man ihnen diese gemeinsame Begriffskarriere inzwischen kaum mehr an.

6. Laienlinguistische Versuche

Trotz dieser mehr oder weniger gescheiterten Versuche, scheint eine systematische Erfassung von gebrauchssensitiven Wörtern nicht aussichtslos zu sein. Einen ersten Hinweis zumindest auf den entsprechenden Wunsch findet sich allerdings – nicht ganz überraschend – außerhalb der Linguistik, nämlich in der so genannten „Laienlinguistik“ (Antos 1996):

Neben Neologismen sind „Mode-“ oder „Trendwörter“ eine relativ auffällige Form des synchronen Sprach**gebrauchswandels**. Aufgrund ihrer relativ hohen Gebrauchsfrequenz oder zumindest aufgrund ihres salienten Charakters können „Mode-“ oder „Trendwörter“ für charakteristische Diskurse oder auch darüber hinaus als Indiz einer bestimmten Verwendungs-Konjunktur betrachtet werden – vor allem, wenn damit bestimmte Bewertungen einhergehen.

Ein überschaubares Beispiel sind (Schlag-)Wörter etwa des bildungspolitischen Diskurses im Kontext des „Bologna-Prozess“: *Akkreditierung, Evaluation, Rating, Flexibilität, Restrukturierung* oder *Exzellenz* dominieren die Diskussion. Der neoliberale Hintergrund: Universitäten sollten bekanntlich *schlank, effizient, staatsfern* werden und natürlich erfolgreich wie Unternehmen geführt werden (vgl. Klein 2003, Knobloch 2010). Inzwischen hat die Selbst-Überzeugungskraft dieser Konzepte stark abgenommen oder ist verblasst, jedenfalls bemerkenswert umstritten. Bleibt die Frage, ob sich nicht auch die Linguistik dem Phänomen dieses Gebrauchswandels, also der anfänglichen Faszination bzw. der gegenwärtigen Erosion dieser Faszination widmen sollte, die sich ja in Texten und Diskursen (korpuslinguistisch) vergleichsweise leicht erfassen ließe.

Aus der Sicht der synchronen Linguistik methodisch neu ist zumindest, dass „Trendwörter“ (oder was man dafür hält) heute relativ frühzeitig kodifiziert und damit auch Gegenstand einer oft laienlinguistischen Sprachreflexion werden können.⁹ Dazu einige Beispiele, die zugleich belegen, dass es bei dieser ersten noch laienlinguistischen Fixierung ausgesprochen aufschlussreiche außerwissenschaftliche Charakterisierungsversuche im Hinblick auf ihre „Aura“ gibt:

9 Vgl. <http://www.trendwörter.info/erlaeuterungen>; letzter Zugriff am 04.01.14.

Achtsamkeit:

- Bedeutung: universelle Aufmerksamkeit
- Anwendungsbeispiel: Achtsamkeit soll ungerichtet, Aufmerksamkeit gerichtet sein (wird bisweilen postuliert)
- Trendfaktor: ↑
- Akzeptanz: +
- Aura: Psychoszene und Umfeld, Lebenshilfeindustrie

...affin:

- Bedeutung: mit ... zu tun habend, ...nahe, mit ... verwandt; auch: ... zugewandt
- Anwendungsbeispiel: ein internetaffines Geschäft (Geschäft, das mit dem Internet zu tun hat)
- Trendfaktor: ↑
- Akzeptanz: +
- Aura: Gewandtheit im Ausdruck, um Spracheleganz bemüht

(auf dem) Radar (haben):

- Bedeutung: beobachten
- Anwendungsbeispiel: etwas auf dem Radar haben
- Trendfaktor: →
- Akzeptanz: o
- Aura: Saloppsprech

schwurbeln; Geschwurbel:

- Bedeutung: sich verquast ausdrücken; verquaste Sprache
- Anwendungsbeispiel: tönt verschwurbelt
- Trendfaktor: →
- Akzeptanz: +
- Aura: Sprachfetischist

screenen:

- Bedeutung: im übertragenen Sinne: durchleuchten, überprüfen
- Anwendungsbeispiel: jemanden oder etwas screenen
- Trendfaktor: →

- Akzeptanz: +
- Aura: Macherdenglisch

Besonders interessant scheint mir hier eine laienlinguistische Gebrauchskategorie zu sein, die durchaus gelungen „Aura“ genannt wird: Die „Aura“ ist eine zusammenfassende Bewertungs-Kategorie (*Psychoszene und Umfeld, Lebenshilfeindustrie, Saloppsprech, Sprachfetischist, Macherdenglisch*), die man in der Linguistik zwischen diskursiven Kontexten bzw. Textsorten und einer Stilbezeichnung *avant lettre* einordnen würde. Man könnte zwar solche vor- oder außerwissenschaftliche Sprachreflexionen linguistisch vernachlässigen, würde dabei aber übersehen, dass sie nicht nur stilistisch oder übersetzungswissenschaftlich, sondern vor allem auch in sprachhistorischer Hinsicht durchaus von Interesse sein können.

6. Was ist Sub-Semantik?

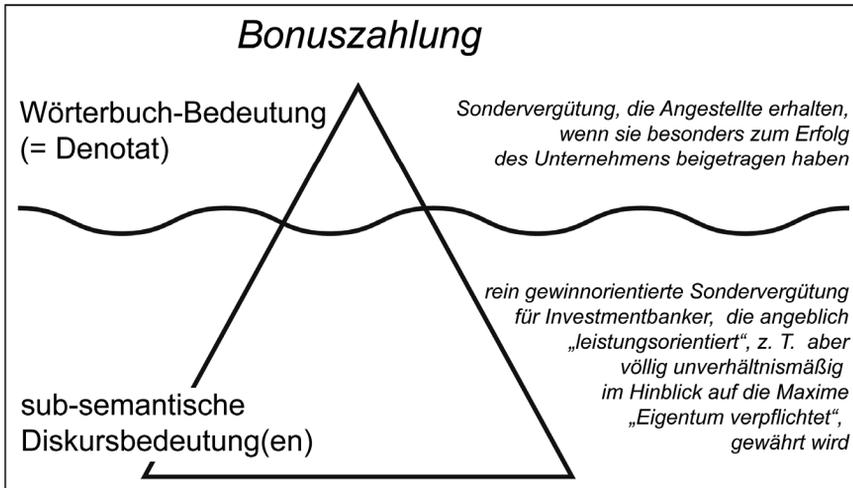
Wie die bisherige Argumentation gezeigt hat, scheint im Licht der heutigen Diskussion zu gebrauchsbasierten Semantiktheorien eine scharfe Trennung zwischen einer gleichsam zeitlosen denotativen Kernbedeutung einerseits und Gebrauchskonjunkturen mit ihrer konnotativen bzw. subsemantischen Bedeutungsdynamik andererseits zu Recht obsolet zu sein (vgl. Weber 2010).

Im Folgenden soll daher unter dem Titel **Sub-Semantik** versucht werden, die hier exemplifizierten Sprachgebrauchsphänomene als legitime Gegenstände der Linguistik zu etablieren. Von der Erforschung von Bedeutungsnuancen und -karrieren würden primär die Stilistik, die Pragmatik und die Übersetzungswissenschaft profitieren. Von einer Sub-Semantik könnten auch Impulse für die Text- und Diskurslinguistik sowie für die Semantik und Lexikographie ausgehen.

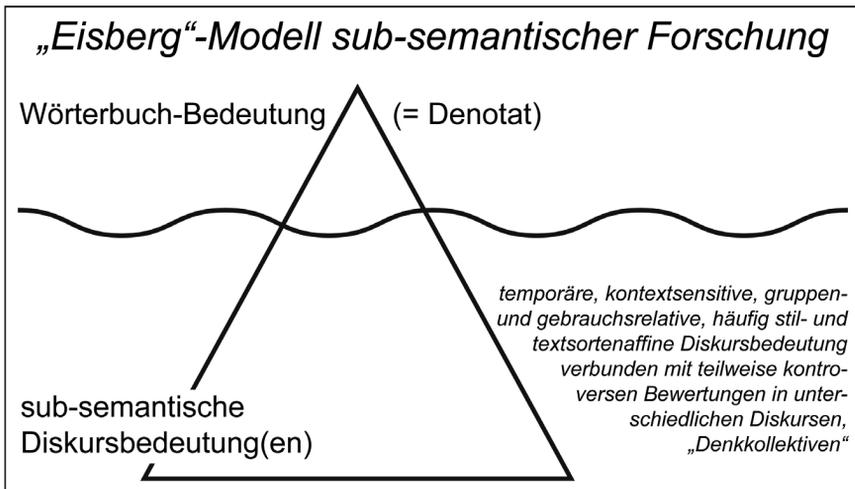
Die Sub-Semantik könnte als eine Teildisziplin der Linguistik verstanden werden, die Zusatz- oder Nebenbedeutungen („Nuancen“) von Wörtern und Wendungen erforscht, die in bestimmten Gebrauchskontexten, insbesondere in bestimmten Diskursen, Diskurstraditionen und/oder Diskursgruppen entstanden und dort zumindest temporär wirksam sind. Dabei prägen sie Bedeutungsnuancen aus, die im Laufe einer bestimmten Zeit auch übergreifend verwendet werden können. Semantisch und lexikographisch interessant werden solche Wörter und Wendungen dann, wenn sie Anhaltspunkte dafür liefern, dass sie in andere/weitere Sprachgebrauchskontexte eingehen und womöglich letztendlich das Denotat eines Begriffs zu einer bestimmten Sprachstufe verändern.

In diesem Sinne beschäftigt sich die Sub-Semantik mit Bedeutungsverschiebungen und Bewertungskonjunkturen, kurz: mit dynamischen Bedeu-

tungsmodifikationen und -veränderungen gleichsam unterhalb ihrer üblichen, „offiziellen“ lexikalischen Erfassung in Wörterbüchern. Ich will hier abkürzend von der „Wörterbuch-Bedeutung“ eines Begriffs sprechen. Metaphorisiert lässt sich das Verhältnis von Semantik und Sub-Semantik an folgendem Beispiel verdeutlichen:



Betrachten wir einige wahllos herausgegriffene Wörter, bei denen in den letzten Jahren das zutage trat, was man eine „Bedeutungskonjunktur“ – hier eine negative – nennen könnte: So haben seit 2008, dem Jahr der sogenannten „Banken- und Finanzkrise“, folgende Begriffe ihre ehemals hoch geschätzte Sub-Semantik in weiten Teilen der Gesellschaft geändert bzw. ihre „trendige“ Gebrauchsnuancierung weitgehend verloren (vgl. Schirrmacher 2013). Die jeweiligen Denotate sind natürlich in diesen wenigen Jahren gleich geblieben: *Bonuszahlung* bedeutet auch noch nach 2008 *Zahlung von Sondervergütung*, *Investment* so viel wie *Kapitalanlage in Investmentzertifikaten* und auch ein *Banker* ist noch immer ein Bankfachmann, wenn auch von einer geheimnisumwitterten Aura. Aber keine Frage: Die Sub-Semantik dieser Begriffe aus der neoliberalen Zauberwelt des Finanzwesens hat sich in weiten Teilen der Medien und der Öffentlichkeit deutlich verändert. Vor diesem Hintergrund könnte man das obige Eisberg-Modell so verallgemeinern:



Fazit: Gegenstand der Sub-Semantik sind aus der Perspektive der Lexikographie und der Semantik sublimale Zusatz- oder Nebenbedeutungen („Nuancen“) von Wörtern und Wendungen auf der Grundlage ihres dynamischen Gebrauchs (in Diskursen) sozusagen unterhalb ihrer lexikographisch erfassten Semantik.

Gebrauchsbasierte Semantiker würden allerdings im Hinblick auf dieses Eisberg-Modell ergänzend dazu betonen, dass sich die Bedeutungen und Funktionen sprachlicher Einheiten in ihren unterschiedlichen Facetten und Komponenten unterschiedlich dynamisch entwickeln. Manche Aspekte sind relativ statisch und zeitstabil, andere dynamisch und temporär. Dies wird aber eher als ein Kontinuum (statisch-dynamisch) gedacht denn als eine Dichotomie, wie dies das Eisberg-Modell nahelegen könnte. Insofern müsste man zu der genannten Metaphorik ergänzend hinzufügen: Wenn Eisberge längere Wege zurücklegen, dann ändern sich die Proportionen von „sichtbar“ und „unter dem Wasser gelegen“ und vor allem: Eisberge schmelzen sehr oft auf ihrem Wege durch die Ozeane.

Aus der Perspektive der Pragmatik und da: insbesondere der Text- und Diskurslinguistik ist die Sub-Semantik der Motor und Katalysator für gebrauchsdynamisch entstandene präsemantische Sprachgebrauchsmuster. In Abhängigkeit von bestimmten Gebrauchs-kontexten, insbesondere in bestimmten Diskursen, prägt die Sub-Semantik (neue) Bedeutungsnuancen aus, die dann im Laufe einer bestimmten Zeit auch Grundlage für eine diskursübergreifende Verwendung werden können. Semantisch und lexikographisch interessant werden solche Wörter und Wendungen vor allem dann, wenn sie Anhaltspunkte dafür liefern, dass sie in andere/weitere Sprachgebrauchskon-

texte eingehen und womöglich über eine bestimmte Konnotation letztendlich das Denotat eines Begriffs zu einer bestimmten Sprachstufe verändern.

Etwas sehr metaphorisch ausgedrückt: Sub-semantische Bedeutungsnuancen sind die ersten temporär stabilen mikrosemantischen Musterstrukturen, die vor allem diskurspezifisch als Indikatoren für den Übergang von variablen Sprachgebrauchsbedeutungen hin zu semantisch festeren Spracheinheiten aufgefasst werden können. Man darf sich diesen Prozess der Semantisierung von Sprachgebrauchsweisen allerdings nicht als einen eindirektionalen Prozess vorstellen (durchaus vergleichbar mit Grammatikalisierungsprozessen). Denn sub-semantische Gebrauchsmuster können sich in weiteren Diskursen zeitypisch bzw. temporär wieder inhaltlich verändern.

7. „Teflon-Wörter“ als Indikatoren für sub-semantische Konjunkturen

Ein Spezialfall von Wortkarrieren sind Leit- und Lenkungs-Konzepte, die heutige (Alltags-)Diskurse weitgehend bestimmen: Zu ihnen zählen zunächst einmal so trivial klingende Worte aus dem gesellschaftlich dominierenden Selbstkonzept des Privatistischen. Konkret: Wenn etwas als *neu*, *bequem*, *super*, *geil*, *vorteilhaft*, *günstig* oder *billig* herausgestellt wird, dann reagieren wir zumeist reflexartig. Ähnlich, wenn in Argumentationen Wörter aus dem gesellschaftlich inzwischen hoch präferierten Bereich der Selbstsüchtigkeit bzw. der Selbstoptimierung verwendet werden, wie z.B. *ich*, *ich will*, *ich habe Lust auf x*, *mein Wunsch auf bis hin zu sich etwas holen/sichern*, *gewinnen*, *etwas geschenkt bekommen*, *sich selber etwas Gutes antun*, *etwas (ein-)sparen*, *mein Vorteil* etc. Hinzunehmen könnte man aber auch die bisweilen zu Recht karikierten Schlüsselkonzepte *jung*, *dynamisch*, *erfolgreich* oder die Olympia-Devisen *schneller*, *höher*, *weiter*.

Ich möchte diese Wörter – durchaus mit Blick auf die „Plastikwörter“ von Pörksen – „Teflon-Wörter“ (vgl. Antos 2014) nennen. Wie bei einer Teflon-Pfanne perlen an ihnen Skepsis, Differenzierung oder gar Kritik gleichsam von selbst ab. Ihre sub-semantische Bedeutung besteht in ihrer positiven Selbstüberzeugungskraft bzw. in ihrer selbstreferentiell-hermetischen „Aura“. Daher ist es so schwer gegen Teflon-Wörter erfolgreich zu argumentieren und zwar gerade, wenn man gegen so etwas wie *Erfolg*, *Sieg*, *Nutzen*, *Wachstum* oder *Leistung* argumentiert.

Das hat zum einen damit zu tun, dass viele dieser Teflon-Wörter in Wortfelder eingebettet sind, die sich sozusagen gegenseitig stützen und ergänzen: Beim für unsere Zeit zentralen Konzept ERFOLG sind dies zentrale Leit- und Lenkungsbegriffe wie *Nutzen*, *Gewinn*, *Profit* (mit begrifflichen Synonymen wie *Erlös*), *Boni*, *Honorare*, *Vergütung*, *Lohn* oder *Vermögen*. Andere Teflon-

Familien, in denen sich zentrale soziale und kulturelle Selbstkonzepte spiegeln, können in folgenden „Wortfeldern“ wie folgt zusammengefasst werden:

- Teflon-Konzept des/der BESTEN: *Star, Spitzenreiter, Medaillenplätze, Spitzen-Platz, Gipfel, Top Ten, „Prominente“, vordere Plätze, Mega-(Trend), Ausnahme(-künstler, -sportler) etc.*
- Teflon-Konzept LEISTUNG: *Wettbewerb, Nutzenmaximierung, Evaluation, Gewinn*
- Teflon-Konzept KOMPETENZ: *professionell bzw. Professionalität, Lebenslanges Lernen, Wissen, Kreativität, Qualität*
- Teflon-Konzept (SELBST-)OPTIMIERUNG: *sich/etwas verbessern, sich/etwas steigern, maximieren, optimieren, perfektionieren, (ein-)sparen*
- Teflon-Konzept WISSENSCHAFT, KUNST, KULTUR: *Studie, Wahrheit, Erkenntnis, Aufklärung, Fortschritt, Meisterschaft, Experte*
- Teflon-Konzept NATUR/BIO: *Umwelt, umweltverträglich, Natur, Nachhaltigkeit, natürlich, ökologisch, biologisch, ohne Zusatzstoffe, gentechnikfrei, schadstoffkontrolliert, vegetarisch, Produkte aus der Region*
- Teflon-Konzept EMOTION: *Leidenschaft, Liebe, Event, Begeisterung, geil, bequem, sich etwas gönnen, Luxus*

Diese Listen ließen sich leicht erweitern. Bleibt die Frage: Was an der Sub-Semantik ist so wirkungsmächtig, um solch unterschiedliche Konzepte und Begriffe in Diskursen gleichermaßen so selbstüberzeugend erscheinen zu lassen?

8. Forschungsfragen

Dichter, Publizisten oder Kabarettisten reflektieren über gesellschaftliche Diskurse, in dem sie bevorzugt auf Bedeutungsnuancen, insbesondere auf die Dynamik von Wortkarrieren in Diskursen Bezug nehmen, um damit die oft verwirrende und irritierende Verflechtung von Sprache, Macht, Institutionen und sozialen Praktiken greifbar machen zu können. Wie allerdings deutlich geworden ist, wird das hier geschilderte Problem in der Linguistik immer wieder thematisiert. Was jedoch weitgehend fehlt, ist eine angemessene theoretische Erfassung des geschilderten Phänomens. Eine der wichtigsten Anregungen dazu stammt in Anlehnung an Umberto Eco (1972) von Ulla Fix (1997/2014). Unter dem Begriff der „kulturellen Konnotationen“ versucht sie das, was hier als Sub-Semantik charakterisiert wird, theoretisch zu fassen. Für Eco sind Konnotationen die „Summe aller kulturellen Einheiten“ (Eco 1972: 108), die der Bestimmung von „Denotationen“ gleichberechtigt an die Seite

gestellt werden muss. Fix hebt dabei die wechselseitige Dynamik solcher Bestimmungen wie folgt hervor:

Sprache und Sprachgebrauch lassen sich mit dem Instrumentarium der Semiotik beschreiben als kulturelle Phänomene – nicht unter dem statischen Aspekt des Monuments, sondern als Entwicklung von Lebensformen, nicht als strenge Polarisierung zwischen der zentralen Kultur, dem Eigenen, und der Gegenkultur, dem Fremden, sondern als Gradierung auf einer Skala mit den Polen des Eigenen und des Fremden (Fix 1997/2014: 213).

Solche „kulturellen Konnotationen“ werden – wie schon angedeutet – in den Medienwissenschaften heute auch als „Dispositive“ modelliert. Sie zeigen an, was in einem „Denkkollektiv“ (Fleck 1980), also in einer Gesellschaft oder Gruppe, temporär ein beherrschender „Denkstil“ war und damit, was zeitweilig in einem Denkkollektiv sag- und denkbar ist. Um solche Denkstile sprachwissenschaftlich erfassen zu können, scheint es nicht unsinnig zu sein, so etwas wie eine Sub-Semantik zu postulieren. Mit Blick auf vor allem die historische Semantik kommt hinzu: Mit der Akzeleration des medialen Sprachgebrauchs sind auch sich abzeichnende Wortkarrieren „in der Jetztzeit“, präziser: die Dynamiken des Sprachgebrauchs, ein nicht mehr zu übersehender Forschungsgegenstand (Steffens/al-Wadi 2013, Wortwarte). Mit der Korpuslinguistik steht – wie ebenfalls schon angedeutet – zudem heute eine Methode bereit, um schwankende Gebrauchsfrequenzen von Wörtern und Wendungen in bestimmten Texten und Diskursen besser, d.h. frühzeitiger, kontextreicher und vollständiger erfassen zu können. Die Dynamik des diskursiven und heute auch: des medial bestimmten Sprachgebrauchs lässt sich daher relativ frühzeitig in Wortkarrieren ebenso verfolgen wie in gebrauchssensitiven Wort-Konjunkturen (vgl. „Teflon-Wörter“). Denn untergründige Bedeutungsnuancen samt deren Veränderungen sind nicht nur kontextsensitiv, sondern generieren selbst in der Ausdifferenzierung von Diskursen zunehmend immer neue Kontexte – teils immanent, teils aber auch in Interaktion mit anderen dispositiven Einflussfaktoren.

In Anlehnung und Erweiterung an Ecos (1972) „kulturelle Konnotationen“ lassen sich verschiedene Dimensionen von sub-semantischen Bedeutungen unterscheiden:

1. Historisch (politisch) konnotierte Sub-Semantika: *Kaiser, Knecht, Führer, Juden, Rasse, ZK, Wirtschaftswunder*
2. Ideologisch konnotierte Sub-Semantika: *bürgerlich, sozialistisch, preußisch, LTI-Jargon, Stasi, Massenorganisation*
3. Zeit- oder gruppenspezifische Sub-Semantika: *Wachstum, Bio* sowie viele andere *Teflon-Wörter* und *Wörter und Unwörter des Jahres*

4. Sub-Semantika, die den technischen und ökologischen Wandel reflektieren: *Schallplatte, Bahnhofsvorstand, Dispatcher* oder *Waldsterben*
5. Prestigesteigernde bzw. –reduzierende Sub-Semantika: „Modewörter“, Szene-sprache, viele „Schlagwörter“
6. Kulturstereotypisch konnotierte Sub-Semantika: (*Schwarz-*)*Brot, Brötchen, Sauerkraut, Knödel, Bier*
7. (Sub)-kulturell-emotionale Sub-Semantika: *Heimat, Karneval, Fä-sching*, Bezeichnungen von z.B. Pop-Bands wie *Beatles, Einstürzende Neubauten, Tote Hosen*
8. Genderspezifische Sub-Semantika: *lesbisch, schwul, Tussi, Knabe*
9. Generationsspezifische Sub-Semantika: *geil, dissen, unterwegs sein*, und viele Bezeichnungen aus der „Jugendsprache“
10. Fachdiskursive Sub-Semantika: *zeitnah*, viele Plastikwörter

Dass die Zuordnung zu diesen „Dimensionen“ schwierig ist, liegt weniger an den sicherlich zu präzisierenden Abgrenzungskriterien als vielmehr an dem, was hier als die Sprachgebrauchsdynamik von sub-semantischen Nuancen angedeutet wurde. So sehr also die hier aufgelisteten Dimensionen für einen *ad-hoc*-Überblick sinnvoll zu sein scheinen, so sehr muss man sich davor hüten, analytisch sehr wohl wünschbare „feste Nuancen“ voreilig festzuschreiben.

Daher drängen sich Fragen auf, von denen hier nur einige wenige genannt werden sollen:

- Welche rekurrenten und daher eher „festen“ Gebrauchs- und Bedeutungsnuancen gibt es in den diversen sub-semantischen Sprachgebrauchskontexten einer Sprache?
- Welche Rolle spielen dabei einerseits bestimmte Textsorten, Diskurse sowie Sprachfunktionen und andererseits bestimmte Sprechergruppen („Denkkollektive“)?
- Welche Wörter und Wendungen sind von dynamischen Nuancen oder gar Bedeutungswandel besonders betroffen und warum?
- Warum ändern sich bestimmte Wörter und Wendungen in medialer, politischer, sozialer oder in generationen- und genderspezifischer Hinsicht zeitabhängig, z.B. gerade hier und jetzt. Und: Warum andere offensichtlich nicht?
- Warum lösen Wörter und Wendungen in unterschiedlichen Kontexten/Zeiten und in unterschiedlichen Gruppen z. T. kontroverse Wirkungen und Bewertungen aus und führt das vermehrt zu „semantischen Kämpfen“?

- Welche Bedeutungskonjunkturen werden längerfristig zum Kristallisationskern, womöglich auch zum „Motor“ für sprachhistorische Veränderungen?
- Welche Hilfestellung könnte die Sub-Semantik für eine Sprachanalyse als Sprachkritik sensu Wittgenstein bieten?

Eine so verstandene Sub-Semantik kann zu einer Disziplin werden, die synchron betrachtet einen wichtigen **Motor** für die aktuelle Sprachentwicklung untersucht und diachron ausgerichtet, ein wichtiger Motor für einen sprachhistorisch relevanten semantischen Sprachwandel ist.

9. Zusammenfassung

In der Stilistik hat die Beschreibung von so genannten „Konnotationen“ schon immer eine gewisse Rolle gespielt. Dennoch blieb die Erforschung von sprachlichen „Nuancen“, d. h. von lexikalischen Zusatz- oder Nebenbedeutungen in der Linguistik marginal. Ein Grund dafür ist, dass nicht konsequent genug von einem Sprachgebrauchs-Ansatz aus die mitunter verwirrend erscheinende Dynamik und Vielfältigkeit von zeitlich, räumlich oder sozial bzw. subkulturell geprägten Gebrauchskontexten analytisch in Rechnung gestellt wurde. Kommen hingegen Diskurse, Diskurstraditionen und/oder Diskursgruppen vermehrt und frühzeitig ins Blickfeld, dann werden kontroverse wie konsensuelle Argumente und Bewertungen oft nur verständlich, wenn man die latenten, verdeckt-subkutanen, womöglich auch die subversiven Implikationen des Gesagten angemessen berücksichtigt. Solche untergründigen kontextuell und diskursiv geprägten oder tradierten Bedeutungsnuancen sind daher oftmals bestimmender und entlarvender als die offizielle Wörterbuch-Semantik von Wörtern und Wendungen. Um diese stilistisch-diskursive Dynamik linguistisch angemessen erfassen zu können, scheint es sinnvoll, so etwas wie eine Sub-Semantik in Betracht zu ziehen. Dabei wäre unter pragmatischer, semantischer und sprachhistorischer Perspektive die Erforschung von synchronen wie diachronen Begriffskarrieren und -konjunkturen in Diskursen eine naheliegende erste Aufgabe einer solchen Sub-Semantik.

Literatur

Antos, Gerd (1996): Laien-Linguistik. Studien zu Sprach- und Kommunikationsproblemen im Alltag. Am Beispiel von Sprachratgebern und Kommunikationstrainings. Tübingen.

- Antos, Gerd (2014): „Tarnkappen-Rhetorik“. Zur Rhetorik einer sich selbst überzeugenden Selbsttäuschung. In: Antos, Gerd/ Fix, Ulla/ Radeiski, Bettina (Hrsg.): Rhetorik kollektiver Selbsttäuschung. Berlin, S. 91-115.
- Blank, Andreas (2001): Einführung in die lexikalische Semantik für Romanisten. Tübingen.
- Bréal, Michel (1897): Essai de sémantique. Paris.
- Digitales Wörterbuch der deutschen Sprache (2010ff.): <http://www.dwds.de/ressourcen/woerterbuecher/>.
- Dreesen, Philipp/ Kumięga, Łukasz/ Spieß, Constanze (2012) (Hrsg.): Mediendiskursanalyse. Diskurse – Dispositive – Medien – Macht. Wiesbaden.
- Dutt, Carsten (2011): Historische Semantik als Begriffsgeschichte. Theoretische Grundlagen und pragmatische Anwendungsfelder. In: Riecke, Jörg (Hrsg.): Historische Semantik. Berlin, S. 37-50.
- Eco, Umberto (1972): Einführung in die Semiotik. München.
- Eitz, Thorsten/ Stötzel, Georg (2007): Wörterbuch der Vergangenheitsbewältigung. Die NS-Vergangenheit im öffentlichen Sprachgebrauch. Hildesheim.
- Felder, Ekkehard (15.10.2010): Online-Dossier zum Thema „Sprache und Politik“ der Bundeszentrale für politische Bildung: http://www.bpb.de/themen/I6N3HM,o,Sprache_und_Politik.html (04.01.14).
- Felder, Ekkehard (2010): Semantische Kämpfe außerhalb und innerhalb des Rechts. http://www.gs.uni-heidelberg.de/md/neuphil/gs/sprache02/felder/staat_4-02-felder.pdf.
- Fix, Ulla (2014): Kulturelle Konnotationen. Eine Möglichkeit der kultursemiotischen Betrachtung von Lexemen am Beispiel des DDR-geprägten Wortschatzes. In: Fix, Ulla (Hrsg.): Sprache, Sprachgebrauch und Diskurse in der DDR. Ausgewählte Aufsätze. Berlin, S. 203-224.
- Fleck, Ludwik (1980) [1935]: Entstehung und Entwicklung einer wissenschaftlichen Tatsache. Einführung in die Lehre vom Denkstil und Denkkollektiv. Mit einer Einl. hrsg. von Lothar Schäfer und Thomas Schnelle. Frankfurt am Main.
- Fritz, Gerd (2011): Historische Semantik – einige Schlaglichter. In: Riecke, Jörg (Hrsg.): Historische Semantik. Berlin, S. 1-19.
- Grotek, Edyta (2009): Vom Ackermann zu Ökobäuerin. Zur Entwicklung der landwirtschaftlichen Personen- und Berufsbezeichnungen im Deutschen von 1837 bis 2006. Dresden-Wrocław.
- Gutknecht, Christoph (2001): Lauter blühender Unsinn. Erstaunliche Wortgeschichten von Aberwitz bis Wischiwaschi. München.
- Han, Byung-Chul (2014): Im digitalen Panoptikum. Wir fühlen uns frei. Aber wir sind es nicht. In: DER SPIEGEL Nr. 2/ 06.01.2014, S.106-107.
- Henne, Helmut (1995): „Wort und Wortschatz“. In: Duden. Grammatik der deutschen Gegenwartssprache. Mannheim etc.
- Jussen, Bernhard (2011): Historische Semantik aus der Sicht der Geschichtswissenschaft. In: Riecke, Jörg (Hrsg.): Historische Semantik. Berlin, S. 51-61.

- Kaufmann, Stefan (2004): Nachhaltigkeit. In: Bröckling, Ulrich/ Krasmann, Susanne/ Emke, Thomas (Hrsg.): *Glossar der Gegenwart*. Frankfurt am Main.
- Kilian, Jörg/ Niehr, Thomas/ Schiewe, Jürgen (2010): *Sprachkritik. Ansätze und Methoden der kritischen Sprachbetrachtung*. Berlin/New York.
- Klein, Josef (2003): Universität als Unternehmen. In: Geideck, Susan/ Liebert, Wolf-Andreas (Hrsg.): *Sinnformeln. Linguistische und soziologische Analysen von Leitbildern, Metaphern und anderen kollektiven Orientierungsmustern*. Berlin, S. 119-124.
- Klemperer, Viktor (2007): *Lingua Tertii Imperii: Sprache des Dritten Reiches*. Stuttgart.
- Knobloch, Clemens (2010): *Wir sind doch nicht blöd. Die unternehmerische Hochschule*. Münster.
- Koselleck, Reinhart (2006) (Hrsg.): *Begriffsgeschichten*. Frankfurt am Main.
- Lobenstein, Caterina (2014): Neu. Muss das sein? In immer kürzeren Abständen kommen neue Autos, Handys, Fernseher auf den Markt. In immer schnellerem Rhythmus wechseln die Menschen Wohnort, Arbeit und Partner. Darüber haben wir vergessen, was Anfangen wirklich bedeutet. *Die Zeit* Nr. 3. 9.01.2014. S. 11f.
- Malige-Klappenbach, Helene (1986) (Hrsg.): *Das „Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache“*. Bericht, Dokumentation und Diskussion. Unter Mitarbeit von Franz J. Hausmann. Tübingen.
- Meier, Jörg (2011): Heimat – Zur Semantik eines schwierigen Begriffs. In: *Jahrbuch für Germanistische Sprachgeschichte* 2, S. 128–143.
- Mrozek, Bodo (2008): *Das große Lexikon der bedrohten Wörter*. Reinbek bei Hamburg.
- Nübling, Damaris/ Dammel, Antje/ Duke, Janet/ Szczepaniak, Renata (2010) (Hrsg.): *Historische Sprachwissenschaft des Deutschen. Eine Einführung in die Prinzipien des Sprachwandels*. Tübingen.
- Nübling, Damaris (2011): „Von der ‚Jungfrau‘ zur ‚Magd‘ zur ‚Prostituierten‘. Die Pejorisation der Frauenbezeichnungen als Zerrspiegel der Kultur und als Effekt männlicher Galanterie?“ In: Riecke, Jörg (Hrsg.): *Historische Semantik*. Berlin, S. 344-359.
- Pörksen, Uwe (1988): *Plastikwörter. Die Sprache einer internationalen Diktatur*. Stuttgart.
- Pörksen, Uwe (2000): *Sprachlabor. Plastikwörter oder die Mathematisierung der Umgangssprache*. <http://www.doku.net/artikel/plastikwoe.htm> (04.01.14).
- Reichmann, Oskar (2011): *Historische Semantik: Ideen, Realisierungen, Perspektiven*. In: Riecke, Jörg (2011): *Historische Semantik*. Berlin, S. 20-36.
- Roth, Kersten Sven (2009): *Weltbildtransfer. Uwe Pörkens ›Plastikwörter‹ im Kontext der Diskurslinguistik*. In: Stenschke, Oliver/ Wichter, Sigurd (Hrsg.): *Wissenstransfer und Diskurs*. Frankfurt am Main, S. 77-95.
- Schirrmacher, Frank (2013): *EGO: Das Spiel des Lebens*. München.
- Schwarz, Monika/ Chur, Jeannette (1996): *Semantik. Ein Arbeitsbuch*. Tübingen.
- Sick, Bastian (2007): Was ist Zeit? In: Sick, Bastian (Hrsg.): *Der Dativ ist dem Genitiv sein Tod. Noch mehr Neues aus dem Irrgarten der deutschen Sprache*. Folge 3. Köln, S. 113-116.

- Steffens, Doris (2007): Von „Aqua jogging“ bis „Zickenalarm“. Neuer Wortschatz im Deutschen seit den 90er Jahren im Spiegel des ersten größeren Neologismenwörterbuches. In: *Der Sprachdienst* 51/4, S. 146–159.
- Steffens, Doris/ al-Wadi, Doris (2013): *Neuer Wortschatz. Neologismen im Deutschen 2001–2010*. 2 Bände. Mannheim.
- Sternberger, Dolf/ Storz, Gerhard/ Süskind, Wilhelm E. (1957): *Aus dem Wörterbuch des Unmenschen*. Hamburg.
- Stözel, Georg/ Eitz, Thorsten (2002): *Zeitgeschichtliches Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache*. Hildesheim.
- Trier, Jost (1973) (Hrsg.): *Aufsätze und Vorträge zur Wortfeldtheorie*. Herausgegeben von Anthony van der Lee und Oskar Reichmann. Paris.
- Weber, Tilo (2010): *Lexikon und Grammatik in Interaktion – Grammatische Kategorisierungsprozesse am Beispiel des Deutschen*. Berlin/New York.
- Wortwarte: <http://www.wortwarte.de/Projekt/index.html>.

Das Wort des Jahres als sprachlicher Indikator

Birgit Sekulski (Warszawa)

I. Einleitung

Es gibt nicht allzu viele Nachrichten und Informationen über sprachliche Phänomene in den deutschen Medien. Einer der wenigen Anlässe, bei denen linguistischen Informationen Nachrichtenwert für eine breite Öffentlichkeit zugestanden wird, ist die alljährliche Verkündung des „Wort des Jahres“ durch eine Jury, die aus Vertretern der Gesellschaft für deutsche Sprache (GfdS) und Mitarbeitern des Instituts für deutsche Sprache in Mannheim besteht. Erstmals 1971 und regelmäßig seit 1977 werden „Wörter und Ausdrücke, die die öffentliche Diskussion des betreffenden Jahres besonders bestimmt haben, die für wichtige Themen stehen oder sonst als charakteristisch erscheinen (»verbale Leitfossilien« eines Jahres)“¹ ausgewählt. Bis 2009 spielte dabei noch die gesellschaftliche Signifikanz, die Häufigkeit und Gebräuchlichkeit des Ausdrucks eine Rolle, davon ist man abgegangen. Genau so wenig sei laut Aussage der Jury „mit der Auswahl der Wörter eine Wertung bzw. Empfehlung verbunden“². Die so etwas vagen Kriterien sorgen ihrerseits für Diskussionen, lassen aber auch die Juryentscheidung für die Öffentlichkeit sehr beliebig, nicht immer nachvollziehbar und daher auch wenig nachhaltig erscheinen.

So wurde auch im letzten Jahr etwas überraschend *die GroKo* Wort des Jahres 2013 mit der folgenden Begründung: „Das Kurzwort, meist mit dem auffälligen großen »K« im Wortinneren, steht für die neue »Große Koalition«. Das Thema hat das Wahljahr beherrscht. Das Wort zeigt in seinem Anklang an »Kroko« bzw. »Krokodil« eine halb spöttische Haltung gegenüber der sehr wahrscheinlichen Koalition aus CDU/CSU und SPD auf Bundesebene und hat die Presse bereits zu neuen Bildungen wie *GroKo-Deal* animiert“³.

1 <http://www.gfds.de/aktionen/wort-des-jahres>

2 <http://www.gfds.de/aktionen/wort-des-jahres>

3 Pressemitteilung der Gesellschaft für deutsche Sprache, 13.12.2013, <http://www.gfds.de/presse/pressemitteilungen/131213-wort-des-jahres-2013/>

2. Kurzwort GroKo – Formale Merkmale

Unter den bisherigen Wörtern des Jahres gibt es sowohl in Deutschland als auch in den deutschsprachigen Nachbarländern (Österreich, Schweiz, Liechtenstein, Südtirol), die ihre eigenen Listen zum jeweiligen Wort des Jahres besitzen, nur wenige Kurzwörter. In Deutschland sind dies: *Disco* (1978), *SDI* (1985), *Aids* (1987), *BRDDR* (1989).

GroKo wird ebenfalls als Kurzwort oder Akronym bezeichnet. Die zum Teil synonym verwendeten Begriffe werden verschieden definiert. Bußmann (2002) unterscheidet in ihrer Begriffsbestimmung folgende Typen von Akronymen:

- a. Buchstabenwörter mit Endbetonung
- b. Akronyme, deren Buchstaben silbischen Wert annehmen mit Anfangsbetonung;
- c. Akronyme, deren Initialen sich zu einem phonetischen Wort zusammenfügen
- d. Mischformen aus Initial- und Silbenbildung

Die bisher unter den zehn ersten Wörtern des Jahres gewählten Akronyme lassen sich diesen Typen zuordnen:

Zu a) *SDI* als Buchstabenwort/ Initialwort mit Endbetonung stand in der Wahl 1985 für die von den USA aufgestellte *Strategic Defense Initiative*. Sowohl die Lang- als auch die Kurzform wird – auch durch die Ent-Aktualisierung der Initiative selbst – gegenwärtig kaum noch assoziiert, andere mögliche, ebenfalls fremdsprachliche Auflösungen (*Serial Digital Interface*, *Suction Diesel Injection*) rücken in den Vordergrund.

Das Initialwort *SMS* hat in mehreren Sprachen (u.a. in deutsch, englisch, französisch) z. T. homonyme Langformen. Ohne weiteren Kontext wird die aus dem Englischen entlehnte Langform *short message service* aktualisiert. Das Kurzwort erscheint bereits in Zusammensetzungen (*SMS Versand*, *SMS Verkehr*) und bildet in seiner phonetischen Realisierung die Basis, den Stamm des Verbs *sim sen*.

BRDDR war eine Augenblicksbildung, die sprachlich die politische Realität begleitete und auf ironische Weise förderte und das Neue begrifflich festzuschreiben versuchte. Gleichzeitig war diese Bildung eine Alternativbezeichnung zu (dem noch nicht in sich vereinten) Deutschland, brachte also sowohl diesen semantisch-begrifflichen Unterschied als auch die zwischen Ernst und Spott unentschiedene emotionale Haltung ein.

Zu c) Das phonetische Initialwort *Aids* (1987) hat sich in seiner Kurzform zwar nicht semantisch von seiner Langform differenziert, wird aber aus sprachökonomischen Gründen der Basis vorgezogen. Zu diesem Typ ist auch das Kurzwort *SARS-sars* (2003) für *Severe Acute Respiratory Syndrome*; Schweres akutes Atemwegssyndrom zuzuordnen.

Andere unter die ersten zehn Wörter eines Jahres gekommenen Bildungen sind Silbenkurzwörter verschiedenen Typus. Die meisten sind zweisilbig und enden mit einer offenen Tonsilbe. Zu den sogenannten Kopfwörtern sind *Disco* (1978) aus *Discothek* und *Dino* (1993) von *Dinosaurier* zu rechnen. Bei beiden ist der Bezug zur Langform noch deutlich. Die Kurzformen unterscheiden sich in der Verwendung (bevorzugt in der gesprochenen Sprache aus sprachökonomischen Gründen) und im Nebensinn. *Disco* wirkt zeit- und jugendgemäßer als die Basis, *Dino* vertrauter, ja fast kindlich-zärtlich im Unterschied zur nicht markierten Langform. Die echte Silbenkurzwortbildung *Sofi* (1999) als Zusammensetzung der Anfangssilben beider Konstituenten des Kompositums Sonnenfinsternis war aus aktuellem Anlass (totale Sonnenfinsternis kurz vor der Jahrtausendwende) für den Diskurs dieses Jahres wichtig. Genauso schnell verlor sie jedoch die zeitlich begrenzte Bedeutsamkeit. Sie wurde nicht lexikalisiert und ist aktuell ohne Kontext kaum auf ihre Basis zurückzuführen und damit nicht mehr motiviert und unverständlich.

Rein formal ähnelt die Bildung *Sofi* den multisegmentalen Bildungen *Trabi*, *Zündi* und *Realo*. Bei *Trabi* (1989) von *Trabant* und *Zündi* (1989) von *Zündholz* handelt es sich um gemischte Silbenkurzwörter. Fleischer/Barz (2012) charakterisieren sie wie folgt:

Häufig genutzt für Personen- seltener für Sachbezeichnungen, werden Derivate aus gekürzten Wortstämmen gebildet, die ohne ein Suffix nicht frei vorkommen. Sie werden deshalb auch als „gebundene Kurzformen“ bezeichnet. Die Besonderheit dieser Derivate mit dem Suffix -i, seltener mit dem Suffix -o, besteht darin, dass Derivation und Reduktion gleichzeitig erfolgen. Begünstigt ist die Produktivität dieses Derivationsmodells durch die Analogie zur gleichfalls trochäischen Wortstruktur von Kurzwörtern, die auf einen Vokal auslauten (Krimi, Demo, Zivi, Schiri) und zu deadjektivischen, deverbale und desubstantivischen Derivaten (Blödi, Brummi, Grufti, Brutalo). Zu „Neuschöpfungen mit dem Suffix -o“ in Abgrenzung zu anderen Vorkommensweisen, z. B. in traditionellen Namen (Bruno), Fremdwörtern (Scherzo), als Fugenelement (Serv|o|lenkung), Zehetner 2004, 24f. (Fleischer/Barz 2012: 284)

GroKo gehört ebenfalls zu den zweisilbigen Silbenkurzwörtern. Im Unterschied zu den gekürzten Komposita (*Sofi*) liegt bei *GroKo* formal eine Wortgruppe als Basis zugrunde, die mit Fleischer/Barz (2012) als (festes)

Nominationsstereotyp bezeichnet werden kann. Dies führt zu einer weiteren Auffälligkeit – der Binnenmajuskel, die den orthographischen Regeln der deutschen Sprache widerspricht. Sie wird jedoch häufig als strukturgliedern-des Element, als verständnisfördernde Lesehilfe (vgl. Fleischer/Barz 2012: 289) in heimischen und dem Englischen entlehnten Silbenkurzwörtern benutzt – teilweise auch lediglich als aufmerksamkeitsheischendes grafisches Element eingesetzt (*BahnCard*, *CityBank*).

Lautliche Ähnlichkeiten weist die Bildung zu anderen 2-silbigen, auf -o endenden Silbenkurzwörtern auf wie *Reko* (*Rekonstruktion*) oder *Soko* (*Sonderkommission*, *Sonderkommando*), aber vor allem auch zum Kopfwort *Kroko* (aus *Krokodil* Bezeichnung für Krokodille oder in Zusammensetzungen ‘etwas in der Art von Krokodil-Muster u.ä.’)

3. Vorkommen

GroKo ist nicht erst seit 2013 belegt. Als „Erfinder“ gilt der Entertainer und Satiriker Harald Schmidt, Bereits vor acht Jahren, am 8.12.2008, anlässlich der ersten Großen Koalition unter Angela Merkel, geisterte das *Groko-Krokodil* durch Schmidts Late-Night-Show. Noch früher datiert ein Beweis vom 13. Juni 1969. Hier wird in einer Schlagzeile „Der Zeit Online“ gefragt „Was macht die GroKo?“ Die Selbstverständlichkeit der Verwendung des Kurzwortes lässt die Vermutung aufkommen, dass es bereits länger im Umlauf (schriftlich oder mündlich) existiert, sich allerdings auf die Koalition 1966-69 bezieht.

Die Belege häufen sich Ende 2013. Die Verhandlungen zur Findung eines Bündnisses erweisen sich als schwierig und langwierig, Meldungen darüber sind ständig in den Medien und bringen nur kleine Informationshappen, nutzen sich ab. Da ist es nur folgerichtig und sprachökonomisch angebracht, die sich immer wiederholende Große Koalition zur Groko zu verknapfen. Neben der Kürze wird durch die Ungewöhnlichkeit der Schreibweise und die Lautähnlichkeit Aufmerksamkeit bei den Rezipienten erweckt. Damit nimmt GroKo eine der typischen Funktionen von Kurzwörtern wahr (vgl. Fleischer/Barz 2012). SPIEGEL-ONLINE fragt anlässlich der Wahl von GroKo zum Wort des Jahres etwas mürrisch: „Wer sagt denn *GroKo*“? Und bei welcher Gelegenheit? Gibt es tatsächlich Frühstücksgespräche in Deutschland, bei denen der Satz fällt, „Schatz, schon gehört, was die GroKo beschließen will“? Natürlich nicht. Das Vorkommen der Belege lässt sich grob in zwei Felder aufteilen – Überschriften von Presseartikeln (sowohl in der gedruckten als auch in der Online-Presse) und in Diskussionsforen im Internet bzw. auf Facebook und Twitter. Hier vor allem erfordert die Schnelligkeit und Begrenzung der Äußerung die Verwendung von expressiven knappen sprachlichen Mitteln, wie

es Kurzwörter sein können. Kurzwörter wirken wie eine Art Symbol, auf das schnell zugegriffen werden kann und die Tür zu komplexeren Informationen und Sachverhalten öffnet.

Kurzwörter erscheinen, so sie nicht fachsprachlich einzuordnen sind, häufig als umgangssprachlich markiert, jugendsprachlich locker und vertraulich. Das trifft auch auf GroKo zu, beeinträchtigt aber nicht den Gebrauch des Kurzwortes in seriösen, halboffiziellen Situationen und Kontexten. Dafür stehen stellvertretend die Überschriften von Texten folgender Zeitungen und Fernseh bzw. Hörfunkprogramme:

2014 reden alle von der GroKo – bis zur Europawahl, Wirtschaftswoche, 30.12.2013; Die GroKo must go on! Frankfurter Allgemeine www.faz.net, 18.2.2014; The GroKo is here ,The economist, 14.12.2013; SPD – Mitglieder stimmen für die GroKO: Endlich wieder Macht, www.taz.de, 14.12.2014; GroKo legt Fehlstart hin, www.rtl.de, 12.1.2014; 1. GroKo-Geschenk: Die neue Rente, www.bz-berlin.de, 17.1.2013; Bundesregierung 2.0. GroKo im neuen Social media Rausch; www.handelsblatt.de, 28.1.2014; Groko: Personaltableau des schwarzroten Kabinetts, www.rundschau-online.de, 15.12.2013.

Das Kurzwort hat in all den angeführten Überschriften die schon erwähnten Funktionen: verknappte Information und Auffälligkeit. In den nachfolgenden Texten wird es nicht wieder aufgenommen, es erscheint nur die Langform *Große Koalition*.

4. Begriffliche und konnotative Elemente

Bei allen Kurzwörtern stellt sich die Frage nach der Bedeutungsähnlichkeit/-gleichheit zwischen verkürzter und Vollform. Eroms (2002: 22) weist darauf hin, dass die verkürzten Formen im Gebrauch ein „Eigenleben“ bekommen können. GroKo weist gegenüber der Großen Koalition ein neues Bedeutungselement auf, den Bezug zur aktuellen Situation, d. h. die große Koalition von 2013 und nicht die von 2005 oder 1966. Das Kurzwort besitzt im Vergleich zur Langform eine konkretisierte, spezifische Bedeutung. Das ist neben der Kürze ein zweites, rationales Argument für die Verwendung des Kurzwortes.

Ein weiteres, zwischen Kurz- und Langform differenzierendes Element liegt in der konnotativen Bedeutung. Konnotationen sind – im Rahmen einer weiten Bedeutungsauffassung – nichtdenotative Informationen über „Verwendungsbeschränkungen“ oder „Gefühlswert“ (Fix/Poethe/Yos 2003: 61). Sie unterscheiden in vielen Fällen die Kurzformen semantisch von ihren Vollformen. Im Sinne von Gebrauchspräferenzen (ebd. 62, nach Ludwig 1991)

ermöglichen konnotierte Kurzwörter Rückschlüsse auf die soziale und fachliche Zugehörigkeit des Sprechers (vgl. Steinhauer 2000: 147, 243).

Hier ist keine eindeutige Zuordnung von GroKo möglich. Eine gewisse Vorprägung wird durch den erstmaligen Einsatz in der Satiresendung vorgenommen, bei dem die lautliche und morphematische Motivation über *Krokodil* bildhaft unterstützt wurde und sich mit der von *GroKo* verbindet. Assoziationen, die sich um ein *Krokodil* lagern, reichen von *gefährlich*, *verschlingen* u.ä. bis hin zu dem populären, fast leicht debilen Pseudokinderliedchen von Schnappi, dem kleinen Krokodil. Die damit verbundenen Gefühlswerte werden übernommen und sowohl auf das Kurzwort *GroKo* als auf das Objekt *Koalition* mit transponiert (vgl. Kobler-Trill 2004: 92ff).

Bei Kurzwörtern, deren Bedeutung nicht auf den ersten Blick vollständig erschließbar ist, wird häufig, vergleichbar mit Volksetymologien, scherzhaft eine Langform versucht zu rekonstruieren. In Glossen zu *GroKo* wird beispielsweise spöttisch *Großes Krokodil*, *Griechisch-Orthodoxe Kommunisten* oder *Großkotz* als Langformen angeboten (13. Dezember 2013). Diese scherzhaften Neu-Motivierungen der Kurzformen werden als Backronyme bezeichnet. Ein bekanntes aus dem Bereich Politik, das sogar eine gewisse Ähnlichkeit in der Lautstruktur zu *GroKo* besitzt, ist der GröFaZ (*der Größte Feldherr bzw. Führer aller Zeiten*) für Hitler. Hier liegt keine zweite, scherzhafte Motivation vor, sondern das Kurzwort erscheint in seiner Form selbst als auffällig, als komisch.

Kurzwörter mit dem Auslaut -i, in geringerem Maße auch mit dem Auslaut -o wirken diminuierend, verniedlichend. Das kann einen unbeabsichtigten Widerspruch zur Basis ergeben und das Kurzwort als unangemessen erscheinen lassen. Das trifft auch auf *GroKo* zu und gibt den Hintergrund für die satirischen Kommentare zur Wahl des Kurzwortes und zum Kurzwort selbst ab, wie sie beispielsweise im satirischen „Postillon“ und im SPIEGEL stehen.

Wer den Begriff *GroKo* verwendet, verfügt offenbar über einen signifikant niedrigeren Intelligenzquotienten als Menschen, die die Regierungskoalition aus Union und SPD mit ihrem vollen Namen *Große Koalition* benennen. Zu diesem Ergebnis kommt eine aktuelle Studie des Instituts für Intelligenzforschung (Ifif) in Gießen. Unklar ist bislang noch, ob die Verwendung der Abkürzung *GroKo* dumm macht oder ob Personen, die sie verwenden, bereits dumm sind. (Postillon, <http://www.der-postillon.com/2014/01/studie-menschen-die-groe-koalition-als.html>)

Dieses Spannungsfeld zwischen vertrauter Kürze und unangemessener Nähe und Emotionalisierung weicht die Grenzen auf zwischen Information und emotional geprägter eher positiven oder eher negativen Einstellung zum Sachverhalt.

Das könnte auch als Bestandteil einer politischen Strategie gesehen werden, die, angemessen oder überzogen dem Wähler ein verbales Signal über den Charakter der Koalition aussenden möchte. Wichtig ist die Abgrenzung nicht nur zu bisherigen Großen Koalitionen, sondern auch unmittelbar vorangegangenen anderen Bündnissen. Sowohl die große Koalition als besonders auch das schwarz-gelbe Bündnis mussten viel Kritik von allen Seiten einstecken.

Die Verwendung eines an der Grenze zwischen Ironie und Ernsthaftigkeit zu lokalisierenden Ausdrucks zeugt von einem selbstbewussten, autoironischen Bemühen, der Kritik prophylaktisch die Spitze zu nehmen und Lockerheit zu bewahren.

Groko ist eine nicht unbedingt sehr elegante Bildung. *Groko* ist vielleicht auch nicht das einzige und das einflussreichste Wort im Jahre 2013. Es zeigt aber nachweislich Züge neuen politisprachlichen Denkens und Handelns, die durchaus charakteristisch für die gesellschaftliche Entwicklung im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts sind und die Wahl zum Wort des Jahres gerechtfertigt erscheinen lassen.

Literatur

- Bußmann, Hadumod (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. Stuttgart.
- Eroms, Hans-Werner (2002): Kurzwörter und Kunstwörter. In: Neue Beiträge zur Germanistik 1, S. 20-36.
- Fix, Ulla/ Poethe, Hannelore/ Yos, Gabriele (2003): Textlinguistik und Stilistik für Einsteiger. Ein Lehr- und Arbeitsbuch. Frankfurt am Main.
- Fleischer, Wolfgang/ Barz, Irmhild (2012): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Kobler-Trill, Dorothea (1994): Das Kurzwort im Deutschen. Eine Untersuchung zu Definition, Typologie und Entwicklung. Tübingen.



Über das Deutsche und das Polnische im *Förderer der Polnischen Sprache* und im *Polnischen Hand-Büchlein* von Jan Ernesti

Agnieszka Frączek, Anna Just (Warszawa)

1. Einleitung

Im Fokus des vorliegenden Beitrags stehen zwei deutsch-polnische / polnisch-deutsche Wörterbücher aus dem 17. Jahrhundert. Die Tradition der deutsch-polnischen / polnisch-deutschen Wörterbücher, wohl eingeleitet durch selbst erarbeitete handschriftliche, für die Nachwelt leider nicht erhalten gebliebene Sammlungen von Wörterlisten, setzte bereits im frühen 16. Jahrhundert ein und erwuchs aus pragmatischen Gründen. Auf das Sprachenpaar Deutsch und Polnisch bezogen, hatten die Wörterbücher die Aufgabe, zum Erwerb der polnischen bzw. der deutschen Sprache zu verhelfen, denn das Aneignen der einen oder der anderen Sprache war bereits seit dem Mittelalter für Polen wie für Deutsche prinzipiell kein exklusives Privileg, vielmehr war es eine Notwendigkeit und kam als ein unvermeidliches Nebenprodukt *sui generis* des gemeinsamen Lebensraums zustande. Aufgrund mannigfaltiger Wechselfälle im geschichtlichen Werdegang Polens und Deutschlands entwickelten sich deutsch-polnische Sprachkontakte bereits seit dem 10. Jahrhundert. Das Hochmittelalter brachte dann eine bedeutsame Intensivierung der deutsch-polnischen Sprachkontakte, bedingt und begünstigt durch den expandierenden Fernhandel, den Ausbau von kirchlichen Strukturen in Polen mit Hilfe deutscher Kleriker und schließlich durch die gegen Ende des Frühmittelalters einsetzende deutsche Ostkolonisation, mit der zahlreiche Ansiedlungen deutscher Handwerker, Kaufleute und Bauern in Polen sowie Städtegründungen nach deutschem Recht einhergingen. Die Geschichte der räumlichen Annäherung beider Sprachen ist verwickelt und kann hier nicht im Detail dargestellt werden. Lang andauernde Sprachkontakte gab es jedenfalls in sprachlich und ethnisch gemischten Gebieten Schlesiens, Preußens und des südlichen Baltikums. Insbesondere in diesen Gebieten waren die

Kontexte, in denen es für Polen und Deutsche ratsam war, sich auf Deutsch bzw. auf Polnisch verständigen zu können, vielfältig und dies fing bereits im Alltag an. Nicht allein aus der Überzeugung, dass das Bedürfnis, Fremdsprachen zu lernen, den Menschen seit eh und je begleitet, sondern vielmehr aus der Erkenntnis der Notwendigkeit, die Sprache der Mitmenschen zu erlernen und dadurch in ethnisch gemischten Gebieten das räumliche Nebeneinander zu erleichtern, vermarktete man schon bald Gesprächs-, Grammatik- und Wörterbücher. Dass diese primär aus pragmatischen Gründen entstanden, findet sich etwa in folgender Aussage bestätigt:

So seind doch bey vns in diesen Landen und örtern zwo nötlichste vnnnd nützlichste Sprachen / Als nemlich / die Deutsche / vnd die Polnische [...] Deshalb wir vns am aller meisten befeissigen sollen / damit wir vnsere Kinder diese beiden Sprachen / fürnemlich lernen / vnd lernen lassen. Vnd ob wol ein jedes Volck bey seiner angebornen Sprach möchte bleiben / vnd daran genüget sein / so ists doch besser und notwendiger / das man die verwandten / vnd benachbarten auch wisse. (aus der Vorrede zum Wokabularz rozmaitych Sentencyi (1571); zit. nach Glück 2002: 370)

In diese Tradition fügen sich naturgemäß auch die beiden hier thematisierten Wörterbücher von Jan Ernesti ein, denn abgesehen vom autoritativen Aufstellen der grammatischen Normen erleichterte auch das *Erstellen von Wörterbüchern* die Beherrschung der Fremdsprachen in Wort und Schrift enorm. (vgl. Cieśla 1974: 21) Hinzu kommt, dass deren Verfasser in ethnisch und sprachlich gemischten Gebieten aufwuchs, ebendort seinen schulischen und beruflichen Werdegang durchlief und als Lexikograf und Autor von Handbüchern für den Polnisch-Unterricht tätig war, was im Weiteren noch darzustellen sein wird. Heute sind diese Wörterbücher eine willkommene Fundgrube für Sprachwissenschaftler (aber auch für einschlägig interessierte und spezialisierte Nicht-Akademiker) und eine wertvolle Grundlage für linguistische Forschungen. Eine Kostprobe aus den unterschiedlichsten sprachgeschichtlichen Fragestellungen, für deren Erforschung mit den beiden Wörterbüchern der entsprechende Raum geschaffen ist, bieten die nachfolgenden Ausführungen zu lexikalischen Merkmalen der deutschen und der polnischen Sprache in Ernestis Wörterbüchern. Eingeleitet werden diese mit knappen biografischen Daten zum Lexikografen selbst und einer prägnanten Beschreibung beider Wörterbücher.

2. Biografisches zu Jan Ernesti und Beschreibung seiner Wörterbücher

Jan Ernesti, der Verfasser des *Förderers der Polnischen Sprache* und des *Polnischen Hand-Büchleins* wurde am 23. Juli 1632 in Freystadt / Kisielice im damaligen

Herzogtum Preußen / Prusy Książęce geboren. Ernestis Ausbildung begann im September 1645 in Elbing und wurde (seit 1653) am Gymnasium in Thorn fortgesetzt. Sein Aufenthalt in Thorn hat sich für die künftige lexikografische Tätigkeit als sehr wichtig erwiesen – Ernesti, ein Bürger deutscher Abstammung, konnte dort Polnisch lernen. Im Februar 1657 wurde er an der theologischen Fakultät der Universität Wittenberg immatrikuliert und hat nach Abschluss seines Studiums, vermutlich 1662 (vgl. Kunicki-Goldfinger / Siekierska 2009), eine Arbeit als Lehrer in Bojanowo (Großpolen) aufgenommen. Von da aus siedelte Ernesti (im Februar 1670, nach: Rombowski 1960: 230) nach Breslau über, wo er bis zu seinem Tode am 10. Dezember 1709 wohnte und arbeitete. Er war sowohl Lehrer als auch evangelischer Prediger und verfasste auch Handbücher für den Polnisch-Unterricht. Mit ihren Flexionsmustern sowie praktischen Sätzen und Dialogen haben Ernestis Handbücher sehr bald für große Popularität unter den Benutzern gesorgt und waren auch in Lehrerkreisen hoch geschätzt. Zum Teil wurden die Handbücher noch im 18. Jahrhundert in Breslau herausgegeben. Ernestis Methoden sind durch andere Verfasser von Handbüchern übernommen worden.

2.1 Förderer der Polnischen Sprache – allgemeine Informationen

Ernesti ist, wie erwähnt, vor allem durch seine zahlreichen und wertvollen Handbücher bekannt geworden – dabei ist sein Erstwerk gar kein Handbuch, sondern ein polnisch-deutsches Wörterbuch, und zwar der im Fokus des vorliegenden Beitrags stehende *Förderer der Polnischen Sprache*. Laut den im Titel gegebenen Informationen wurde der *Förderer* als eine Hilfe für den Polnisch-Unterricht konzipiert, vgl.:

Bei fleissigem Gebrauch wird es einem iedem der Polnischen Sprache unerfahren / sich als einen bewehrten Förderer erweisen.

Und:

[...] Mangel eines bequemen Büchleins / für die begierige Jugend die Polnische Sprache zu erlernen [...]

Ähnliches wiederholt Ernesti auch im Titel, der in vollem Umfang lautet:

Förderer der Polnischen Sprache / welcher fast der meisten Sachen / einzelne Wörter / unterschiedliche Reden / und zwey Gespräche in sich hält / Den Unerfahrenen in dieser Sprache / sonderlich aber der Breßlauischen Jugend zum besten / vorgestellt (vgl. auch Abb. 1).

Dem Verfasser ist es jedoch nicht gelungen, seine eigenen Vorstellungen konsequent umzusetzen. Die Analyse der Mikrostruktur des Wörterbuchs entdeckt Elemente – wie z. B. die Ausstattung der deutschen Äquivalente mit grammatischen Informationen bei Vernachlässigung der polnischen Lemmata – die unzweifelhaft zeigen, dass die Intention des Lexikografen nicht der Realität entspricht (mehr dazu: Frączek 2010: 42)

Das Erstwerk Ernestis erfreute sich nie einer so großen Popularität wie seine Handbücher oder das 1689 (? , vgl. 2.3) veröffentlichte *Polnische Handbüchlein*. Die das Wörterbuch begleitenden Gespräche (von denen das erste 39, und das zweite 27 Seiten umfasst) sowie der Ruhm Ernestis als Handbücherautor hatten überdies zur Folge, dass der *Förderer* in der Fachliteratur meistens fehlerhaft als Handbuch bezeichnet wurde (vgl. z. B. Burbianka 1977: 71).

2.2 Bibliografische Beschreibung

Der *Förderer der Polnischen Sprache* wurde im Jahre 1674 in Breslau gedruckt. Auf der Titelseite des Wörterbuchs ist folgende Information zu sehen: „Breslau / In der Baumannischen Erben Druckerey / druckts Gottfried Gründer. 1674.“ (vgl. Abb. 1). Der *Förderer* umfasst 14 Bögen im Format 8°, d.h. 224 Seiten. Gemäß der in der Lexikografie des 17. Jahrhunderts üblichen Praxis wurden im *Förderer der Polnischen Sprache* jeweils die ersten fünf Seiten jedes der 14 Bögen beschrieben. Die Bögen wurden mit großen Buchstaben (von A bis Z) versehen, die Falzbögen (der zweite, dritte, vierte und fünfte) dagegen entsprechend mit Symbolen: *ij, iij, iiii, v*. Der erste Falzbogen wurde nur mit einem großen Buchstaben versehen.

Der Text des *Förderers* und der beiden *Gespräche* wurde in zwei Spalten angeordnet. Jede Seite endet mit einem Kustos, d.h. einem Wort (bzw. einem Wortteil), mit dem die folgende Seite eingeleitet wird. Lemmata sind in Bezug auf weitere Verse des jeweiligen Artikels vorgeschoben. Der *Förderer* wurde in gotischer Schrift gedruckt, wobei der Drucker für jede der Sprachen eine andere Letter gewählt hat – deutsche Wörter wurden in Fraktur und polnische in Schwabacher Typen gedruckt, vgl.:

Zwojczayność die Ge- wöhnlichkeit	ligkeit/anzahlbar
Dostateczność / die volle Gnüge	Okoliczność/der Um- stand
Niestateczność / die Un- beständigkeit	Ustawicznosc/ die Ste- tigkeit
	Godność/ die Würde

Das Exemplar, das uns zur Verfügung stand¹, befindet sich in einem guten Zustand, der Druck ist leicht leserlich, das sonst häufige Problem des Überblendens der Buchstaben von der anderen Seite desselben Blattes ist hier kaum vorhanden.

2.3 *Polnisches Hand-Büchlein* – allgemeine Informationen

Obwohl sich der Mangel an einem deutsch-polnischen Wörterbuch schon lange bemerkbar machte („ein dergleichen nöthiges Büchlein hätte längst sollen und können verhanden seyn“, so der Verfasser im Vorwort zum *Hand-Büchlein*), zögerte Ernesti lange mit der Aufnahme der Arbeit an seinem Wörterbuch. Er wusste nämlich, dass zur gleichen Zeit in Breslau Balthasar Bertermann an einem großen deutsch-polnischen Wörterbuch arbeitete. Bertermann starb aber bald und sein Wörterbuch wurde nie veröffentlicht. Heute weiß man nicht einmal, ob es ihm noch gelungen ist, sein Werk zu vollenden. Als klar wurde, dass die Hoffnungen auf eine Veröffentlichung des Wörterbuchs Bertermanns vergeblich waren, machte sich Ernesti in den 80. Jahren des 17. Jahrhunderts an die Arbeit an seinem *Polnischen Hand-Büchlein*.

Als Datum der Herausgabe des *Polnischen Hand-Büchleins* wird meist das Jahr 1689 (wie u.a. bei M. Cybulski in seinen Aufsätzen, vgl. Cybulski 1991, 1996) in der Fachliteratur angeführt. In manchen Veröffentlichungen (vgl. Studie von M. Nienaftowski 2008) taucht auch ein späteres Datum – das Jahr 1695 auf. Nienaftowski vermutet, dass der Druck des *Polnischen Hand-Büchleins* aus finanziellen Gründen aufgeschoben und die Herausgabe erst 1695 möglich wurde. Zusätzlich wird die Frage des Datums dadurch verkompliziert, dass das Jahr der Herausgabe weder auf dem Titelblatt (vgl. Abb. 3) noch an irgendeiner anderen Stelle im Wörterbuch steht. Es gibt unterdessen ein weiteres Datum: Am Ende seines fünf Seiten langen Vorworts setzte Ernesti den Vermerk *Breßlau, den 2 Julii, 1689*. Aleksander Rombowski (Rombowski 1960: 145) erwähnt noch ein Vorwort – und zwar zum zweiten Teil des Wörterbuchs, das vom 1. März 1690 datiert. Das Exemplar², das uns zur Verfügung stand, enthält unterdessen nur ein einziges Vorwort – für den zweiten Teil des Wörterbuchs gibt es keine Einführung und nicht einmal ein eigenes Titelblatt. Rombowski informiert nicht darüber, ob er in das *Polnische Hand-Büchlein* Einblick genommen hat, er nennt weder die Signatur noch wenigstens die Bibliothek, in der das von ihm erwähnte Wörterbuch aufbe-

1 Das Exemplar, das uns zur Verfügung stand, stammt aus der Sammlung der Bibliothek der Universität Warschau, Sign. 28.20.3.2348, Mikr. 18100.

2 Bibliothek der Universität Warschau, Sign. 28.20.3.2362, Mikrofilm 17391.

wahrt wird. Das Fehlen dieser Angaben im Falle des *Hand-Büchleins* sowie die Tatsache, dass Rombowski bei anderen Wörterbüchern, denen er seine Aufmerksamkeit widmete (z. B. *Summarsz*³ von Ernesti oder *Przewodnik*⁴ von Kuschius), detaillierte Angaben anführt, lassen den Schluss zu, dass Rombowski kein Exemplar des Wörterbuchs von Ernesti in der Hand hatte. Möglicherweise hat er die Informationen über ein zweites Vorwort nach Estreicher (Estreicher 1898: 97) reproduziert. Estreicher beruft sich wiederum auf ein Exemplar des Wörterbuchs aus der Lemberger Bibliothek der Nationalen Ossolinski-Anstalt, das nicht mehr existiert.

Selbstverständlich muss der Tag, auf den Ernesti sein Vorwort (Vorworte?) zum Wörterbuch datierte, nicht gleichzeitig das Datum der Beendigung und schon gar nicht der Herausgabe des *Hand-Büchleins* (bzw. eines seiner Teile) bedeuten. Sicher ist eigentlich nur, dass das Wörterbuch nicht früher als 1689 entstanden ist. Daher auch soll dieses – einzig im Druck nachgewiesene – Datum nur als das angenommene (!) Entstehungsdatum des *Polnischen Hand-Büchleins* im Rahmen dieser Studie gelten.

2.4 Bibliografische Beschreibung

Das *Polnische Hand-Büchlein* wurde in Schweidnitz, im Verlagshaus von Christian Okeln, herausgegeben. Ernestis Wörterbuch umfasst 48 Bögen im Format 8° und ganz genau – 47 Bögen und 14 Seiten. Im *Hand-Büchlein* wurden jeweils die ersten fünf Seiten jedes der 48 Bögen beschrieben. Die Bögen wurden mit großen Buchstaben (von A bis Z), die einzelnen Falzbögen dagegen mit arabischen Ziffern versehen. Weil jedoch das Wörterbuch mehr Bögen zählt, als es Buchstaben im Alphabet gibt, wurde beginnend mit der Spalte 514, das heißt mit dem Bogen vierundzwanzig, eine Doppelbezeichnung (für jeden Bogen zwei Buchstaben, ein großer und ein kleiner, z.B. *Aa*) und ab der Spalte 1458, das heißt dem Bogen siebenundvierzig – eine dreifache Bezeichnung (z.B. *Aaa*) verwendet. So auch findet sich unter den Spalten 1181-1182 beispielsweise das Symbol *Pp4*, welches für den vierten Falzbogen des Bogens achtunddreißig steht.

Neben den Bögen werden ebenfalls die Spalten im *Hand-Büchlein* nummeriert, wobei die letzte Spalte die Nummer 1516 trägt. Zusammen mit dem Titelblatt und dem sieben Seiten starken Vorwort zählt das Wörterbuch somit

3 Ernesti Jan: *Summarsz Niektórych, w Szkole, y w Domu, Zwyczajnych Mow (...), Kurtzer Begriff Etlicher in der Schul / und in dem Hause Gewöhnlichen Reden (...)*. Thorn.

4 Kuschius (Kuś) Michael: *Wegweiser zur Polnischen / und Deutschen Sprache (...). Przewodnik Do Języka Polskiego (...)*. Breslau.

766 Seiten. Teil eins des Wörterbuchs endet mit der Spalte 880 (Stichwort *Reisen etwas mit einem Kölchen*), Teil zwei beginnt mit dem Stichwort *Reissen einen*. In dem der Analyse unterzogenen Exemplar des *Hand-Büchleins* gibt es für den Teil zwei kein Vorwort oder irgendeine andere, klare Einführung, es fehlt ebenfalls ein gesondertes Titelblatt. Die einzigen Merkmale, die die Übergangseiten des Wörterbuchs (mit den Nummern 879-880 und 881-882, vgl. Abb. 4) kennzeichnen, sind die sonst nirgendwo zu findenden Druck-Verzierungen unten auf der Seite *verso* sowie ein großer Buchstabe *R* zu Beginn der Spalte 881 (solche Buchstabenzeichen finden im Wörterbuch sonst nur da Anwendung, wo Stichwörter, welche mit einem bestimmten Buchstaben anfangen, zu Ende gegangen sind und jene mit dem nächsten Anfangsbuchstaben beginnen und niemals zwischen Stichwörtern, die mit demselben Buchstaben beginnen).

Der Text des Wörterbuchs wurde (bis auf das Vorwort) in zwei Spalten angeordnet. Jede Seite endet mit einem Kustos, Stichwörter sind in Bezug auf weitere Verse des jeweiligen Artikels vorgeschoben. Für jede der Sprachen hat Ch. Okeln eine andere Letter gewählt: Deutsche Wörter (sowohl Stichwörter als auch Bestandteile der Mikrostruktur) wurden in gotischer Schrift dargestellt, während die polnischen kursiv in Antiqua gedruckt wurden.

Das *Hand-Büchlein* wurde auf sehr beständigem Papier gedruckt, das Exemplar, das uns zur Verfügung stand, befindet sich in einem erstaunlich guten Zustand. In typografischer Hinsicht ist das Wörterbuch unterdessen nicht perfekt, der Satz ist nicht konsequent, es kommen auch Druckfehler vor. Des Weiteren sind manche Wörter, hauptsächlich wegen schlechter Letterqualität (dies gilt insbesondere für polnische Wörter) sowie wegen Überblendens der Buchstaben von der anderen Seite desselben Blattes schwer leserlich.

3. Lexikalische Merkmale des Deutschen und des Polnischen in Ernestis Wörterbüchern

Wie aus der knappen biografischen Darstellung des Lexikografen ersichtlich, verbrachte Ernesti seine Kindheit, seine Jugend und sein Erwachsenenleben in national gemischten Gebieten, wo Deutsch aufgrund der geschichtlichen Wechselfälle zur übernationalen Verkehrssprache und gleichzeitig auch zu einem kulturstiftenden Element wurde. Sprachgeografisch liegen die Orte von Ernestis Kindheit und Jugend (Kisielice, Elbing, Thorn) im niederdeutschen Sprachraum, wohingegen Ernestis berufliche Tätigkeit im ostmitteldeutschen Sprachraum (Breslau) stattfand. Allerdings muss hier eingeräumt werden, dass die Zuordnung der deutschen Sprache in Kisielice, Elbing und Thorn zum Niederdeutschen nur bedingt gilt. Noch vor der *Verhochdeutschung* des niederdeutschen Raumes nahm die deutsche Sprache in diesen Gebieten eine ost-

mitteldeutsche Prägung an. (vgl. Hartweg/Wegera 1989: 24) Fakt ist, dass sich Ernesti sein Leben lang in Orten aufhielt, wo Deutsch und eine slawische Sprache, sei es Polnisch oder Böhmisches (Tschechisch), gesprochen wurden. Das Nebeneinander der Sprachen spiegelt sich – wie es scheint – in Ernestis Wörterbüchern wider. Die deutsche Sprache hier ist von Einflüssen der slawischen Nachbarsprachen nicht frei und in der polnischen Sprache lassen sich wiederum Wörter deutscher Herkunft nachweisen. Allerdings müssen die Slawismen in Ernestis Deutsch und Germanismen in Ernestis Polnisch nicht zwingend den Sprachgebrauch des Lexikografen selbst dokumentieren. Ebenso gut können sie eine Momentaufnahme des damaligen Lexikons der polnischen und der deutschen Sprache sein.

Die Auswertung der deutschen Sprache in Ernestis Wörterbüchern ist zusätzlich mit dem Problem behaftet, dass die hier vorgestellten Wörter und Wendungen nicht immer die damals tatsächlich verwendete Sprache dokumentieren. In der Vorrede zum *Förderer der Polnischen Sprache* warnt Ernesti vor den hier und da seltsam anmutenden deutschsprachigen Äquivalenten:

polszczyźnie. Niemczyzna niechci mierzi
ački / nie za da jakiey / choćci sie na mie
Ktorych mieyscäch przykra zda / ponie
waż wedlug slow polskich tłumaczona.

Das Deutsche lasse dir keinen Eckel
machen / ob es dir unterweilen hart vor
kommen möchte / alldieweil es nach dem
Polnischen Wörtern gegeben ist. Das

Was Ernesti mit *es* [das Deutsche] nach dem Polnischen Wörtern gegeben ist meinte, lässt sich heute nicht mehr mit Sicherheit feststellen. Man kann lediglich spekulieren, ob es sich dabei um die Wortfolge in übersetzten Beispielsätzen oder vielleicht um einzelne Lexeme (Lehnwörter evtl. Lehnprägungen) handelt.

Ohne die oben geschilderten Bedenken aus den Augen zu verlieren, kann man mit Sicherheit feststellen, dass in Ernestis Deutsch Slawismen und in Ernestis Polnisch Germanismen vorkommen. Das Vorkommen der Slawismen in Ernestis Deutsch kann unterschiedlich bedingt sein. Manche entstammen dem überregional präsenten und manche dem nur regional verbreiteten Lehnwortgut im Deutschen, und zwar dem des Ostmitteldeutschen im Allgemeinen oder auch dem des schlesischen Dialekts im Besonderen. Die Okkurrenzen der Übernahmen aus dem Schlesischen lassen sich wohl mit dem Umstand erklären, dass sich Ernesti zur Entstehungszeit beider Wörterbücher im schlesischen Raum aufhielt, der eine gemeinsame Grenze mit dem Slawischen hatte (ebenfalls das Ostmitteldeutsche) und ethnisch und sprachlich gemischt war. Im Folgenden wird eine kurz kommentierte Auswahl von den in Ernestis beiden Wörterbüchern ermittelten Slawismen präsentiert⁵.

Slawismen im *Förderer der Polnischen Sprache* und im *Polnischen Hand-Büchlein*

→ **Babe** : *Bába* / **ein alt Weib eine Babe** [F]

Ein im Ostmitteldeutschen weit verbreitetes Lehnwort aus dem Slawischen, das je nach slawischem Dialekt bis zu fünf Bedeutungen hatte, und zwar: 1. Napfkuchen, 2. alte Frau, Großmutter, 3. Hebamme, 4. blinde Kuh (Kinderspiel), 5. die zum Trocknen in Kegelform bzw. pyramidenartig aufgestellten Flachshäufchen auf dem Felde (vgl. Eichler 1965: 19ff.).

→ Buda / die **Baude** [F]

Ein Lehnwort wohl aus dem Böhmischen (*bauda, budka*) (vgl. Grimm).

→ *Gránicá* / die **Gräntze** [F]

Entlehnt aus slaw. *granica* (pol. *granica*, czes. *hranice*); wohl von den Kreuzrittern bereits im 13. Jahrhundert im deutsch-polnischen Berührungsraum übernommen und durch die Lutherbibel verallgemeinert (vgl. Eichler 1965: 41f.).

→ Ogorek / die **Gurke** [F]

Ein Lehnwort aus dem Slawischen, vgl. czes. *okurka*, pol. *ogórka*, russ. *ogurec*, sorb. *korka*; das Wort gibt es auch im Schlesischen, und zwar schles. *Hurke* (vgl. Eichler 1965: 43).

5 [F] steht für *Förderer der Polnischen Sprache*, [HB] dagegen für *Polnisches Hand-Büchlein*.

→ **Holuncke** / Hultay; Łążeńka [HB 511] und → Hultay / **Holunck** [F]
 Entlehnt aus tschech. *holomek* (Bettler, Gauner; Gehilfe; Diener / Knecht); ursprünglich bedeutete das Wort in der deutschen Sprache *Bettler*, im Schlesi-schen dagegen *Bote*, *Diener im Schloss*, *Wächter*; später tritt auch hier eine Be-deutungsverschlechterung ein; mit der Zeit festigt sich lediglich die pejorative Bedeutung und dies sowohl im Deutschen (heute: *Halunke*) wie auch in den slawischen Sprachen (vgl. Eichler 1965: 44).

→ Kárás / die **Kars** Karp [F]
 Dem pol. *karas* entspricht in der heutigen deutschen Sprache das Wort *Karau-sche*, das wohl auf das slawische Wort *karas* zurückgeht; die Form *Kars* ist für das frühneuzeitliche Deutsche eher ungewöhnlich; im Dresdner Raum belegt ist allerdings die Form *Karas* (vgl. Eichler 1965: 58).

→ der verwundete **Kretschmer**-Knecht / porániony káčmárczyk [HB 1291]
 → in dem **Kretschem** [HB 1353]
 → Kaczmarz / der **Kretschmer** [F]
 → Oto blisko maćie karczme / da habet ihr einen **Kretschem** in der Nähe [F]
 Das Substantiv *kretschmer*, *kretschmar* ist aus aso. **korčmar* (Schankwirt) ent-lehnt. *Kretscham* war vor allem im sächs.-böhm. Grenzgebiet verbreitet.

→ Kulig / **Kybitz** [F]
 Es handelt sich hier wohl um eine Entlehnung aus dem Russischen; russ. *kibitka* (überdachter russischer Schlitten) als Basis für das deutsche Wort sug-geriert jedenfalls das von Ernesti aufgeführte polnische Äquivalent.

→ Ryba głowacz / **Pomochel** [F]
 Entlehnt wohl aus dem Kaschubischen, wo *pomuchel*, *pomuchla* die Bedeu-tung *Dorsch* hat; im Polnischen hat *pomuchla*, *pomuchle* dialektal ebenfalls die Bedeutung *Dorsch*; während in Pommern und Mecklenburg das Wort in der Bedeutung *Dorsch* bezeugt ist, hatte es in Schlesien die Bedeutung *Duckmäu-ser*, auch *ungebildeter Mensch*; die kaschubische Herkunft gilt allerdings nicht als gesichert.

→ **Pracher** (Bettler) [HB 836] in: *gehet ihr Pracher (Bettler) ich kan euch nichts geben / jdzćewy Zebraku nie mogą wam niczego dać*
 Das Wort geht wohl auf ukr. *procháty* (bitten) zurück, allerdings gilt diese Deutung als nicht gesichert. (weiter dazu Eichler 1965: 104).

→ Rydz / **der Reitzke** [F]

Nach Eichler (1965: 112) ist *Reitzke* eine Entlehnung aus dem Westslawischen, vgl. pol. *rydz*, tsch. *ryzec*, oso. und nso. *ryzyk*.

→ **Schöps** : skop [HB 1011] und Skop / **Schöps** [F]

Bei *Schöps* handelt es sich wohl um eine ältere Entlehnung aus dem Slawischen, wo pol. *skop*, tsch. *slopec*, nso. *skop* einen kastrierten Hammel bezeichneten.

→ Twarog / **Zwarg** [F]

Nach Adelung ist das Wort Zwarg im Ostmitteldeutschen verbreitet und geht auf pol. *twarog* zurück. Die allgemein hochdeutsche Form lautet dagegen Quark.

In Ernestis Deutsch lassen sich außer Slawismen auch Lexeme ermitteln, die zwar deutsch sind, aber nicht gemeindeutsch. Vielmehr sind dies landschaftlich gebrauchte Wörter, aber sie sind nicht nur einem Dialekt zuzuschreiben. Es finden sich hier Lexeme aus dem Niederdeutschen und auch aus dem Oberdeutschen:

→ was werde ich mit dem übrigen **Mengsel** anheben [HB]

→ *Mießánka* / **das Mengfel** [F]

Das Substantiv *Mengsel* ist im Niederdeutschen gebräuchlich und hat hier die Bedeutung von *Gemenge* / *Gemisch von Futter*.

→ der **Haber** ift wolfein worden [HB 1441]

→ Bedingen einen Scheffel **Haber** [HB 94]

Das Substantiv *Haber* ist eine süddeutsche Form zu mdt. *Hafer*.

→ **Beenhaaf** : pártacz [HB 95]

Eigentlich lautet das dt. Substantiv *Beinhase* bzw. *Bönhase*. (vgl. Duden 1999: mittelniederdt. *bonehase*, zu: *bo(de)ne* = Boden und Hase; nach dem heimlichen Arbeiter auf dem Dachboden und der Jagd der Zunftmeister auf ihn). Im norddt. bedeutet das Substantiv *nicht zünftiger Handwerker; Pfuscher*. Nach Grimm schrieb man das Substantiv auch *bühnhase und beenhase, woraus dann verhochdeutsch beinhase wurde* (Grimm).

→ Klepadło / die **Kloppe** [F]

Das Substantiv *Kloppe* ist im Niederdeutschen und Mitteldeutschen gebräuchlich, worauf unverschobenes *p* in der Geminata hinweist.

→ Jeździec / der **Reuter** [F]

Das Substantiv *Reuter* ist eine niederdeutsche Nebenform von *Reiter*.

→ Styczeń / der **Jenner** [F]

Das Substantiv *Jänner* ist wiederum eine südoberdeutsche Form.

→ Wiecheć / ein Stroh **Stöppel**

Das Substantiv *Stoppel* stammt aus dem Niederdeutschen. Heute ist das Wort im Gemeindefränkischen gebräuchlich.

→ Eydmann [F] und **Eydam** [HB 20]

Die Form *Eidam* war im Oberdeutschen üblich, *Eidmann* dagegen in Meißen. (vgl. Adelung und Grimm).

Spuren anderer Dialekte in Ernestis Deutsch sind nicht nur lexikalischer Natur. Es sind auch lautliche Phänomene und morphologische Eigenarten, die für den einen oder anderen Dialekt charakteristisch sind.

Bezüglich der polnischen Sprache in beiden Wörterbüchern von Ernesti ließen sich Übernahmen aus dem Deutschen ermitteln. Ob diese im Polnischen jener Zeit allgemein verbreitet waren oder nur für Ernestis Polnisch charakteristisch sind, sei dahingestellt. Jedenfalls sind manche Übernahmen aus der deutschen Sprache so offensichtlich, dass sie keines Kommentars bedürfen.

Germanismen im Förderer der Polnischen Sprache und im Polnischen Hand-Büchlein

→ Kurek uántwáfá / ein Hühnlein [F]

Das pol. *antwas*, auch *handfas* geht auf dt. *Handfaß* (Waschbecken) zurück. (vgl. Linde)

→ **Binda** / ein Haupt=Gezierde [F]

Das pol. *binda* geht auf dt. *Binde*, *Band*, *Bündel* zurück und war im 16. und 17. Jahrhundert im Polnischen allgemein verbreitet. (vgl. Brückner 1985: 27)

→ **Bleywás** / Bleyweiß [F]

Das pol. *blejwas*, auch *blejwajs* ist entlehnt aus dt. *Bleiweiß*. (vgl. Linde)

→ **Bygiel** / ein Pretzel [F]

Pol. *bygiel*, auch *begiel* ist entlehnt aus dt. *Bügel* (Kringel, ringförmiges Gebilde).

→ **Ceklarz** wydał Złoczyńcę Katowi [HB 1186]

Das Substantiv *ceklarz* (sługa miejski do chwytania i bicia winnych) stammt von dt. *Zirkler*, d.h. *stadtwächter, wachtmann der nächtlichen rundstreife*. (vgl. *Grimm*)

→ **Durślak** / *der Durchschlag* [F]

→ Wino się w **Fásie** zepsowało [HB 1305]

Pol. *fasa* geht auf dt. *Fass* zurück.

→ Voll ist die **Flafche** Wein / pełná **Fláfzá** Winá [HB 1352]

Pol. *flasza* geht auf dt. *Flasche* zurück.

→ **Fráfunek** / die Angsthaffigkeit / Kummer [F]

Das polnische Substantiv *frasunek*, auch das pol. Verb *frasować*, rührt von dt. *fressen* (auf einen losbeißen, ihm zusetzen, ihm nagenden Kummer machen) her. (weiter dazu vgl. *Linde*)

→ **Gierada** / die weibliche Rüstung im Schmuck bestehend [F]

Das Wort *gierada* geht auf dt. *Gerade* zurück. Das dt. Wort bedeutet nach *Grimm* *fahrende Habe der Frau, Hausrat und Kleider*.

→ **Gruca** / Haber suppe [F]

Das pol. Wort *gruca* 'krupy, kasza' geht auf dt. *Grutze zurück und ist im Polnischen seit dem 15. Jahrhundert bezeugt*. (vgl. *Brückner* 1985: 159)

→ wir haben den Überzug überstanden: wytrwálifmy ten **Harab** (to Rábowanie nieprzyjacielskie, wtárgnienie) Nájazd [HB 3207]

Das Wort *harap*, auch *herap* ist im Grunde eine substantivierte Interjektion aus der Jägersprache, die auf dt. *herab* zurückgeht. In der Jägersprache fungierte diese Interjektion als Ruf an die Hunde, damit diese das erlegte Wild liegen lassen, anstatt es zu zerreißen. *Harap* als Substantiv bedeutete *Jagd* oder *Raub* (vgl. *Linde*).

→ **Hewar** / der Heber [F]

Pol. *hewar*, auch *hewer* stammt von dt. *Heber* (vgl. *Linde*).

→ **Jurgielt** / Monat=Jähriger Geld [F]

Das Substantiv *jurgielt* rührt von dt. *Jahrgeld* her (vgl. *Linde*).

→ **Kluba** / der Wallen an der Winde [F]

Das Wort *kluba* geht auf dt. *Kloben* zurück (vgl. Linde).

→ Er hat mir dieses Tuch abgedrungen: **wyklektał** ná mnie Sukno [HB 5]

Laut Linde rührt pol. *klektać* von dt. *klecken* her. Allerdings gibt Linde für das polnische Verb die Bedeutung *besudeln* an, was der Bedeutung des deutschen Verbs *abdringen* nicht entspricht. Möglicherweise liegt hier ein Fehler vor oder das polnische Verb fungierte auch in einer anderen Bedeutung.

→ **Ganek** / der Gang [F]

→ **Krußganek** / der Creutzgang [F]

→ **Máchlarká** / die Mecklerin Betrügerin [F]:

Das pol. Wort *machlarka* geht auf ndt. *Makler*, *Mäkler* zurück. Den ndt. Substantiven liegt ndt. *makeln*, *mäkeln* (*machen*) zugrunde. Das pol. Substantiv war insbesondere im 17. Jahrhundert verbreitet (vgl. Brückner 1985: 317).

→ **Spidwás** / Allmer [F]

Das pol. *spidwas* ist nach Brückner (1985: 509) aus dem Deutschen entlehnt. Für die zweite unmittelbare Konstituente der Zusammensetzung nennt er als Grundlage dt. *Fass*, für die erste hat er keine Erklärung. Bei der ersten unmittelbaren Konstituente kann es sich um dt. *Spind* (Schrank) handeln. Dass es sich bei *spidwas* um einen Schrank handelt, erklärt nicht unbedingt das dt. Äquivalent im *Förderer*, denn *Almer* ist eine oberdeutsche Benennung eines Schrankes. Allerdings findet sich eine Bedeutungserklärung für *Almer* im *Handbüchlein*, wo Ernesti angibt: **Allmer** ift nich ausgewalchen: Száfá niewymyta (HB 39)

→ **Stockfiß** / Stockfisch [F]

Pol. *stokfisz* ist ein Lehnwort aus dt. *Stockfisch* (spätmdh. stocvisch < mniederd. stokvisch).

→ was hat der Haus=halter hier gefchaffet : á což tu **Száfarz** spráwował? [F]

Das Substantiv *szafarz* geht auf dt. *Schaffner* zurück. Die Bedeutung des dt. Substantivs als *Aufseher*, *Verwalter auf einem Gutshof* gilt in der gegenwärtigen deutschen Sprache als veraltet.

→ **Szárwárk** / der Hoffdienft [F]

Das pol. Substantiv *szarwark* geht auf auf dt. *Scharwerk* (harte Arbeit, Fronarbeit) zurück (vgl. Linde).

→ **Szlaga** / die Keul [F]

Das Substantiv *szlaga* rührt von dt. *Schlage* her. Das dt. Wort wird heute nur landschaftlich in der Bedeutung *Hammer* verwendet.

→ **Szorc** / ein Schurtz / Plente [F]

Pol. *szorc* stammt von dt. *Schurz*, *Schürze* und ist im Polnischen seit dem 16. Jahrhundert bezeugt (vgl. Brückner 1985: 552).

→ **Szraga** / der Schragen [F]

Pol. *szraga* geht auf dt. *Schragen* zurück (vgl. Linde).

→ **Trefunek** / das Glück / zufall [F]

Pol. *trefunek* geht auf dt. *Treff* / *treffen* zurück.

→ **wargielt** / eine Gerichtliche zuerkandte Ersetzung deß Schadēs [F]

Pol. *wargielt*, auch *wergielt* stammt von dt. *Währgeld* (vgl. Linde).

→ **Wilkom** / der Willkommen [F]

Das pol. *wilkom* als Begrüßung zum Empfang geht natürlich auf dt. *Willkommen* zurück.

→ Huren=Haus : **Zantus** [HB 520] und **Zántus** / das Hurenhauß [F]

Das Substantiv *zantuz*, auch *zamtuz* stammt von dt. *Schandhaus* (vgl. Brückner 1985: 645).

In Ernestis Wörterbüchern gibt es darüber hinaus Lexeme, die wohl auf deutsche zusammengesetzte Wörter zurückgehen. Die zweite unmittelbare Konstituente der deutschen Zusammensetzungen, die im Deutschen reihenbildend ist, ist in polnischen Lexemen noch sehr gut erkennbar, die erste unmittelbare Konstituente erscheint dagegen in oft in einer verballhornten Form:

→ **Fleytuch** / gefchabte Leinwand davon die Barbierer wicken drehen / in die Wunden zu legen [F]

Das polnische Wort stellt wahrscheinlich eine entstellte Form von dt. *Pflücktuch* dar.

→ **Ráutuch** / Decktuch [F]

→ **Wántuch** / das Wagentuch [F]

→ **Frymárk** / der Taufsch [F]

Das pol. Substantiv geht auf dt. *Freimarkt* zurück. Auf dem Freimarkt wurde einst Tauschhandel betrieben.

→ **Jármárk** / der Jahrmarckt [F]

→ **Szynal** / der Schiennagel [F]

→ **Hufnal** / der Huffnagel [F]

→ **Bretnal** / der Bretnagel [F]

Bemerkenswert ist bei Ernesti die Fülle der Sprichwörter, die er in Beispielsätzen für den Gebrauch der einzelnen Lexeme anführt. Nicht zu übersehen sind dabei insbesondere *polnische* Sprichwörter, eine Tatsache, die überrascht, wenn man bedenkt, dass Ernestis Primärsprache (und zugleich Muttersprache) Deutsch war. Heute sind beide Wörterbücher ein willkommener und reichhaltiger Fundus für Parömienforscher, denn recht viele der bei Ernesti übermittelten Sprichwörter sind heute bereits verklungen. Als Beispiele seien hier einige wenige angeführt:

→ *Wieczerza hoyna Noc niefpokoyna* [HB 6]

→ *Itáre Látá chwalmy, á fwych zazywaymy* [HB 41]

→ *kto Ryby jeść chce, musí się zmoczyć* [HB 65]

→ *kto się nie poruża Słowy, tego wrufzy kyj* Debowy [HB 116]

→ *kto ręczy ten jęczy* [HB 143]

→ *co Ciało lubi, to Dufzę gubi* [HB 297]

→ *gdy się kto názbyt ofiáruje, ábo cię zdradził, ábo się gotuje* [HB 495]

→ *nie rychło w Miefzek utyje, który spráwiedliwie zyje* [HB 872]

→ *Kto dwu zájacow goni, ządneho nie ugoni ábo ządneho nie uchwyći* [F]

→ *Kto się raż przzeniewierzy / Temu nikt po tem nie wierzy* [F]

4. Schluss

Im Vorausgehenden wurde lediglich eine der denkbaren Fragestellungen angesprochen, für die Ernestis Wörterbücher ein weites Forschungsfeld eröffnen. Alte Wörterbücher sind immer ein wertvolles Zeugnis des zeitgenössischen Sprachzustands. Zusammen mit alten Grammatiken gelten sie als unmittelbare Quellen, welche die Chronologie sprachlicher Phänomene bezeugen, die sie selbst als zeitgenössischen Sprachzustand präsentieren. Daher sind allerhand der hier erhaltenen Angaben von besonderer Bedeutung. Dies gilt gleichermaßen für Informationen zum Sprachsystem wie für diejenigen zum Wortschatz (vgl. Kępińska 2006: 43). Vergleicht man zudem zeitlich auseinanderliegende

Wörter- und Grammatikbücher, gewinnt man zusätzlich Einblicke in Sprachwandelphänomene und deren Chronologie. Darüber hinaus lassen die alten Wörter- und Grammatikbücher erkennen, was in den zeitlich entlegenen Epochen als sprachliche Norm galt und wie sich diese Norm wandelte.

Außer rein sprachlichen Phänomenen liefern die alten zweisprachigen Wörter- und Grammatikbücher auch willkommene Einblicke in die Geschichte der Verbreitung der jeweiligen Sprache. Üblicherweise entstand ein solches Schrifttum dort, wo die Kenntnis der betreffenden Sprachen für die Individuen zur Notwendigkeit wurde, sei es aus ökonomischen oder rein gesellschaftlichen Gründen. Darüber informieren ihre Autoren selbst in den einst obligatorischen Vorworten zu ihren Werken:

Wieviel folcher Sprachen sind / || und welcher unter allen der Vorzug folle || gegeben werden / überläßet man andern zu || entscheiden. Genug ist es / wenn ein jeder || sich die bekant zu machen / und derelben zu || bemächtigen angelegen seyn läßet / welche || er ihm die nöthigste und nützlichste zu seyn || vermeinet [...] (Ernesti 1689: Vorwort).

Beide hier besprochenen Wörterbücher von Ernesti entstanden im sprachlich und ethnisch gemischten Schlesien und bereits seit der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts war hier Deutsch die Amtssprache. Dies hatte zur Folge, dass die Kenntnis der deutschen Sprache zur Notwendigkeit im gesellschaftlichen Umgang wurde. Dagegen bedeutete die Kenntnis der polnischen Sprache für die deutschsprachige Bevölkerung Schlesiens ihrerseits eine Erleichterung z. B. der Erwerbstätigkeit als Kaufmann oder Handwerker (vgl. Herden 2005: 19). Somit erlauben heute u. a. Ernestis Wörterbücher, auf die tatsächliche damalige sprachliche Lage in Schlesien zu schließen.

Quelle

Ernesti, Jan (1674): *Forytarz Języka Polskiego, Osobne Rzeczy niemal wszystkich słowa mowy różne y Rozmowy dwie w sobie zawierający, Niebiegłem w Języku tem, a osobliwie Młodzi wrocławskiej ku lepszemu wystawiony. Förderer der Polnischen Sprache [...] von [...] der Polnischen Schul daselbst Moderatore Breszlau [...] In der Baumannischen Erben Druckerey druckis Gottfried Gründer. Wrocław.*

Ernesti, Jan (1689): *Polnisches Hand-Büchlein Darinnen Nebst denen Stamm-Vieldeutenden-Sprüch-Wörtern, auch allerhand täglich vorkommende Redens-Arten enthalten. Vor die Breßlauische Polnische Schul verfertigt. Drukarnia Christiana Olsena. Świdnica.*

Literatur

- Adelung, Johann Christoph (1793-1801): Grammatisch-kritisches Wörterbuch der Hochdeutschen Mundart mit beständiger Vergleichung der übrigen Mundarten, besonders aber der oberdeutschen. Zweyte, vermehrte und verbesserte Ausgabe. Leipzig. (www.woerterbuchnetz.de)
- Brückner, Aleksander (*1985): Słownik etymologiczny języka polskiego. Warszawa.
- Burbianka, Marta (1977): Z dziejów drukarstwa śląskiego w XVII wieku. Baumannowie i ich spadkobiercy. Prace Wrocławskiego Towarzystwa Naukowego, seria A, nr 176. Wrocław.
- Cieśla, Michał (1974): Dzieje nauki języków obcych w zarysie. Warszawa.
- Cybulski, Marek (1991): O języku polskim w rękopiśmiennym słowniku toruńskim z 1701 roku. In: Handke, Kwiryna (Hrsg.): *Polszczyzna regionalna Pomorza*. Warszawa. S. 51-61.
- Cybulski, Marek (1996): Fleksja polska w niemiecko-polskim słowniku toruńskim z 1701 roku. In: Kucała, Marian/ Rzepka, Wojciech R. (Hrsg.): *Studia historycznojęzykowe II*. Prace IJP PAN. Kraków. S. 241-249.
- Duden (1999): Das große Wörterbuch der deutschen Sprache. CD-ROM.
- Eichler, Ernst (1965): Etymologisches Wörterbuch der slawischen Elemente im Ostmitteleutschen. Bautzen.
- Estreicher, Karol (1898): Bibliografia polska. Band 3., T. 5. Kraków.
- Frączek, Agnieszka (2009): Siedemnastowieczny Polnisches Hand-Büchlein Jana Ernestiego. Próba charakterystyki leksykograficznej. In: *LingVaria, Półrocznik Wydziału Polonistyki Uniwersytetu Jagiellońskiego, rocznik IV (2009), nr 1 (7)*. Hrsg. Mirosław Skarżyński. Kraków. S. 165-191.
- Frączek, Agnieszka (2010): Słowniki polsko-niemieckie i niemiecko-polskie z przełomu XVII i XVIII wieku. Analiza leksykograficzna. Warszawa.
- Frączek, Agnieszka (2011): Beispielsätze, Kollokationen und Phraseologismen im Polnischen Hand-Büchlein von Jan Ernesti aus dem siebzehnten Jahrhundert. Die makro- und mikrostrukturelle Charakteristik. In: Czachur, Waldemar/ Czyżewska, Marta/ Teichfischer, Philipp (Hrsg.): *Sprachliche Kreative Sprachpotenziale mit Stil entdecken. Germanistische Festschrift für Professor Wolfgang Schramm*. Warszawa. S. 265-278.
- Glück, Helmut (2002): Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit. Berlin/New York.
- Grimm, Jacob/ Grimm, Wilhelm (1854-1961): Deutsches Wörterbuch von Jacob und Wilhelm Grimm. 16 Bde. in 32 Teilbänden. Leipzig. www.woerterbuchnetz.de
- Hartweg, Frédéric/ Wegera, Klaus-Peter (1989): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Tübingen.
- Herden, Elżbieta (2005): Książki do nauki języka polskiego w repertuarze wydawców śląskich okresu oświecenia (1750-1820). In: *Historia książki na terenach pogranicza i jej rola w kształtowaniu społeczeństw wielokulturowych. Materiały z polsko-niemieckiej konferencji bibliotekarzy*. Zielona Góra, 21-22 kwietnia 2005. Pro Libris. Zielona Góra. 2005, S.19-30.
- Kępińska, Alina (2006): Dawne gramatyki języka polskiego. In: *Biuletyn Informacyjny Biblioteki Narodowej*. 4/179/2006. S. 43-48.

- Kunicki-Goldfinger, Marek/ Siekierska, Krystyna (2009): Biogramy pisarzy i tłumaczy dzieł cytowanych w Słowniku języka polskiego XVII i I. poł. XVIII w.
- Linde, Samuel Bogumił (1854-1861): Słownik języka polskiego (2. wydanie). Lwów. <http://poliarp.wbl.klf.uw.edu.pl>
- Nienałowski, Marek (2010): <http://www.olesnica.org/ErnestiJan.html>
- Rombowski, Aleksander (1960): Nauka języka polskiego we Wrocławiu. Koniec wieku XVI – połowa wieku XVIII. Wrocław.



Varianz und Hybridisierung eines Namensystems: Das Beispiel der Umformung der romanischen Namenwelt des Exarchats von Ravenna im frühen Mittelalter

Wolfgang Haubrichs (Saarbrücken)

1. Die Namenwelt von Ravenna

Namen (sofern von Eltern, Verwandten, Freunden oder einer Gruppe wählbar) sind zugleich Elemente als auch Instrumente der sozialen Inklusion und Integration von Einzelnen und Gruppen in eine bestehende Gesellschaft. Durch Namenwahl und in deren Motivation setzen Individuen, in älteren Zeiten aber vor allem Familien Zeichen ihrer kulturellen Orientierung, ihres Integrations- oder auch Segregationswillens, ihres bewussten oder unbewussten Willens zur Inklusion oder zur Exklusion (vgl. Haubrichs 2004; 2005; 2012). Die Inklusion kann biologisch-lebensweltlich, vor allem durch Heirat fundiert sein, und dann gewissermaßen sekundär onomastisch, durch die Namen der Kinder, akklamiert werden, kann aber auch, was ebenso aufschlussreich ist, zugunsten der einen oder anderen Seite negiert werden, sodass ererbte Namentraditionen von der Vererbung ausgeschlossen werden (vgl. Haubrichs 2014). Die Untersuchung von Filiationen und ihrer Namengebung kann also nicht nur Verwandtschaften dokumentieren, sondern auch soziale Prozesse offenlegen. Auf der anderen Seite kann Namengebung, auch ohne biologische Bindung, die Hinwendung zu einer Kultur, allein durch die Vorbildwirkung, durch das „rénommée“ großer Namen, also durch mentale Inklusion anzeigen, was man gerne mit dem schillernden Begriff ‚Mode‘ bezeichnet.

Dies ist natürlich dann besonders aufschlussreich, wenn es sich um Kontaktsituationen zwischen Sprachen, Ethnien und Kulturen handelt. Es ist dazu zu Recht geäußert worden (vgl. Lazard 1978: 9f.), dass es zwar (außer in initialen Situationen) kaum möglich sei, von den Namen unmittelbar auf Ethnien und Kulturen zu schließen, aber „ils peuvent néanmoins être liés par des habitudes onomastiques qui reflètent la culture dominante du groupe.

Il y aurait donc un lien entre ethnie et anthroponymie, mais un lien indirect, de nature culturelle“.

Eine solche Kontaktsituation – und zwar gleich in mehrfacher Hinsicht – bestand im frühmittelalterlichen Exarchat Ravenna und in den zugeordneten Territorien der Romagna Orientale und der Pentapolis (Marken). Nach dem Ende des Ostgotenreichs (552) stand dieser Teil Italiens auch während der Zeit der langobardischen Herrschaft über große Teile Nord- und Mittelitaliens (seit 568) unter byzantinischem Imperium, so dass griechische und lateinische Kultur und Sprache hier unmittelbar aufeinandertrafen. Seit der Eroberung durch den Langobardenkönig Aistolf (751) allerdings, dann der Übergabe an das Papsttum durch den fränkischen König Pippin (753/55) und vor allem seit 774, nach der Eroberung des Langobardenreichs (und in gewissem Sinne auch des Exarchats) durch die Franken und der Konstituierung eines *regnum Italiae*, erfuhr Ravenna und sein Gebiet, ganz allmählich in den Auswirkungen, „une mutation dans son peuplement“, vor allem „dans la classe dominante“ (Lazard 1978: 1) durch den Auszug der byzantinischen Funktionäre. Freilich: „il reste sur place la partie la plus intégrée de cette population gréco-orientale“ (ebd.) Handwerker, Kaufleute etc., und wohl auch einige Amtsträger (vgl. Lazard 1974: 1985). Trotz eines hohen Beharrungsvermögens der einheimischen klerikalen und laikalen Oberschichten und der alten Institutionen kommt es doch allmählich auch zu Einflussnahmen der Aristokratie des *regnum Italiae*, zu einem hohen Maße erkennbar an ihren Namen vorwiegend germanischer Provenienz, zusammengesetzt aus Teilen der schon romanisierten langobardischen Oberschicht und den neuen Herrschaftsträgern des imperialen *regnum Francorum*, teils aus dem transalpinen Westen, der Gallia kommend, teils aber auch aus dem germanischsprachigen Norden (Franken, Alemannen, Baiern usw.) stammend. Die Namen geben also die Chance, diesen langsamen Prozess der teils mentalen und kulturellen, teils aber auch durch Heiratsbindungen, Familienallianzen, wirtschaftliche Bindungen geprägten Einflussnahme detaillierter über einen längeren Zeitraum nachzuzeichnen.

Eine Statistik, welche die größtenteils aus Originalurkunden bestehende Überlieferung Ravennas vom 8. bis zum 10. Jahrhundert (CB 1985; CRa I-III 1999 u. 2002; vgl. auch Vesi 1845; Tarlazzi 1884 mit weiterem Material) auswertet, ergibt für das 8. Jahrhundert praktisch 100% romanische (graecolateinische, lateinische und biblische) Personennamen, für das 9. Jahrhundert 86,5%, für das 10. Jahrhundert 75,9%.

PN (Ravenna, östl. Romagna, Pentapolis)

Periode I (8. Jh.) [nur CB]	Periode II (9. Jh.) [CRa + CB]	Periode III (10. Jh.) [CRa + CB]
<u>Lat. PN:</u> 34 55,6%	311 48,8%	1065 37,9%
<u>Griech. PN:</u> 16 26,2%	93 14,6%	174 6,2%
<u>Bibl. PN:</u> 11 18,0%	148 23,2%	891 31,7%
<u>Rom. PN:</u> 61 100,0%	552 86,5%	2130 75,9%
<u>Germ. PN:</u> /	85 13,3%	651 23,2%
<u>Hybride PN:</u> /	1 0,2%	26 0,9%
	638	2807

Der Rest der Personennamen (PN) besteht aus Namen etymologisch germanischer Herkunft (die jedoch weitgehend romanisiert sind) und einigen wenigen Hybridnamen (romano-germanische wie *Lupo-vara* aus lat. *lupus* ‚Wolf‘ und germ. **wara-* ‚Schutz‘ und germano-romanische wie *Grimald-ellus* aus einem germ. PN plus romanischem Diminutivsuffix *-ellus*). Zwar ist die Anzahl der germanischen PN nach 800 noch immer sehr gering, verglichen mit den Anteilen, die sie in der Toskana und in der padanischen Tiefebene halten (ca. 57% bis 65%), aber die Infiltration der germanischen PN schreitet voran und ändert allmählich das System der romanischen Namenwelt. Die Frage ist freilich, wie und auf welchen Wegen und aus welchen Motiven ändert sie sich?

2. Der Aufstieg der germanischen Personennamen

Die PN germanischer Provenienz gewinnen im 9. Jahrhundert (davor gibt es eigentlich keine) und noch mehr im 10. Jahrhundert an Zahl: sie steigen von ca. 13% auf 23%. Sie bleiben in der Minderzahl in einer weiterhin auch onomastisch romanisch geprägten Welt. Auffallend ist ihre geringe Vielfalt: Es wiederholen sich vor allem Namen, die ihre Vorbilder an langobardischen Königen und Herzögen besitzen: *Astulf* (d.i. *Haistulf*), der Eroberer Ravennas, *Grimoald*, *Romuald*; dazu kommen karolingische Namen wie *Arnulf*,

Drogo, Pipino, Carlus, Bernardus); dann Königsnamen des italischen Reiches wie *Wido, Lambert, Adelbert, Rudolf* von Burgund, *Konrad, Arduin, Hugo* von Arles; aus der mündlichen Tradition der Heldendichtung stammt wohl *Rodelandus* (d.i. *Roland*).

Zumindest diese Namen werden als Ganzes übernommen, sie werden in den Familien nicht variiert (wie sonst üblich, etwa in der Familie König *Liutprands* mit *Ans-prand, Hild-prand* usw.), weder ihre Semantik noch ihre Morphologie war noch verständlich, es handelte sich wohl um die Übernahme der Namen bedeutender Vorbilder, ähnlich wie bei den Heiligennamen (welche die romanische Namenwelt Ravennas zunehmend prägten), um eine spezielle Art der Benennung also.

Doch wird man die Zunahme der germanischen PN im 9. und 10. Jahrhundert nicht nur über eine neue ‚Mode‘ oder *coutume*, über einen neuen Namenbrauch erklären können. Dagegen stehen zunächst einmal die regionalen Unterschiede in der Stärke der germanischen PN. Sind sie im 8. Jahrhundert noch bedeutungslos und – wie wir oben sahen – im inneren Zirkel der Civitas Ravenna, in den Kreisen der klerikalen und laikalen Elite noch lange wenig zahlreich, halten sie über das gesamte Einflussgebiet Ravennas (östliche Romagna, Pentapolis, Marken) erst ca. 13% (9. Jh.), dann 23% (10. Jh.), so sieht das im Breviarium CB, der sich auf die südlichen Städte wie Rimini, Senigallia, Osimo, Jesi, Urbino und Montefeltro bezieht, anders aus: Dort steigt der Anteil von ca. 18% (9. Jh.) auf 47,7% (10. Jh.), d.h. fast auf Werte, wie sie auch in den altlangobardischen Gebieten Oberitaliens, freilich schon im 9. Jahrhundert, erreicht werden. Das wird bestätigt durch ein kleines Breviar (CB 1985: App. III Nr. 6) des ausgehenden 10. Jahrhunderts über die Besitzungen der ravennatischen Kirche in den Territorien von Osimo und Senigallia. Dort stehen bei 43 PN insgesamt 18 romanische (41,9%) 25 germanischen (58,1%) gegenüber. Damit lassen sich in der Tat die germ. Anteile in den Listen von Nonantula II a. 860 (56,9%), Leno (64,7%), der Emilia Occidentale (65,2%) und der Eidliste von St. Paul (64,5%) vergleichen (vgl. zu den Namenbeständen der padanischen Tiefebene Esders / Haubrichs im Druck), auch wenn die geringe Anzahl der Namen des Breviars statistisch wenig aussagekräftig ist. Hier muss es sich doch wohl auch um Zuwanderung oder Einheirat von Familien mit stärker langobardischer oder fränkischer oder überhaupt nordalpiner Namentradition handeln. Interessant sind jene Fälle, in denen Paare mit verschiedenen Namentraditionen erscheinen: z.B. *Georgius et Giseltruda...*, *Leo et Ota iugalis ...*, *Iulianus qui vocatur Bonizo et Transberga iugalis et Constantino germanii ...*, *Stephanus et Alina iugalis ...*. Auffallend ist, dass die Frauen sehr oft die Träger germanischer PN sind. In anderen Fällen erscheinen ganze Familien mit geschlossener germanischer

Namentradition, so dass die Rezeption durch Zuwanderung, Einheirat oder Brauch sicherlich schon 1-2 Generationen zurückliegt: z.B. *Aldo filio quondam Aldo et Gisulfo et Guarino* (< *Warin-) *germani ...*, *Pecius et Gisolerius et Leutari et Gubertus germani ...*, *Sigefredu[s ... filio] Sigefredo et Gaviardo ...* Es lässt sich auf jeden Fall feststellen, dass sich germanischer Namenbrauch in den an die ehemals langobardischen Herrschaftszentren angrenzenden Territorien früher und schneller ausbreitet.

Es lohnt sich, den frühesten Fällen germanischer Namengebung in den Territorien der Pentapolis und der Marken nachzugehen: In Rimini beginnt es a. 834/46 (CB 1985: not. 69) mit einem Sonderfall: In der Stadt besitzt ein bereits verstorbener *argentarius* („Silberschmied“) namens *Rodemario* eine *curtis*, womit später a. 955 (CRa I 1999: Nr.80) *Hugo vir clarissimus* und *aufifex ex genere Langobardorum* zu vergleichen ist. Erst 850/78 erscheint in der Familie eines *dux* erneut eine germanische Namenträgerin (CB 1985: not. 76): Es handelt sich um die *petitio* einer Gruppe um *Martinus dux civitatis Ariminensis* (Rimini) *et Cristoduli iugalis seu Albesinda et Petrus sitque Agnellus clericus honesti pueri germani ...* ; dort auch als Anrainer in der Stadt ein weiterer Amtsträger von militärischem Rang: *Adulfo auctenta numero Armensi* (Kommandant des Numerus, der Truppe von Rimini) . Es ist wohl derselbe *Martinus gloriosus dux*, der Mitte des 9. Jahrhunderts von seiner Mutter *Valbesinda* ererbte Güter in Rimini und der *Bulgaria Nova* verkauft (CRa 2006: Nr. 14). Erzbischof Romanus gewährt a. 878/88 (CB 1985: not. 78) eine *petitio* der *Ingelrada comitissa* in Rimini; a. 889/98 ist ebenda die Sozietät des *Picardus* (mit langobardischer Medienverschiebung [b] > [p] < *Bik-hard-) *et Cristoduli iugalis, Petrus magister militum et Anna iugalis* tätig (CB 1985: not. 77). Vor a. 889/98 verfügt *Tepaldus* (mit langobardisch [b] > [p] und romanischem Lautersatz [eu] > [e] etc. < *Theud-bald-) *filius Leonis de duce Ursone* über *terra et silva qui vocatur Sancti Theodoro ...* (CB 1985: not. 79) (zwischen Cervia und Rimini), wobei a. 950 im benachbarten Montefeltro *Leo filius Ursi ducis* erwähnt wird, zusammen mit seiner Mutter *Adeltruda*, Trägerin eines germanischen PN. Es scheint, dass im Hintergrund der neu aufkommenen Namen Einheiraten in die einheimische Oberschicht aus den Landschaften langobardischer bzw. fränkischer Tradition stehen. Im weiter südlich gelegenen Senigallia (nw. Ancona a.d. Adria) findet sich kein germanischer PN vor a. 889/98 (CB 1985: not. 98, 101).

Allerdings dringen gelegentlich auch fränkische Adlige eher gewaltsam in die Ravennater Bezirke ein, z.B. in Güter des Klosters San Apollinare di Classe (CRa 2006: Nr. 11). Ein bedeutender Herr wie a. 855 (in einer bei San Apollinare ausgestellten Urkunde) *Gisulphus filius quondam Romualdi ducis comanente in territorio Corneliense*, beide mit Namen des alten friaulisch-beneventanischen Herzogshauses ausgestattet, beweist sein Attachment an die

Ravennater Kirche, indem er ihr Güter bei Bologna, Imola und Faenza übergibt (CRa 2006: Nr. 16).

Ganz anders sieht es im südlich Ancona im Inland gelegenen Osimo aus: Dort begegnet schon a. 806/10 ein langobardischer Amtsträger *Radigis castaldus*, der mit seiner griechischnamigen Frau *Eustorgia* Besitz von Ravenna im *fundus Lotaciano* nimmt (CB 1985: not. 135; ein weiterer Gastalde mit dem typisch langobardischen Namen *Asprandus* (mit [b] > [p] aus **Ans-brand-* undatiert in Osimo CB 1985: not. 153). Zur gleichen Zeit agiert noch etwas weiter im Inland in Jesi eine *Trasiperga* (mit lgb. [b] > [p] aus **Thrasi-berga*) *ancilla Dei relicta* („Witwe“) *quondam Faraone magister militum*, also erneut eines Amtsträgers mit einem zum langobardischen Kennwort *fara* („Fahrtgemeinschaft, *parentela*“) gehörigen Namen (vgl. Francovich Onesti 1999: 76). In den Fundi *Cornianello* und *Valle* bei Osimo nehmen a. 813/34 *Verfualdus* (wohl aus **Wulfoald-*) et *Theudelau-pa* (mit lgb. [b] > [p] aus *-leuba* ‚lieb‘) Besitz von Ravenna (CB 1985: not. 131); zur gleichen Zeit erhalten *Ansiperga* (mit lgb. [b] > [p] < **-berga*) und ihr griechischnamiger Gatte *Iohannaci* Besitz im *fundus Calvigiano* (CB 1985: not. 139). *Ottiperga* (mit lgb. [d] > [t] und [b] > [p] aus **Odi-berga*), ihr Gatte *Iohannes dux* und ein Diakon der Kirche von Osimo erhalten a. 846/50 Teile *de fundo qui vocatur Ecclesiastico* (CB 1985: not. 125). Zur gleichen Zeit nimmt ein wohl fränkischstämmiger *Wido comes*, vielleicht aus der Umgebung Kaiser Lothars, mit seiner Gattin *Ita, Itana* (mit lgb. [d] > [t] aus **Ida*) die *massa Afraniana* bei Osimo zur Leihe (CB 1985: not. 162). An diesem Ort wird deutlich, dass nicht nur Einheiraten erfolgen, sondern dass sich wohl langobardische und fränkische Amtsträger selbst bemühten, im ehemals byzantinischen Territorium Fuß zu fassen.

Einige dieser vermutlich neuen *advenae* werden ausdrücklich (wohl wegen des Rechtsbekenntnisses) als Franken oder Langobarden (in einem Fall auch als Slawen) gekennzeichnet:

- 850/59 *Dominicus Franco* (CRa 2006 : Nr. 19)
- 896 *Adelengo qui vocatur Acio ex genere Francorum* (CRa 2006 : Nr. 54)
- 909 *Adam inlustris vir filius quondam Milteo ex genere Francorum* (CRa I 1999 : Nr. 15)
- 927/71 Osimo *Ermenaldus* (Bruder des *Arnustus*) *genere Francorum et Betta iugalis* (CB 1985: not. 124)
- 927/71 Senigallia *Paulus qui vocatur Aucello et Lupo de Viciliano ambo natione Longobardorum* (CB 1985 : not. 85n.)
- 944 *Maria simplex femina nacioni Slavorum* (CRa I 1999: Nr.52)
- 948 *Acadeo* (< griech. *Agatheus*) *vir magnificus filius Guinigisi* (< germ. **Wini-gis-*) *ex (g)enere Alamannorum ; Adalo qui vocatur Acius ex (g)enere Allamannorum et Anna clarissima femina iugalis* (CRa I : Nr. 59)

- ± 950 *Esmido* (< *Smido* ‚Schmied‘ mit romanischem Vokalvorschlag) *nacioni Francorum* mit 3 in den PN unleserlichen Zeugen *nacioni Langobardorum* (CB 1985: App. III Nr. 14; CRa I 1999: Nr.69); a. 966 in Osimo *nobili viro Esmido ex genere Francorum* mit den Anrainern *Johannis dux* und *Ageltrudis regina* (CB 1985: App. III Nr. 12 und not. 121); Nachfolger in bestimmten Gütern ist der *illuster vir Arduinus vir filius quondam Arduini et Gisla iugalis* (CB 1985: not. 122)
- 955 *Acio/Azo vir clarissimus filius quondam Leoni ex genere Langobardorum* ; *Hugo vir clarissimus aurifex (ex genere) Langobardorum* (CRa I 1999 Nr. 80)
- 957 Zeugen *Arialdo nacione Langobardorum* und *Rodaldo qui vocatur Bo[n]izo natione Langobardorum* (Vesi 1845: 247)
- 969 *Adelbertus ex genere Langobardorum* und die *germani Amelricus* und *Lambertus*, beide *ex genere Langobardorum*, mit Rechten an der Saline von Comacchio (CRa II 2006: Nr. 54)
- 978 zur selben Familie *nobili viro Tetbaldo* (mit rom. Lautersatz [eu] > [e] aus **theud-*) *filio Esmidonis ex genere Francorum, et Amelgarda eiusdem iugali* in Ravenna (CB 1985: App. III Nr. 13)
- 981 ebenso *nobili viro Lamberto filio Smidonis comitis et Adelberga clarissima femina iugalis* (CB 1985 : App. III Nr.15)
- 981 *Vallengo filio quondam Tedmari* (mit rom. [eu] > [e]) *ex genere Francorum sitque Adelbertus filius Aimeradi* (mit westfrk. -rom. h-Alphaerese aus **Haima-rad-*) *qui vocatur Domnellus* („kleiner Herr“) (CB 1985: App. III Nr. 5)

Es sind also vorwiegend Menschen langobardischen und fränkischen Rechtsbekenntnisses, die sich in Ravenna und Umgebung engagieren. Auffällig aber auch Personen, die noch im 10. Jahrhundert den Beinamen *Greco* tragen, so a. 965 ein bereits verstorbener *Petrus qui vocabatur Greco*, a. 969/70 *Leo qui vocatur Greco* (CRa II 2002: Nr. 120, 152).

Die meisten Franken zeigen übrigens in ihren PN charakteristische romanische Eigenheiten (Lautersatz [eu] > [e], Vokalvorschlag vor s + Konsonant usw.), so dass man wohl damit rechnen muss, dass sie aus Westfranken stammten.

Einige Personen kann man an spezifisch althochdeutschen (nicht langobardischen) phonetischen Merkmalen erkennen, wie dem Umlaut [a] > [e] in a. 927/71 *Gisl-erius* < **Gisal-hari-* (freilich auch bereits romanisiert) (CB 1985: Nr. 160f.) bzw. der Monophthongierung des Diphthongs [ai] > [ê] in a. 971/83 *Frogerio* < **Fröd-gair-* (CB 1985: Nr. 86) und a. 927/71 *Keri-berga* < **Gaira-* (CB 1985: Nr. 161), hier auch mit der oberdeutschen Medienverschiebung

[g] > [k], so dass auf alemannische oder bairische Abkunft zu schließen ist. Hierzu kommen mit Umlaut a. 903 *Regizo* < **Rag-itio* (Vesi 1845: 152); mit ahd. [ai] > [ē] a. 928 *Frodgerius* < **Fröd-gair* (Vesi 1845: 177), a. 978 *Gerizonis* (CRA II 2002: Nr. 206) und a. 996 *Gerardus* (Vesi 1845: 410) < **Gair-*.

Die Medienverschiebung ist ansonsten, vor allem wenn noch andere Merkmale, etwa Romanismen, hinzutreten, als langobardisches Kennzeichen zu werten (Francovich Onesti 1999: 150f.; Haubrichs 2009: 211f.; 2010: 179f.). Einige Beispiele folgen:

- [d] > [t]: a. ± 850 *Ottiperga* < **Odi-* (CB 1985: not. 125), a. 889/98 *Rotdegario* < **Rōdi-* (CB 1985: not. 98); a. 941 *Alti-perga* < **Aldi-* (CB 1985: not. 187); a. 971/83 *Liuttefre[do]* < **Liudi-* (CB 1985: not. 4); a. 971/83 *Tacemanno* < **Dagi-* (CB 1985: not. 120); undat. *Adteperga* < **Ada-berga* (CB 1985: not. 109); undat. *Guittinis* > **Widīn-* mit rom. Ersatzgraphie <gu> für germ. [w] (CB 1985: not. 61)
- [b] > [p]: a. 806/10 *Trasi-perga* < **berga-* (CB 1985: not. 164); a. 816/34 *Ansi-perga* < **berga-* (CB 1985: not. 139); a. 816/34 *Theudeleupa* < **leuba* (CB 1985: not. 131); a. 834/46 *Leopertus* < **Leod-pert-* (CB 1985: not. 136); a. 898/904 *Gariprandus* < **Gairi-brand-* (CB 1985: not. 185); a. 889/98 *Picardus* < **Bik-hard-* (CB 1985: not. 77); a. 889/98 *Tepaldus* < **-bald-* (CB 1985: not. 79); a. 941 *Gariprando* < **-brand-* (CB 1985: not. 187); a. 927/71 *Giselprandus* < **-brand-* (CB 1985: not. 115); a. 970/71 *Gari-prando* < *-brand-* (CB 1985: not. 181); a. 971/83 *Otperto* < **Od-bert-* (CB 1985: not. 86) etc.
- [g] > [k]: a. 954 *Guntardus*, *Contardus* < **Gunda-hard-* (CRA I 1996: Nr. 75); a. 971/83 *Drogonis* < **Drogo* [CB 1985: not. 112]; 10. Jh. *Tacemannus* < **Dagi-* (CB 1985: not. 128).

Der Befund deutet darauf, dass sich unter den Trägern germanischer Namen im Einflussgebiet von Ravenna auch eine beachtliche Anzahl von Personen mit langobardischem Hintergrund befanden (bei deren Namen langobardische Sprachmerkmale zweifellos nur noch fossil erhalten sind).

Eine deutliche Sprache sprechen auch die Fälle, in denen sich germanisch-romanische oder romanisch-germanische Filiationen fassen lassen, d.h. ein Vater mit romanischem Namen einen Sohn mit germanischem Namen hat – oder umgekehrt. Nur einige wenige Beispiele können hier gegeben werden, die charakteristischerweise erst in der 2. Hälfte des 9. Jahrhunderts mit Oberschichtbelegen einsetzen und ihren Höhepunkt erst im späteren 10. Jahrhundert finden:

- 851/52 bzw. 866/67 **Leutericus filio Lupicinus vir clarissimum** (CRA 2006, Nr. 22)
- 853/54 bzw. 868/69 Faenza **Iohannes filius Condam Raginaldo vir clarissimus** (ib., Nr. 24)
- 873 **Ildiprando notarius filius quondam Tribunus** im Gebiet von Galeata (ib., Nr. 28)
- 850/77 **Grauso filio quondam Dominico** im Gebiet von Montefeltrone (ib., Nr. 30)
- 877 Ravenna **Ursus vir clarissimus filius quondam Gumperto** (ib., Nr. 31)
- 891 **Pellegrino seu Alperto filio meo**, ein *colonus* (ib., Nr. 40)
- 896 **Iohannes consul filius quondam Wandilo seu Iohannes ... filio meo** [Vesi 1845: 140f.]
- 896 **Ingelrada filia Apaldi comitis palatii**, Gattin des *Martinus gloriosus dux*, mit *Petro venerabili diacono S. Ravennatis ecclesie dulcissimo et suavissimo filio meo* (Vesi 1845: 142; CRA 2006: Nr. 54); a. 909 Tochter *domna Ingelrada gloriosissima comitissa filia quondam bone memorie domni Martini comitis* (CRA I 1999 Nr. 15; vgl. Nr. 17, 33); a. 943 Rimini **Raginerius umilis diaculus et domno Guido comes ... filiis bonememorie Teudigrimo et quondam Incelrada comitissa** (ib. Nr. 49)
- 909 *nobili viro Adam et Mariae clarissimae femine iugalis, seu Engbaldo germano meo et Albesinde iugalis* (CB 1985: App. II Nr. 5; CRA I 1999: Nr. 16])
- 915 **Paulus Immolensis** (aus Imola) **filio Romualdo** (CRA I 1999: Nr. 26)
- 928 *coloni und habitatores* des Territoriums von Bagno: *Georgius cum tres filiis suis, idest Albericus, Gandulfus atque Frodgerius* (mit ahd. [ai] > [é] aus *-gair-) (Vesi 1845: 177)
- 937 **Tustus** (< *Tuscus?) **filius quondam Conradi und Urso ... filius quondam Guimberto** (< *Wini-bert-) (Vesi 1845: 184)
- 948 **Acadeo ... filius Guinigisi** (< *Wini-gis-) (CRA I 1999: Nr. 59)
- 949 Comacchio **Paulus filio quondam Rotelmo** (CRA I 1999 Nr. 66)
- 950 Montefeltro **Urso scavino et Heldericus filio suo** (Tarlazzi 1884: Nr. 6; vgl. CB 1985: App. III Nr. 19; CRA I 1999: Nr. 67/68)
- 952/53 **Guarinus filio quondam Petrus** (CRA I 1999: Nr. 74)
- 954 **Guido filio Marini (negotiatoris)** (CRA I 1999: Nr. 75)
- 954 **Iohannes vir clarissimo et Guntardus venerabilis diaconus germani** (CRA I 1999 : Nr. 75)
- 954 **Rofredus filio Petri und Guido** (< *Wido) **filius Marini** (ib.)
- 955 **Lupicinus qui vocatur de Artoino** (Vesi 1845 : 223)

- 955 *Conradus qui vocatur Teudus filius quondam Leo de Petro nati*; der Beiname *Teudus* verweist vielleicht auf durch die Mutter vermittelte theodiske Abkunft (Vesi 1845: 227)
- 955 Synodenteilnehmer *Guido filio quondam Iohannis qui vocabatur de Senatore* (CRa I 1999: Nr. 86)
- 955 *Acio/Azo ... filius quondam Leoni* (CRa I 1999 : Nr. 80)
- 956 Comacchio *Ingica filia quondam Leo sitque Iohannis et Adstre-gunda germani filii mei* (CRa I 1999: Nr. 88)
- 957 Zeugen in Ravenna *Ricardo (vir clarissimus) filio quondam Benato* und *Petrus (vir clarissimus) filio Richardus* (CRa I 1999: Nr. 90)
- 960 *Ingo filio Stefano dativus* (CB 1985: App. II, Nr. 8)
- 963 *Iohannis dux et Marie ... sitque Amelricus laudabilis vir et Guilla (< *Willa) nobilissima femina cognate, fili nure quondam Iohannis dux* [Vesi 1845 : 266]
- ± 966 die Theoderich-Familie: *Theodericus filius quondam Theoderici et Iohannes honesta persona filius Theoderico* mit Anrainer *Theoderico filio quondam Gregorio* (CB 1985 : not. 117)
- 968 Osimo *Amelricus filius Iohannis dux* (CB 1985: App III Nr. 16; CRa II 2006: Nr. 144)
- 927/71 *Martinus filius quondam de Giberto et Teudosia iugale sitque Giberto filii Abraam* (CB 1985 : App. III Nr. 21)
- 927/71 Rimini *Teutruda, Serg[i]us ... germani filii quondam Ausprandi* (CB 1985: not. 11)
- 927/71 *Lupo et Eldeprandus germani filii Giselberto* (CB 1985: not. 87)
- 972 *Liutefredus filio quondam Sergii ducis et Gisel[t]ruda iugalis* (CB 1985 : App. III, Nr. 3)
- 974 *Grimualdo filii quondam Iohannis consul et tabellio* (CB 1985 : App. IV Nr. 11)
- 975 *Ioanni et Rodulfo atque Ragimberto germani consules filii quondam bonememorie Iohannis consulis qui vocabatur de Amoneta* (Vesi 1845 : 340)
- 981 *Iohannes filio quondam Rodalendo, et Gumperto suo germano ... Teucio et Inciza coniunx sua* (Vesi 1845: 375)
- 971/83 *Ildebertus et Constantinus germani filii Emmonis* (CB 1985 : not. 127)
- 996 *Petrus germanus Gerardus* (mit ahd. [ai] > [ē]) *quondam filius Farualdi* (Vesi 1845: 410)
- 997 *Rodulfus* (Edition : *Redulfus*) *filius quondam Severus qui vocatur Battisigillo comes* (Vesi 1845 : 419)

- 997 *Tedeus* **Erchenfredus** *qui vocatur Ercheiuzzo* (< *Erkan-iuzzo „kleiner Erkanfrid“) *filius quondam Erchenfridi* (id.)
- 998 *Paulus et* **Hubertus** *atque Almenfredo germani, filii quondam Romanus consul* (Vesi 1845 : 427)

Die onomastisch gemischten romano-germanischen Filiationen zeigen, wie Akkulturation über das Namensystem in die Familien Einzug hält, und wie wohl sehr oft die Einheirat einer germanischen Namenträgerin bzw. eines Namenträgers diese Prozesse trägt. Dies wird auch gestützt durch eine beachtliche Anzahl von Ehen zwischen Personen, die Namen unterschiedlicher Provenienz tragen; hier nur wenige (vgl. o. S. 113ff.)

- 846/50 Osimo *Iohannes dux et* **Ottiperga** *iugalis* (CB 1985 : not. 125)
- ± 860 Montefeltro *Honestus gloriosus dux et* **Rodelinda** *[d]uc[a]rissa iugalis* (CB 1985 : not. 183)
- 889/98 Rimini **Picardus** *et Cristoduli iugalis* (CB 1985 : not. 77)
- 9./10. Jh. Senigallia *Savinus et* **Rodelinda** *iugalis* (CB 1985: not. 81)
- 9./10. Jh. Rimini **Giso** und *Campana iugalis* (CB 1985: not. 19)
- 9./10. Jh. Rimini *Lupicinus agellarius* („Kleinbauer“) *et* **Ratilda** *iugalis* (CB 1985: not. 58)
- 898/904 Osimo *Urso et* **Rotruda** *iugalis* (CB 1985 : not. 116)
- 909 Faenza *Dominicus qui vocatur de Adriano et* **Adae** *iugalis* (CRa I 1999 : Nr. 13)
- 917 Rimini *Leo humilis dux et* **Rotruda** *magnifica femina iugalis* (Tarlazzi 1884 : Nr. 5; CRa I 1999 : Nr. 27; vgl. Nr. 34, 36)
- 944 Rimini *Dominicus (et)* **Adeltrudhe/Athaltrudha** *iugalis* (CRa I 1999 : Nr. 53)
- 948 Ancona *nobili viro Maurino et* **Adelberga** *clarissima femina iugalis* (CRa I 1999 : Nr. 60)
- 950 Montefeltro *prudenti viro Leo filio Urso duci et* **Odeltruda** *nobilissima matrona iugalis* (CRa I 1999 : Nr. 67/68)
- 955 Montefeltro *Urso de Marino et* **Albesinda** *iugalis* (CB 1985 : not. 181; App. II Nr. 14; CRa I : Nr. 83)
- 955 *Stefanus qui vocatur Castaldio et* **Sigilinda** *iugali* (Vesi 1845 : 223)
- 967 **Gosberto** *et Petronia iugalis*; anscheinend auch Erbin einer *Ingelrada*, wohl einer *comitissa* (CB 1985: App. II Nr. 1)
- 973 *Petrus Dei gratia dux et comes filius quondam Severi comite presente et placente simulque consentiente* **Actia** *illustrissima comitissa iugali ...* (Vesi 1845 : 316)

- 978 *nobili [v]iro Gallio et Gisa clarisma femina iugalis ...* (CB 1985 : App. III Nr. 4)
- 971/83 Pesaro *Teotgaldō et Maria iugale sua ...* (CB 1985: App. III Nr. 21)

Die Verbindungen zwischen Trägerinnen bzw. Trägern germanischer Namen (mit hohen Anteilen bei den Ehefrauen) und Trägern romanischer Namen beginnen bezeichnenderweise, zumindest im Umland oder in den Marken, bereits früh im 9. Jahrhundert, also mit der Ausdehnung der fränkischen Herrschaft auf die ehemals byzantinischen Gebiete.

Es sei darauf aufmerksam gemacht, dass Personen mit germanischen PN auffällig häufig im Umkreis Ravennas an Kastellen und Burgen engagiert sind: a. 927/71 ist im Territorium von Osimo die Rede von einem *castellum quod fuit de Hubaldo et Hermenaldo* (CB 1985: not. 160). Vor a. 980 befand sich dieser *Ubaldu*s (< *Hug-bald*-) im Konflikt mit dem Erzbischof von Ravenna über das *castrum qui vocatur Ubaldi*, wobei der Namengeber wohl der gleichnamige *genitor* des hier erwähnten *Hugbald* war (CB 1985: App. III Nr. 9). Der oben erwähnte *Hermenald* (< *Ermen-(w)ald*) wird als *Ermenaldo* zusammen mit seinem Bruder *Arnusto* a. 898/900 mit einer nahegelegenen *massa* belehnt, deren Geschichte sich bis 971/83 weiterverfolgen lässt und nur mit Trägern germanischer PN verbunden ist (CB not. 161; vgl. not. 123). Es ist wohl die gleiche Burg, die a. 927/71 in einer *petitio* des *Ermenaldus genera Francorum* als *castellum* q.v. *de Ernesto* benannt wird (CB 1985: not. 124). Mit der Familie des *Rambertus dux* und seines Vaters *Lambertus comes*, residierend in Ravenna im *Turre maiore*, sind a. ± 950 verbunden außerhalb der Metropole das *Castello Bertinoro* und das *Castello Cesubeo* zwischen Forlì und Cesena nahe der Via Emilia (Vesi 1845: 200). *Imelperga religiosa ancilla Dei* ist um diese Zeit (10. Jh.) *habitatrice in Castello Felicitatis* zwischen Cesena und Ravenna (CB 1985: not. 54). Im Jahre 978 wird erwähnt als abhängig von Ravenna, versehen mit einer kreisförmigen Gemarkung, ein *castello quod est edificatum in Monte Sentino qui Offania vocatur quem tenet Stephanus et Rodulfo*, d.i. Offagna nw. Osimo (CB 1985: App. III Nr. 8). Alle fünf Kastelle, die in den Ravennater Dokumenten erwähnt werden, stehen in Verbindung mit Trägern germanischer PN. Das wird bedeuten, dass die Kastellorganisation im Einfluss- und Besitzbereich von Ravenna eines der Instrumente war, mit dem die neuen Gruppen Fuß fassten.

3. Die romanischen und germanischen Zweitnamen

Die Nachbenennungen nach den Eltern nehmen im 10. Jahrhundert beachtlich zu, und das vor allem im Bereich der hochfrequenten romanischen Namen.

Dies hat auch zur Folge, dass die nähere Identifizierung einer Person durch Angabe des Elternnamens, durch Herkunftsort, durch Beruf und Stand und schließlich durch Zweit- oder Beinamen häufiger wird. Besonders diese Klasse neuer *cognomina* würde eine eigene Studie verdienen, kann hier aber ebenfalls nur in wenigen Exemplaren angeführt werden, die bis ins 9. Jahrhundert zurückreichen:

- 834/46 *Martini qui vocatur Piroitulo* bzw. *Martini Pirocti* (wohl zu griech. *pyrrôtēs* „rotfarben, bronzefarben“) ... (CB 1985: not. Nr. 69)
- 850/59 *Carvitalis Trigintafascio* und *Marinus Tregintafascio* („Dreißigbündel“) (CRa 2006: Nr. 19), dazu *Iohannes Pitulo* („der Kleine“), *Natale qui vocatur Vaccolario* („Kuhhirte“) und *Leo Dicomolex*, alles Bürger von Comacchio
- 870 *Iohannes qui vocatur Magusculo* („der etwas Größere“) ... (CRa 2006: Nr. 25)
- 885 *Urso qui vocatur Pittulo* („der Kleine“) ... (Vesi 1845: 123)
- 893 *Constantino Blanco* („der Weiße“) ... (Vesi 1845: 140)
- 896 *Leo qui vocatur Albo* ... (CRa 2006: Nr. 54)
- 901 *Petrus vir clarissimus filius quondam Gregorius qui vocatur Squilla* („Glocke“) und *Gregorius vir clarissimus filio Iohannes qui vocatur Barbuto* („der Behelnte“) (CRa I 1999: Nr. 2)
- 907 *Ursus qui vocatur Barbalongo* („Langbart“), ein *colonus* (CRa I 1999 : Nr. 7)
- 915 Imola *Martinus qui vocatur Pitulus* („der Kleine“) (CRa I 1999 : Nr. 26)
- 919 *Vitalis qui vocatur Curto* („der Kurze“), ein *colonus* (CRa I 1999 : Nr. 31)
- 927/71 *Leo Mamolo* („Püppchen, Mamma-Sohn“) ... (CB 1985: App. III, Nr. 20; a. 963 *Leo Mamolo*, ebenso a. 972 und a. 986 (CRa II 2002: Nr. 113, 162; III: Nr. 92)
- 927/71 *Urso et Iohanne germani qui vocantur Aquaviuli* („Wassergänger?“) ... (CB 1985: not. Nr. 68)
- 944 *Maria qui vocatur Quertia* („die Eiche“) (CRa I 1999 : Nr. 53)
- 947 *Martino qui vocatur Castaldio* ... (Vesi 1845: 195)
- 949 *Dominicus qui vocatur Scotto* („der Gebrannte“) *presbiter et cantor* (CRa I 1999 : Nr. 62)
- 950 *Andreas qui vocatur Bono* ... (Vesi 1845: 206)
- 953 *Marinus qui vocatur Bonizo capitulario Schole Negociatorum* ... (Vesi 1845: 212)

- 954 *Vitus negociator qui vocatur **Battifolle*** („Walk-Maschine“) (CRa I 1999: Nr. 77)
- 955 *Leo **Extralumini** ...* (CRa I 1999: Nr. 82)
- 962 *Johannes qui vocatur **Vacario*** („Kuhhirte“) ... (Vesi 1845: 262)
- 964 u.ö. *Dominicus **Divini Luminis*** („vom Göttlichen Licht“) *tabellio* (CRa II 2002: Nr. 114)
- 967 *Johannes **Navicula*** („Weihrauchfass“) (CRa II 2002: Nr. 134)
- 973 *Andreas qui vocatur **Turco** ...* (Vesi 1845 : 321)
- 973 *Martinus qui vocatur **Perdilupum*** („Vernichte den Wolf“) (CRa II 2002: Nr. 179)
- 977 *Dominicus qui vocatur **Bestiolo*** („Tierlein“) (CRa III 2002 : Nr. 196)
- 977 *Johannes qui vocatur **Buccaluvio*** („Wolfsschnauze“) und Verwandter *Sergio qui vocatur **Buccaluvio*** (CRa III 2002: Nr. 201)
- 977 *Johanne **Cantamissa*** („Sing die Messe“) ... (CRa III 2002 : Nr. 195)
- 978 *Dominico qui vocatur **Benibono*** („Gut, gut“) ... (CRa 2002, III, Nr.206)
- 978 ... *heredes quondam Bario **Bibiaqua*** („Trinkwasser“) ... (CRa III 2002 : Nr. 206)
- 978 *Paulus vir classissimus filius Romanus qui vocatur **Romizo*** (hypokoristisch < *Rom-itio* „kleiner Romanus“) (Vesi 1845: 383)
- 982 *Dominicus negotiatur qui vocatur **Vulpio*** („Fuchs“) ... (CRa III 2002: Nr. 225)
- 983 *Johannes consul qui vocatur **Pava*** („Pfau“?) ... (Vesi 1845: 392f.)
- 983 *Leo **Zoppo*** („der Hinker“) ... (ib.)
- 983 *Dominico **Tornafoglia*** („Wend das Blatt“) ... (ib.)
- 983 *Bonizo **Tenca*** (nach *tinca, tenca*, einer Fischart) ... (ib.)
- 985 *Dominico qui vocatur **Guerra*** („Streit“), ein *colonus* (CRa III 2002: Nr. 234)
- 988 *Martinus **Guardabovi*** („Bewach den Ochsen“) (CRa III : Nr. 240)
- 992 *Johannis dux et Maria magna femina quae vocatur **Marocia*** (hypokoristisch < **Mar-uccia*) *jugalis* ... (CRa III 2002 : Nr. 255)
- 996 *Andreas dativus qui vocatur **Hutilis*** („der Nützliche“) ... (Vesi 1845: 410)
- 997 *Rodulfus filius quondam Severus qui vocatur **Battisigillo*** („Schlag das Siegel“) ... (Vesi 1845: 419)
- 998 *Johannes **Tjanella*** (hypokoristisch zu *Tjan, Cian* ‚Johannes‘) (CRa III 2002: Nr. 274)
- saec. X ec. *Sergio qui vocatur **Caro*** („der Liebe“) ... (CB 1985: App. III, Nr. 6; ib.: not. 90)

- saec. X ex. *Martinus agellarius qui vocatur Gallato* („der Überhebliche“) ... (CB 1985: not. III)

Die allmähliche Verschmelzung des onomastischen und damit auch des Identitätsbewusstseins der einheimischen, lateinisch-griechisch geprägten Schichten mit denen aus dem langobardisch-fränkischen *regnum Italiae* zeigt sich besonders deutlich an der Wahl von Zweitnamen, wenn jene aus einer anderen Sprachwelt genommen werden, auch wenn man nicht damit rechnen darf, dass die nichtromanischen Sprachen zu diesem Zeitpunkt noch wirklich gesprochen wurden (vgl. Haubrichs 2009: 221 zu einem bereits a. 752 in Sovana aufscheinenden *Arnifrid* mit dem romanischen *supernomen Arn-ucci-olo*; auch Haubrichs 2010: 187):

- a. 927 Montefeltro *Martinus qui Heldebrando et Grimuala* (CRa I 1999: Nr. 37)
- a. 943 Forlimpopoli *nobili viro Severus qui vocatur Sigizo* und *Petrus qui vocatur Teucio negociator* u.ö. (CRa I 1999 : Nr. 51; vgl. CRa II 2002: Nr. 151, 178)
- a. 955 Synodalteilnehmer *Guinigisus qui vocatur Guinico* (rom. Hybridname **Win-itia*) (CRa I 1999: Nr. 86)
- a. 956 Cesena *Argentia qui vocatur Grimiza* (rom. Hybridname **Grim-itia*) (CRa I 1999: Nr. 87)
- a. 957 *Benedictus qui vocatur Beroaldo* (Vesi 1845: 239)
- a. 957 *Emengarda qui vocatur Erminza* (rom. Kurzname *Ermin-itia nobilis (clarissima) femina*) (CRa I 1999: Nr. 90)
- a. 960 *Petrus qui vocatur Teucio* (< **Theudio* zu germ. **Theuda-* ‚Volk‘) (CB 1985: App. II Nr. 8)
- a. 962 *Johannes qui vocatur Attius* (zum germ. PN *Hatto*) *de Vigo et Paulus filio suo* (Vesi 1845 : 263)
- a. 962 *Johannes qui vocatur Sceufa* (zu germ. **skeuba-* ‚schieben‘) u.ö. (Vesi 1845: 263)
- a. 972 *nobili viro Cerrito qui vocatur Rodelandus* (CB 1985 : App. III Nr. 1)
- a. 980 *Ubalduus qui vocatur Barocco* („Tölpel“) (CB 1985 : App. III Nr. 9)
- a. 981 *Gumperto* ... [qui vocatur] *Teucio*, Bruder eines *Johannes*, Sohn eines *Rodalendo* (Vesi 1845 : 375)
- a. 981 *Adelbertus filius Aimeradi qui vocatur Domnellus* (< *Domin-ellus* ‚kleiner Herr‘) (CB 1985: App. III Nr. 5)

- a. 982 *Ingelrada nobilis matrona qui vocatur Ingiza* (rom. Kurzname *Ing-itia*) u.ö. (Vesi 1845: 377; vgl. CRa III 2002: Nr. 224, 255, 261)
- a. 984 *Guinibaldo* (romanisiertes *Wini-bald-*) ... *qui vocatur Guinizo* (rom. Kurzname *Win-itia*) (Vesi 1845: 396f.)
- a. 986 *Agata qui vocatur Burga* (zu germ. **burga-* ‚Berge, Schutz‘) (Vesi 1845: 398)
- a. 997 *Tedeus Erchenfredus qui vocatur Erchejuzzo* („kleiner Erchenfrid“, rom. Kurzname mit hypokoristischem Suffix *-ucio*), Sohn eines *Erchenfredus* (Vesi 1845: 419)
- a. 998 *Dominicus qui vocatur Teucio* (*Theudio* zu germ. **Theuda-* ‚Volk‘) ... *tabellio* (Vesi 1845: 427)

Es ist bezeichnend, dass dieser hybride, bikulturelle Namenbrauch erst in der letzten Phase unserer Untersuchungszeit an Bedeutung gewinnt.

4. Hybridnamen

Ähnlich sieht es mit den hybriden Namenkompositionen aus, die typischerweise in Endphasen von Sprachen- und Kulturkontakten vorkommen, so etwa in der Langobardia im 8. Jahrhundert (Francovich Onesti 2002: 1149; 2010: 76-81, 95f.; Haubrichs 2004; 2010: 187f.).

Es gibt zwei Typen: 1) Die romano-germanischen Hybridformen: sie folgen den Regeln der germanischen Kompositon und der germanischen bi-thematischen Namen. Das Erstelement stammt aus einem romanischen PN, das Zweitelement ist germanischer Herkunft. Dieser Typ ist in Ravenna extrem selten. Es finden sich nur 5 Exemplare: a. 889/98 *Lupu-vara* (aus lat. *lupus* und germ. **wara-* ‚Schutz‘) (CB 1985: not. 141); a. 947 *Leonardus filius condam Leonardus* (aus rom. *leone* und germ. **hardu-* ‚strong‘) (Vesi 1845: 195); 957 *Bone-senda colona* < lat. *bona* + romanisiert *-senda* < germ. **swinþa-* ‚strong‘ (CRa II 2002: Nr. 91); a. 966 in Ferrara Priester *Petroperus* (aus *Petrus* und germ. **bero* ‚Bär‘, wegen [b] > [p] sicherlich langobardischer Import (Vesi 1845: 291); a. 971 *Boniverga colona* < lat. *bona* + romanisiert *-verga* < germ. **-berga-* ‚Schutz‘ (CRa II 2002: Nr. 155).

Zahlreicher sind germano-romanische Hybridnamen, in denen an ein germanisches Erstelement nach romanischer Weise ein zumeist hypokoristisches Suffix (*-isia*; *-ino*; *-ichia*; *-itio*, *-a*; *ellus*, *-a*, *-ucius*; *-aci*) tritt. Einige haben wir mit *Guin-izo*, *Ing-iza*, *Ermin-iza*, *Grim-iza*, *Win-ico* und *Erchejuzzo* < *-uccio* schon bei den Doppelnamen kennengelernt:

- 889/98 *Gualdesia* < germ. **Wald(a)-* (‘herrschen’) + *-esia* (CB 1985: not. 98)
- 903 *Amizo* < germ. **Ama-* ‘eifrig’ + *-itio* (Vesi 1845: 152)
- 903 *Regizo* < germ. **Rag-* (mit ahd. Umlaut?) + *-itio* (ib.)
- 922 Comacchio *Gregorio filio quondam Mainartino* < Vollnamen **Magin-hard-*, romanisiert *Main-ard* + *-ino* (CRa I 1999: Nr.35)
- 933 Ferrara *Iohannes et Audechia iugalis* < germ. **Auda-* ‘Reichtum’ + *-ichia* (CRa I 1999: Nr. 43)
- 950 *Imilla* < germ. **Im(a)-* + *-ella* (Vesi 1845: 201)
- 952 *Guidello* < germ. **Wid(u)-*, ‘Wald’ + *-ellus* (Vesi 1845: 209)
- 961 *Eldulzi nobilis vir* < germ. **Hild(i)-* ‘Kampf’ + *-itio* (Vesi 1845: 260)
- 963 *Ermiza* < germ. **Erm-*, ‘groß, erhaben’ (CRa II 2002: Nr. 112)
- 970 *Ingelramo* q.v. *Ingizo* < germ. *Ing(el)-* + *-itio* (Vesi 1845: 301)
- 970 *Imeltruda* q.v. *Imiza* < germ. *(*H*)*ilm(il)* ‘Himmel’ + *-itia* (ib.)
- 973 *Amizo* < germ. *Ama-* + *-itio* (CRa II 2002: Nr. 178)
- 974 *Nordil[l]o* < germ. **Nord-* ‘Norden’ + *ellus* (CB 1985: not. 113; CRa II 2002: Nr. 183]
- 974 *Ugizo* < germ. **Huga-* + *-itio* (CRa II 2002: Nr. 186)
- 977 *Ubertellus* < germ. (*H*)*u(g)bert-* + *ellus* (CRa III 2002 : Nr. 200)
- 978 *Gerizonis de Gipso* < germ. **Gair-* (hier mit OHG [ai] > [ê]) + *-itio* (CRa II 2002: Nr. 206)
- 981 *Inciza* < germ. **Ing-* + *-itia* (Vesi 1845: 375)
- 981 *Grimald-elli* < germ. *Grimald-* + *-ellus* und *Albertuci* < germ. *Al(a)bert* + *-ucius* (CRa III 2002: Nr. 219)
- 987 *Baldaci* < germ. **Balda-* ‘tapfer’ + graecolat. *-aci* (CRa III 2002: Nr. 239)

Mit dem Aufkommen der Hybridformen seit dem Ende des 9. Jahrhunderts ist die kulturelle Integration der neuen Gruppen in die ravennatische Gesellschaft wohl in ihre Endphase eingetreten. Wir sehen, wie sich solche Umformungen der Gesellschaft in der Transformation des Namensystems und seiner Anreicherung mit neuen Elementen vielfältig und differenziert abbildet.

Quellen

CB = Rabotti, Giuseppe (Hrsg.) (1985): *Breviarium Ecclesiae Ravennatis* (Codice Bavaro) secoli VII-X (= *Fonti per la Storia d'Italia* pubblicate dall' Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, Bd. 110). Roma.

- CRa I = Benericetti, Ruggero (Hrsg.) (1999): Le carte del decimo secolo nell' Archivio Arcivescovile di Ravenna, Bd. I: 900-957 (= Biblioteca di 'Ravenna Studi e Ricerche' 2). Ravenna.
- CRa II/III = Benericetti, Ruggero (Hrsg.) (2002): Le carte del decimo secolo nell' Archivio Arcivescovile di Ravenna, Bd. II: 957-976; Bd. III: 976-999. Bologna.
- CRa 2006 = Benericetti, Ruggero (Hrsg.): Le carte Ravennati dei secoli ottavo e nono. Bologna/Faenza.

Literatur

- Esders, Stefan/ Haubrichs, Wolfgang (im Druck): Verwaltete Treue. Ein oberitalienisches Originalverzeichnis (breve) mit den Namen von 174 vereidigten Personen aus der Zeit Lothars I.
- Francovich Onesti, Nicoletta (1999): Vestigia longobarde in Italia (568-774). Lessico e antroponomia. Roma.
- Francovich Onesti, Nicoletta (2002): The Lombard names of Early Medieval Tuscany. In: Actas do XX Congreso Internacional de Ciencias Onomásticas. A Coruña, S. 1141-1163.
- Francovich Onesti, Nicoletta (2010): Indizi di sviluppi romanzi riflessi nelle voci germaniche e nei nomi propri. In: Filologia Germanica 2, S. 67-101.
- Haubrichs, Wolfgang (2004a): Romano-germanische Hybridnamen des frühen Mittelalters nördlich der Alpen. In: Hägermann, Dieter/ Haubrichs, Wolfgang/ Jarnut, Jörg (Hrsg.): Akkulturation. Probleme einer germanisch-romanischen Kultursynthese in Spätantike und frühem Mittelalter. Berlin/New York, S. 179-203.
- Haubrichs, Wolfgang (2004b) : Identität und Name. Akkulturationsvorgänge in Namen und die Traditionsgesellschaften des frühen Mittelalters. In: Pohl, Walter (Hrsg.): Die Suche nach den Ursprüngen. Von der Bedeutung des frühen Mittelalters. Wien, S. 85-105.
- Haubrichs, Wolfgang (2005): Amalgamierung und Identität – Langobardische Personennamen in Mythos und Herrschaft. In: Pohl, Walter/ Erhard, Peter (Hrsg.): Die Langobarden. Herrschaft und Identität. Wien, S. 67-99.
- Haubrichs, Wolfgang (2009): Langobardic Personal Names. Given Names and Name-Giving among the Langobards. In: Ausenda, Giorgio/ Delogu, Paolo/ Wickham, Chris (Hrsg.): The Langobards before the Frankish Conquest. An Ethnographic Perspective. Woodbridge, S. 195-236.
- Haubrichs, Wolfgang (2010): Sprache und Schriftlichkeit im langobardischen Italien – Das Zeugnis von Namen, Wörtern und Entlehnungen. In: Filologia Germanica 2, S. 133-201.
- Haubrichs, Wolfgang (2012): Differenz und Identität – Sprache als Instrument der Kommunikation und der Gruppenbildung im frühen Mittelalter. In: Pohl, Walter/ Zeller, Bernhard (Hrsg.): Sprache und Identität im frühen Mittelalter. Wien, S. 23-38.
- Haubrichs, Wolfgang (2014): Typen der anthroponymischen Indikation von Verwandtschaft bei den ‚germanischen‘ gentes. Traditionen – Innovationen – Differenzen. In:

- Patzoldt, Steffen/ Ubl, Karl (Hrsg.): *Verwandtschaft, Name und soziale Ordnung* (300-1000). Berlin/New York.
- Lazard, Sylvaine (1974): *Tradition ancienne et influence chrétienne dans l'anthroponymie Ravennate du Xe siècle*. In : *Actes du 99e Congrès National des Sociétés Savantes, Besançon, Philologie et Histoire*, Bd. 1, S. 445-454.
- Lazard, Sylvaine (1978) : *Evènements historiques et anthroponymie à Rimini de la fin du VIIe au milieu du Xe siècle*. In : *Onoma* 22, S. 1-15.
- Lazard, Sylvaine (1985): *Studio onomastico del 'Breviarium'*. In: *Ricerche e Studi sul 'Breviarium Ecclesiae Ravennatis' (Codice Bavaro)* (= Istituto Storico Italiano per il Medio Evo, *Studi storici* 148-149). Roma, S. 33-61.
- Tarlazzi, Antonio (1884): *Appendice ai monumenti Ravennati dei secolo di mezzo del Conte Marco Fantuzzi*. Ravenna.
- Vesi, Antonio (1845): *Documenti editi e inediti che servono ad illustrare la Storia di Romagna*, Bd. 1. Bologna.



Verlobungsbriefe damals

Margot Heinemann (Leipzig)

1. Zur Einführung

Józef Wiktorowicz geht davon aus, dass veränderte soziale Bedingungen auch unsere Denkprozesse verändern/beeinflussen, da „das sprachliche Weltbild, das in den Texten zutage tritt, Wandlungen unterworfen ist“ (Wiktorowicz 2010: 146). Dies wiederum führt zu Veränderungen der sozialen Strukturen und damit auch zur Veränderung der Mentalität sozialer Gruppen, u. a. ablesbar am Verhältnis zwischen Mann und Frau und deren Stellung in der Gesellschaft. Der Mann galt als das Familienoberhaupt mit den Eigenschaften weise, vernünftig, verständig, redlich und rechtschaffen. Die Frau sollte hübsch, artig, liebenswürdig, treu und dankbar sein (vgl. Wiktorowicz 2010). Diese Grundeinstellung gegenüber dem anderen Geschlecht zieht als eine Mischung aus Liebe, Verehrung und Ergebenheit durch alle vorliegenden Verlobungsbriefe, teilweise auch Brautbriefe genannt – je nach Einstellung der Herausgeber –, denn dieser Briefverkehr war das festigende Band zwischen den Liebenden, besonders wenn der Verbindung Steine in den Weg gelegt wurden oder äußere Umstände entgegenstanden, etwa die wirtschaftliche Situation des Mannes, ein anderer Protegé der Eltern oder räumliche Entfernungen, häufig von den Eltern organisiert, so dass nur noch heimliche Briefkontakte möglich waren, teilweise von Freunden und Verwandten unterstützt oder auch verhindert. Diese selten erhaltenen Briefwechsel zwischen den zukünftigen Brautleuten geben einen wichtigen Einblick in die Veränderungen des bürgerlichen Wertesystems im 19. Jahrhundert. Das 18. Jahrhundert ist dagegen als Jahrhundert des Briefes in die Historie eingegangen: „Der vielbeschworene Mischcharakter von Briefen an der Schnittstelle zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, zwischen historischer Quelle und Artefakt, zwischen Adressierung und Selbstbezüglichkeit, zwischen manifester Materialität und vom Schreiben gelöster Botschaft ermöglicht es, Fragen ... zu stellen“ (Briefe um 1800 – Zur Medialität von Generationen, Konferenzankündigung Berlin, 24.1.2013).

Es ist nun zu fragen, wie es zu dieser Briefschreibeeuphorie gekommen ist. Dazu ein kurzer Rückblick auf die Textsorte/das Textmuster/die Kommunikationsform ‚Brief‘. Wiktorowicz stellt fest, dass ‚Brief‘ ursprünglich die Bezeichnung für ‚Urkunde‘ war (vgl. Wiktorowicz 2011: 165) mit der der Schuldner seine Schuld bestätigt und eine Frist für die Rückzahlung angibt, so dass aus dem ‚Schuldbrief‘ aus der Sicht des Verkäufers ein ‚Mahnbrief‘ wurde (ebenda, 166). Das Gutachten des Sachverständigen sei formal eine Urkunde, im Stadtbuch erscheine dann quasi eine Kopie eines Originalschreibens (vgl. Wiktorowicz 2011: 151). Diese Konstellation führe zu Text-Allianzen zwischen Protokoll und Schuldbrief, wodurch die ursprüngliche Bedeutung der Textsorte ‚Brief‘ aufgehoben wird in einer deklarativen Textsorte einer 3. Person, dem Stadtschreiber bzw. Kanzlisten (ebenda, 171). Wir wissen, „dass der Stadtschreiber die Aufgabe hatte, die Schaffung neuer institutioneller Tatsachen schriftlich zu fixieren“ (Wiktorowicz 2011: 140).

Ähnlich argumentiert Ziegler (2003), dass die Stadtschreiber aufgrund ihrer juristischen Verantwortung oft in Personalunion als Notare und Stadt- bzw. Ratsschreiber „durch Eid und Vertrag an den Stadtrat gebunden“ einen sozialen Aufstieg „vom Schreiber zum geachteten Fachmann“ durchlaufen konnten (Ziegler 2003: 198/199). Sie gaben durch Briefsteller und Formularbücher Vorgaben für „das korrekte Verfassen von Urkunden, Briefen und anderem städtischen Schrifttum“ (ebenda, 205). Dabei werden ‚Urkunde‘ und ‚Brief‘ als Einheit angesehen „stehen doch beide Textklassen in einem engen historisch bedingten Verhältnis zueinander“ (ebenda, 266) und werden beide „von einem Schreiber im Auftrag verfertigt“ (ebenda, 268) und sind demzufolge ähnlich in der Form bis hin zur Formengleichheit.

In den Anfängen war die städtische Kanzleisprache „noch sehr stark lokal und regional gebunden“ (Ziegler 2003: 89). Metzler (1987) geht davon aus, dass in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts zwischen der lateinischen Kodifizierung und der entsprechenden Kanzleisprache durch den wachsenden Einfluss der Alltagssprache eine Veränderung der Formen eintritt. Die Kanzleiprägung von Briefen sei noch erkennbar, aber nicht mehr prägend (vgl. Metzler 1987: 64). Deswegen ist es nachvollziehbar, dass in den städtischen Kanzleien ‚Brief‘ und ‚Urkunde‘ z. T. als Beweismittel synonym verwendet wurden, was aus meiner Sicht in so unterschiedlichen Benennungen wie ‚Kaperbrief‘, ‚Schutzbrief‘, ‚Frachtbrief‘ den Status von Dokumenten belegt und bis heute erhalten ist. Auch heute noch gelten Briefe (besonders handschriftlich verfasste) als Beweismittel im Sinne von Urkunden. Allerdings ist diese Doppeldeutigkeit, diese gegenseitige Übernahme von ‚Brief‘ und ‚Urkunde‘ in vielen Benennungen erhalten geblieben (bei Mater findet man über 100 Beispiele mit dem Grundwort ‚Brief‘). Bei anderen ist der Charakter eines

„Briefes“ als Sendschreiben eher erhalten, z. B. Dankbrief, Eilbrief, Feldbrief, Liebesbrief usw.

Festzuhalten ist, dass die Textform (nicht die Textsorte) ‚Brief‘ schriftlich, zeitversetzt zwischen Produktion und Rezeption kommunikativ verifizierbar ist. Wiktorowicz (2011: 128) findet auch (wie schon vorher Gaberell und andere) keinen Sinn in einer Klassifikation historischer Textsorten, sofern man davon überhaupt schon sprechen kann. Einen Grund sieht er darin, dass Texte nicht vorrangig informativ sind, sondern Ausdruck sozialen Handelns (was sicher auch Informationshandlungen einschließt), aber eine soziale Handlung voraussetzt, die schriftlich fixiert wird. „Wenn man das Sprechen und Schreiben als eine Art soziale Handlung auffasst, dann müssen die Textsorten von diesem Standpunkt aus als Vollzug bestimmter Typen sozialer Handlungen verstanden werden“ (vgl. Wiktorowicz 2011: 156). Das heißt auch, dass Veränderungen der sozialen Strukturen zu Veränderungen in den Wissenssystemen führen und damit auch zur Veränderung der Mentalität sozialer Gruppen, was wiederum zum Wandel sprachlicher Weltbilder beiträgt, nicht zuletzt zu Familienstrukturen und zum Verhältnis zwischen den Geschlechtern. Demnach sei also Textsortengeschichte Sozialgeschichte: „Bestimmte sozial relevante Handlungen werden allmählich zu konventionellen sprachlichen Handlungen (vgl. Wiktorowicz 2011: 129). Daraus kann man auch ableiten, dass in den entsprechenden Stadtbüchern zuerst Textsorten auftauchen, die solche sozialen Handlungen in bestimmten Situationen sprachlich festhalten.

Texte der Stadtkanzleien – so kann man schlussfolgern – haben auch eine informierende Funktion, um neue Tatsachen (etwa in Rechtsstreitigkeiten) amtlich zu belegen, etwa im Falle von Testamenten, die erst im Todesfalle zu einem Rechtsfall werden und aus den vorliegenden Akten nach Recht und Gesetz entschieden werden.

2. Verlobungsbriefe

Verlobungsbriefe sind intimste Privatbriefe, weil sie Stärken und Schwächen der Partner ausloten müssen und partnerschaftliche Liebesbeziehungen entwickeln sollten, die auch bei Trennungen Bestand haben. Belastungen wie in den vorliegenden Briefen sind teilweise extrem und fordern die Standfestigkeit der Partner heraus oder sie zerbrechen daran. Andererseits haben Verlobungsbriefe auch etwas von der ursprünglichen Textsorte ‚Urkunde‘ erhalten, weil sie ein Versprechen beinhalten, das juristisch kaum einklagbar ist, aber bei Nichteinhaltung Familien zerstören konnte.

Im 19. Jahrhundert scheint sich der Urkundencharakter von Verlobungsbriefen abzuschwächen, da Eltern oft selbst an der Auflösung einer Verlobung

interessiert waren, vor allem aus Standesdünkel oder aus wirtschaftlichen Interessen. Die Verlobungsbriefe geben damit auch einen tiefen Einblick in die Prämissen der bürgerlichen Gesellschaft.

Man kann bei der Textsorte ‚Brief‘ – und mit Abstrichen – auch bei der Textsorte ‚Urkunde‘ von Textsorten-Artefakten ausgehen, die sich den historischen Gegebenheiten und Notwendigkeiten sprachlich anpassten und den sich schnell entwickelnden Geschäfts- und Schreibgewohnheiten nur neue Konzepte lieferten, die einfach „zur Hand“ waren und durch Kompositabildung in den Sprachschatz übernommen wurden, gefördert – oder im Einzelfall auch unterdrückt – durch die Zugehörigkeit zu bestimmten Handlungsbereichen (vgl. Ermert 1979: 67).

Verlobungsbriefe sind nicht nur Zeugnisse privater Liebesbeziehungen, sondern sie geben Einblick in sehr intime Beziehungen, Schwächen oder auch Verfehlungen, denn Verlobungsbriefe haben fast bis ins 20. Jahrhundert auch dokumentarischen Charakter, indem sie das Ehegelöbnis offiziell machen und damit für neue Beziehungen „nicht mehr zur Verfügung stehen“. Wurden diese Ehegelübde nicht umgesetzt (vgl. Brahms Verlobung mit Agathe von Siebold 1858) konnte man neuere Liebesbeziehungen und/oder öffentliche Diskretisierung eines Partners vermuten, was im Extremfall auch zum gesellschaftlichen Ausschluss führen konnte. Im positiven Sinne begann mit der Verlobung ein neuer Lebensabschnitt für beide Familien, die ein neues Familienmitglied bekamen, aber auch eins an eine andere Familie „verloren“, wodurch sich in den oft kinderreichen bürgerlichen Familien neue Allianzen ergaben, die ausgiebig besprochen werden mussten. Verlobung und Heirat waren Familienangelegenheiten, da es nicht selten auch um den Erhalt und möglichst auch um Förderung des Familienbesitzes ging und damit auch der Steigerung des bürgerlichen Ansehens

Es ist verständlich, dass es dafür einen regen Briefverkehr zwischen den einzelnen Beteiligten gab, in dem vieles besprochen und geklärt werden musste. Briefsteller hatten Hochkonjunktur (vgl. Ettl 1984) und gehörten in jeden bürgerlichen Haushalt. Angemessene Briefe schreiben zu können gehörte zur Kultur des gebildeten Bürgertums und wurde nicht nur als Pflicht verstanden, sondern als vergnüglicher Austausch von Erlebnissen und Gedanken, an denen andere teilhaben sollten, oder auch, weniger vergnüglich, um Sorgen und Kummer nicht allein tragen zu müssen. Briefe dienten auch dazu, sich selbst ins rechte Licht zu setzen und möglichst keine Fehler zu machen, wobei Anreden, Grußformeln, Höflichkeitsfloskeln eine wichtige Rolle spielten. Dazu ein Beispiel:

Teuerstes Fräulein Alma! Verzeihen Sie, verehrtes Fräulein, wenn ich Ihnen hiermit schreibe, was Ihnen mündlich zu gestehen ich nicht den Mut habe. Seit ich Sie kenne, fühle ich

für Sie eine reine, herzliche Zuneigung, die sich noch bedeutend verstärkte und in Liebe verwandelte, seit ich durch den Zutritt zu Ihrem Familienkreise Gelegenheit hatte, Sie näher kennen zu lernen. Die Hoffnung, daß Sie mir nicht ganz abgeneigt sind, ermutigt mich, Ihnen das zu schreiben. Sie würden mich unendlich glücklich machen, wenn Sie sich entschließen könnten, meinem Lebenswunsche zu entsprechen. Einen recht baldigen und hoffentlich zusagenden Bescheid erwartet mit der Versicherung der größten Hochachtung und Ergebenheit

Ihr...

(vgl. Der praktische Universal- Ratgeber des täglichen Lebens, 1904, S. 471)

Die hier aufgeführten Originaltexte weichen allerdings von den Briefstellern deutlich ab. Sie sind Zeugen des bürgerlichen Familienlebens im 19. Jahrhundert, aus denen nicht nur Glück und Freude spricht, sondern auch Sorgen und Kummer.

In einem seltenen Fundstück haben wir ein Beispiel für den Fall, dass sich auch Großeltern um das Glück der Enkelin sorgten und zugleich Hinweise dafür gaben, wie sich die neue Familie bitte zum Gefallen der Großeltern und deren bürgerlicher Reputation verhalten möge. Es ist nicht mehr nachzuvollziehen, ob der Großvater ein ‚Recht‘ dazu hatte, allerdings richtet er im Dezember 1890 an den zukünftigen Schwiegervater seiner Enkelin einen freundlichen Brief mit kleinen Hinweisen, was er in der neuen verwandtschaftlichen Beziehung für angemessen hält (vgl. Großelternreport 20.12.2006):

Geehrter Herr Seifert, sehr überrascht haben wir durch Ihre freundliche Mitteilung (erfahren), dass unsere Enkelin Luise (Ihnen) ihr Zutrauen geschenkt hat... Wir wünschen..., dass der Bund durch Gottes Gnade beschlossen (wird) und geben durch innigliche Liebe unseren Großelsterlichen Segen dazu. Es wäre angenehm gewesen... so viel Zeit gehabt hätten, uns besuchen zu können...

Dieser Brief – eher ein indirekter Verlobungsbrief – zeugt von einer engen Familienbindung, bei der sich der Großvater als denkbare Familienoberhaupt für das Glück der Enkelin verantwortlich zeigt und sich nicht scheut, mit ruhigem Selbstbewusstsein, die zukünftigen Verwandten zu mahnen.

3. Sigmund Freud und Martha Bernays

Ganz anders wirkt der familiäre Hintergrund in den Verlobungs- bzw. Brautbriefen zwischen Siegmund Freud (geb. 1856 als Sohn aus der dritten Ehe seines Vaters) und Martha Bernays (geb. 1861) (vgl. Die Brautbriefe 2011). Beide Verlobte haben sich bei Treffen zwischen den beiden kinderreichen Familien

kennen- und auch sehr schnell lieben gelernt, was niemand wissen sollte. Die Heimlichkeit war angebracht, denn eine Hochzeit stand noch in weiter Ferne – Freud als junger aufstrebender Arzt, aber ohne feste Anstellung und nur mit kläglichem Einkommen war nicht in der Lage, eine Familie zu gründen und wurde deshalb von der Familie Bernays nicht als zukünftiger Schwiegersohn angesehen, obwohl auch sie als jüdische Gelehrtenfamilie (der Großvater war Oberrabbiner) nur über ein schmales Einkommen verfügte.

Es ist sicher gerechtfertigt anzunehmen, dass sich zwei in aufrichtiger Liebe gefunden hatten, die sich gegenseitig brauchten und stützten. Er, der Zer-rissene, Eifersüchtige und von Selbstzweifeln geplagte und gerade aus dieser Unsicherheit heraus immer wieder zu anmaßenden Forderungen gegenüber der heimlichen Braut fähig. Sie zeigt ihm gegenüber – bis auf wenige schwere Stunden – ein bewundernswertes Selbstbewusstsein, indem sie ihn mit Scherzen, kleinen Verschen oder der Versicherung ihrer Treue zum Einlenken und zum „Bravsein“ verführt. Er reagiert auch in ihrem Sinne: *Sie verreisen, und Sie müssen sich gefallen lassen, daß ich Ihnen schreibe. Wie wir's einrichten, daß niemand davon Kenntnis erhält – zunächst des teuren Mädchens wegen und dann, weil ich als armer Mann mich dessen schämen müßte, was mir alle als schwere Unbesonnenheit auslegen würden* (15.6.1882, S. 88). Die heimliche Verlobung findet dann auch sehr schnell am 17.6.1882 statt. *Sehr geliebter Herr Dr., würden Sie es nicht auch vorziehen, sich mit der Ihnen bekannten Dame nach Tische erst ein bißchen in den Praterauen zu ergehen?* (17.6.1882, S. 89)

Das bürgerliche Grundverständnis, Kinder gehörten zu ihren Eltern und hätten sich ihren Wünschen zu beugen, zwingt vor allem Martha zum Gehorsam vor allem der Mutter gegenüber, der Vater war verarmt 1879 gestorben. Sogar als ihre Mutter sich verpflichtet fühlt, mit ihr nach Wandsbek (19.6.1882) bzw. Hamburg überzusiedeln, aus gesundheitlichen Gründen, aber auch um Martha von Freud zu trennen. Allerdings geschieht das mit Anstand und aus der berechtigten Sorge um die Tochter, die an dem mittellosen Freud festhielt, dem *die Form fehle mit Damen umzugehen* (13.7.1882, S. 197). Freud besucht Martha heimlich in Wandsbek (September 1882) und trifft sich mit ihr „im Gehölz“, darf sich aber nicht sehen lassen. Martha ist offenbar glücklich und zu Scherzen aufgelegt: *Und soll ich nun noch Punkt für Punkt auf Deine beiden Briefe eingehen wie ein gewissenhafter Geschäftsmann? Verlang das nicht von mir, Liebster, bitte, bitte* (10.7.1882, S. 182). Freud kann sein Glück kaum fassen: *Mein geliebtes Bräutchen, ... ich bin so ausschließlich, wo ich liebe* (19.6.1882, S. 94). Und sie antwortet ganz modern anmutend: *Sigi, mein Sigi!* (20.6.1882, S. 95) und zitiert ihren Lieblingsdichter Rückert *So hab ich keinen noch geliebt, So hat mich keiner noch geliebt!* (26.6.1882, S. 118). Hin und wieder kokettiert sie mit ihrem „Brautstand“: *Innigen heißen Dank, daß Du Dich in*

Gedanken so viel mit dem unbedeutenden Ding beschäftigt, das sich ‚Martha‘ nennt (24.6.1882, S. 110).

Allerdings sind die Belastungen der ständigen Heimlichkeiten zu anstrengend, um ihr Glück unbeschwert genießen zu können, besonders Freud richtet seine immer wieder aufflammende Eifersucht auf Marthas früheren Freund Fritz: *Wer darf Dich außer mir geliebtes Marthchen nennen, von seiner unendlichen Liebe zu Dir schreiben, und wer mich in Deinen Augen verächtlich machen?* (6.7.1882, S. 159).

Seine eifersüchtige Verletzlichkeit verbirgt er häufig durch Einsatz der 3. Person: *Mein Verhältnis zu Martha ist so klar und ernst, ... auch Marthchen wird sich erinnern, was wir einmal besprochen...* (6.7.1882, S. 158). Fast im gleichen Kontext kann er es nicht unterlassen, die 21jährige Martha in seinem Sinne zu erziehen: *Auch muss Marthchen nicht mehr so kategorisch reden: ‚Das darf nicht sein!‘ Marthchen ist nicht mehr die älteste Tochter, die überlegene Schwester, das vernünftige Mädchen; Marthchen ist ganz jung geworden, ein Liebchen von acht Tagen...* (23.6.1882, S. 106). In der ‚männlichen‘ Überzeugung, dass er nur das Beste für sie wolle, setzt er fort: *Die Geliebte soll doch kein Spielpüppchen werden, sondern ein guter Kamerad, der ein kluges Wort noch übrig hat, wenn der gestrenge Herr mit seiner Weisheit zu Ende ist. Und ich habe versucht, ihre Unbefangenheit zu brechen, sie daran zu gewöhnen, daß sie mit ihrem Urteile schüchtern zurückhält, bis sie des meinigen sicher ist* (24.6.1882, S. 108f.). Er festigt seinen Standpunkt: *Geh, wirf die Schwachheit von dir, lache mich recht aus, sei mein, wie ich mir’s denke* (30.6.1883, S. 478).

Es wäre verfehlt, in diesem Briefwechsel nur die Liebesbeziehung mit ihren Problemen zu sehen, vor allem seit 1883 die Verlobung öffentlich bekannt geworden ist. Beide haben Geldsorgen, Martha wird durch ihren Bruder Eli das Erbe ihres Vaters vorenthalten, sie bekommt nur kleinere Geldgeschenke zugesteckt. Freud sucht nach einer einträglichen Beschäftigung, um davon leben zu können, was als Spitalarzt kaum möglich ist, außerdem neigt er mehr und mehr zu einer wissenschaftlichen Laufbahn in seinem Wunschfach Neurologie (die Untersuchung der Gehirne Neugeborener). Später schreibt er: *Von der Wissenschaft zu scheiden ist mir schwer geworden; aber die Trennung ist längst verwunden. Ja, wenn ich auf eine Stimme hören sollte, die manchmal in mir laut wird, so ist auch diese Trennung keine endgiltige; in reiferen Jahren und mit besseren Mitteln steht mir vielleicht noch mancher Erfolg bevor* (5.8.1882, S. 254). Und so ist es dann ja auch gekommen!

Es ist bezeichnend, dass die ernsthafte und sparsame Martha beider Finanzen verwaltet und Freud immer wieder etwas zukommen lässt und kleine Freuden bereitet. Trotzdem ist die finanzielle Lage teilweise verzweifelt: *Zur Feier des ersten Tage in diesem Monat sende ich Dir zehen Mark, um Dich der*

bittersten Armut zu entreißen. Ein Teil davon gehört Dir... Mein Schüler. Von dem ich mir wenigstens silberne Berge versprochen, ist bereits abgefallen. Allah strafe ihn dafür (1.8.1882, S. 239).

Trotz dieser positiven Zeichen fällt Freud immer wieder in sein vorwurfsvolles Misstrauen zurück: *Du weißt, daß mich zwei Gedanken verstören, wenn ich mich Deines Besitzes stolz fühlen will; der eine, daß Du willensschwach seist, der andere, daß ich nicht den rechten Zugang zu Deinem Herzen gefunden habe, da Du alles, was Du nur kannst, mir vorenthältst und verheimlichst... daß Du im ganzen mich wie einen fremden Besuch behandeln willst... Dein Benehmen führt zu einer Aufhebung unseres Verhältnisses, in dem für mich alles liegt, was ich Glück nennen kann. Ich hoffe, auch Dir liegt mein Wohl am Herzen...* (26.6.1883, S. 465ff.).

Es ist das Krisenjahr 1883 der Verlobten, der Briefverkehr stockt, obwohl mitunter 22 Briefe am Stück gewechselt wurden (in den neun Wochen der Verlobung soll Freud über 50 Briefe an Martha gesendet haben), aber Martha schreibt nicht mehr täglich, kann sich nicht mehr zu liebevollem Schreiben aufraffen, er wirft ihr Geheimniskrämerei vor und sie bittet um Verständnis, ohne ihm ihre Not erklären zu können.

Diese bitteren und teils auch ungerechten Vorwürfe haben ihren Grund vor allem in den Familienverhältnissen der Bernays. Martha als älteste Tochter kümmert sich um die kränkelnde Mutter, die Geschwister, muss sich dem dominanten Bruder Eli anpassen und auch dem umfänglichen Freundeskreis gerecht werden. Dazu kommt der umfassende Briefverkehr mit Freud durch die vielen Trennungen (Martha in Hamburg, Freud in Wien). Es scheint, dass sie in diesen Jahren überfordert ist und die Belastungen durch ihr Umfeld Freud nicht preisgeben will. Letzten Endes ist sie aber ehrlich genug, das Freud einzugestehen und ihm selbst Vorwürfe zu machen: *„O, was ist Trennung für ein unseliges Ding; wenn Du meine Briefe nicht magst, dann will ich Dir lieber nicht mehr schreiben... Nimm mir den herben Ton nicht übel, Geliebter, ich bin ganz verzweifelt und weiß nicht mehr, was ich soll und was ich möchte...“* (28.6.1883, S. 470). Dass Freud ihre Erschöpfung und Verzweiflung erkennt, allerdings nach weiteren Briefen, in denen er seinen Standpunkt verteidigen will, spricht wieder für ihn, dass er das aber nur als Anklagen und Forderungen formuliert ist auch nicht hilfreich. Martha versteht es aber, ihn immer wieder zu beruhigen und an die schönen Stunden zu erinnern.

Ihre Gefühle, die nicht immer in Briefen zu fassen sind, schreiben sie in ihrer „Geheimchronik“ nieder (begonnen am 26.1.1883), getrennt voneinander, aber von beiden einsehbar. Es ist eine Art Tagebuch, in das sie ihre Gedanken und Empfindungen eintragen, um sich eines Tages gemeinsam daran erinnern zu können, weil Martha beschlossen hatte, ihre umfängliche Brief-

sammlung am Hochzeitstag *den Flammen zu übergeben* (S. 538) – was zum Glück für die Nachkommenden nicht geschehen ist.

Die Chronik beginnt mit dem Satz *Die Romantik liegt hinter uns* (S. 531), was nüchtern klingt, aber gerade deshalb eine entscheidende Zäsur in ihrem Brautleben darstellt. Sie vertrauen dem gegenseitigen festen Eheversprechen mit weniger Trennungen und bei Freud vor allem mit dem Ziel der wirtschaftlichen Selbstständigkeit, was ihm endlich durch die Eröffnung einer Privatpraxis im April 1886 gelingt, schließlich ist er inzwischen ein international geachteter Wissenschaftler geworden. Die Brautzeit endet im Glück mit der Hochzeit am 13.9.1886 in Hamburg/Wandsbek.

Anreden in den Verlobungsbriefen sagen einiges über die Charaktere der Verlobten und ihre Beziehung aus. Bei Freud überwiegt die Anrede *mein*, verbunden mit Kosenamen in der Verkleinerungsform *mein Marthchen* (am häufigsten), *mein Bräutchen*, *mein Mädchen*, *mein Liebchen*, *mein Prinzesschen*. Wichtig sind die beigefügten Adjektive, die die eigentliche Stimmung wiedergeben: *mein teuerstes*, *geliebtes*, *einziges*, *süßes*, *kleines*, *liebes*, *schönstes Marthchen/Mädchen*. Es heißt aber auch *Mein sonst so gutes Mädchen*, *Gehorsames Mädchen*, *Mein böses Engelmädchen*, *Hohe Herrin*, *süßes Lieb!*

Martha ist in ihren Anreden etwas kreativer, mitunter auch direkter, wenn sie ihrer Stimmung Ausdruck gibt, obwohl auch bei ihr das possessive *mein* dominiert, häufig verknüpft mit *Geliebter* oder auch nur *Sigi*, *Liebster*, *Geliebter*, *Schatz* oder auch in Kombination *Mein geliebter Einziger*, *mein Sigi!* Sie versteht aber auch, ihre Einstellung zu Freud und zum Thema des Briefes anzukündigen: *Bös*, *mein Geliebter?*, *Guten Abend*, *Geliebter*, *Mein geliebter Gestrenger*, *Mein geliebter*, *kleiner schwarzer Mann*, *Mein süßer*, *böser Mann*. Kritisch wird die Situation in ihren Auseinandersetzungen, wenn die Anreden ganz fehlen, der Brief gleich mit Vorwürfen, Erklärungen und Enttäuschungen beginnt, was Martha häufiger passiert als Freud, der eher an der Form festhält. Man kann daraus doch einiges über ihre Charaktere und ihre Höhe- und Tiefpunkte ablesen.

4. Robert Schumann und Clara Wieck

In einer dritten Variante von Verlobungs- bzw. Brautbriefen geht es um den seltenen Fall, dass Eltern – hier besonders Vater Wieck – seinem Kind aus ganz persönlichen wirtschaftlichen Gründen sein Glück nicht gönnt. Das klingt hartherzig, ist es auch bis zu einem gewissen Grade, ist aber auch im Stolz des Vaters auf die erfolgreiche und berühmte Tochter begründet. Sicher hat er in Vorstellungen gelebt, dass Clara auf Europas Höfen und Residenzen nicht nur konzertiert, sondern dort vielleicht einen respektablen Ehemann

findet, denn Schumann ist das in seinen Augen nicht. Er kennt Robert Schumanns Charakter ziemlich genau, schließlich hat er Monate in seinem Haus gelebt. Schumann sei labil und besuche Bordelle, äußert er einmal (vgl. Schumannbriefe 2012).

Biographisch sei kurz erwähnt, dass Clara Wieck (geb. 13.9.1819 in Leipzig) von ihrem Vater Friedrich Wieck zur Konzertpianistin ausgebildet wurde und als Wunderkind (mit 9 Jahren erstes Konzert im Leipziger Gewandhaus) auf Konzertreisen große Erfolge feierte – vorrangig im musikalischen Wien. Diese Bekanntheit führte Vater Wieck interessierte Schüler zu, unter anderem 1830 den erst spät zur Musik gefundenen Robert Schumann (geb. 8.6.1810). Schumann ist allerdings „nur mäßig begabt“, eine Lähmung der rechten Hand verbietet auch eine Konzertkarriere, er widmet sich mehr dem Komponieren und der Herausgabe seiner Zeitschrift „Neue Zeitschrift für Musik“.

Zu Claras 16. Geburtstag trifft Schumann sie in Dresden, um ihr zu gratulieren, am 9.2.1836 kommt es zum „Verlobungskuss“. Als Vater Wieck davon erfährt, droht er mit „Erschießen“, verlangt alle schriftlichen Zeugnisse des Bündnisses (deshalb liegen die ersten Korrespondenzen nicht vor) und verhängt ein Kontaktverbot über die nächsten zwei Jahre. Das hindert Schumann allerdings nicht, an Clara festzuhalten: *Wie du vor mir stehst, meine geliebte, geliebte Clara, liebe du mich nur auch recht, hörst Du und ich verlange viel, denn ich gebe viel* (13.2.1836, S. 92) und sie an die Abschiedsstunde 22 Uhr in Dresden zu erinnern, was in den Folgejahren das geheime Liebesdatum bleiben wird.

Das Kontaktverbot wirkt, weil Clara ständig kontrolliert wird und ihr auch Schreibmöglichkeiten (Tinte, Papier) vom Vater entzogen werden. Wieck wird allerdings etwas entgegenkommender, seitdem Schumann Erfolge als Komponist und als Redakteur seiner Zeitschrift vorweisen kann, was Schumann zu nutzen versteht: *Sind Sie noch treu und fest? So unerschütterlich ich an Sie glaube, so wird doch auch der stärkste Muth an sich irre, wenn man gar nichts von dem hört, was einem das Liebste auf der Welt ist... All dies meine ich aus voller Seele so, wie es dasteht, und unterschreibe es mit meinem Namen* (13.8.1837, S. 96). Und Clara antwortet ganz nach ihrer Eigenart: *Nur ein einfaches ‚Ja‘ verlangen Sie? So ein kleines Wörtchen! Doch – sollte nicht ein Herz so voll unaussprechlicher Liebe wie das Meine, dieß kleine Wörtchen von ganzer Seele aussprechen können* (15.8.1837, S. 97). Sie mahnt aber auch: *In großer Eile, Lieber Robert, Nur ein paar Worte schicke ich Ihnen durch meine treue und verschwiegene Nanny... Meine Unruhe sehen Sie aus dieser Schrift. Bald hoff ich sehen wir uns. Sein Sie um Gotteswillen verschwiegen. Auf ewig Ihre Clara* (19.8.1837, S. 99).

Diese Erklärung motiviert Schumann, um zu Claras Geburtstag am 13.9.1837 ganz formell bei Wieck nach 18monatiger Prüfung um „Claras Hand“ zu bitten und wenigstens mit ihr offiziell Briefe austauschen zu dürfen, da

sie ja längere Zeit wieder auf Konzertreise ist. Im Anhang legt er seine finanzielle Situation dar, das jährliche Einkommen belaufe sich auf mindestens 1320 rh (vgl. S. 105).

Die Reaktion des Vaters ist vernichtend, wie Schumann in einem langen Brief an Clara schreibt: *Die Unterhaltung mit Ihrem Vater war fürchterlich. Diese Kälte, dieser böse Wille, diese Verworrenheit diese Widersprüche – er hat eine neue Art zu vernichten... Vor Allem waffnen Sie sich und lassen Sie Sich nicht einmal verkaufen. Im Grund läuft Alles bei ihm auf eine reiche Partie hinaus... Tröste mich, bitte Gott, daß er mich nicht in Verzweiflung untergehn läßt. Ich bin angegriffen an der Wurzel meines Lebens. Adieu, meine Clara, ich küsse dich!* (18.9.1837, S. 106-108). Allerdings erlaubt Wieck einen Briefwechsel zwischen Clara und Schumann, man kann aber auch vermuten, dass ihm diese Erlaubnis auch Mittel und Wege ebnet, um diesen Briefverkehr zu kontrollieren. Angesichts des gestörten Verhältnisses bittet Schumann Clara inständig und wiederholt, ihm seine Briefe umgehend zurückzuschicken: *Auf Ihr Ehrenwort, daß ich diesen Brief unverzüglich zurückerhalte* (18.9.1837, S. 111). Seine Furcht ist nicht ganz abwegig, dass Wieck keine Scheu gehabt hätte, einen kompromittierenden Brief zu veröffentlichen. Clara ahnt das und bittet auch Schumann wiederholt um Rückgabe ihrer Briefe: *Oeffnen Sie, dann aber schicken Sie mir diese Zeilen zurück. Thun Sie das um meiner Ruhe willen* (25.9.1837, S. 113).

In einem Fortsetzungsbrief vom 18.9.1837 versucht Schumann wieder optimistisch zu denken: *Verloren ist nichts, glaube ich; aber gewonnen haben wir auch wenig genug* (S. 110). Offensichtlich hat sich Schumann Gedanken über das Weitere gemacht oder sich sogar beraten lassen: *Treibt er uns auf das Aeußerste, d.h. erkennt er uns nach anderthalb oder zwei Jahren noch nicht an, so müssen wir unser gutes Recht suchen. Es darf ein Vater nur dann sein Jawort verweigern, wenn er äußerste Demoralisation oder Geldmangel nachweist... Dann traut uns die Obrigkeit* (S. 111). Wieck droht zwar etwas hilflos mit Umzug nach Hamburg oder Berlin, spricht aber keine weiteren Auflagen aus, was Schumann kränkt: *Er verdient gar keinen so guten Sohn, wie mich. Sie aber wohl einen der Edelsten, und einen Edleren als mich.*“ (S. 111).

Clara ist in diesen Auseinandersetzungen sicher die Stärkere, wie sie selbst schreibt: *Zweifeln Sie noch an mir? ich verzeih' es Ihnen, bin ich doch ein schwaches Mädchen! Ja schwach? aber eine starke Seele hab ich – ein Herz das fest und unveränderlich ist* (25.9.1837, S. 113). Dieses ruhige Selbstbewusstsein, das aus ihren Worten spricht, ist besonders im Vergleich zu Martha Berneys hervorzuheben. Clara Wieck hat als gefeierte Konzertpianistin Standfestigkeit und sicheres Auftreten in der Öffentlichkeit lernen müssen, was sie sicher auch hin und wieder gegen den dominanten Vater aufbegehren lässt. Nach diesem Brief ist auch Schumann wieder beruhigt und kehrt zum früheren Verlobungsstil

zurück: *Bist ja meine heißgeliebte Braut. Dein Robert* (26.9.1837, S. 114). Er ist sehr beeindruckt von Claras Sicherheit und Konsequenz und auch davon, wie sie ihre ständigen Auftritte und Konzertreisen so gut bewältigt: *ich liebe Dich nicht, weil Du eine große Künstlerin bist, nein, ich liebe Dich, weil du so gut bist* (S. 117, Nachschrift nach einem verlorenen Zettel).

Es ist eine Zäsur im Verhältnis der Verlobten, sie haben Sicherheit gewonnen und vertrauen sich – Vater Wieck hat mit seinem Starrsinn die Verlobten wohl enger verbunden als ihm lieb sein konnte.

In den ersten Oktobertagen treffen sie sich heimlich, auch bei Claras Stiefmutter, der aber nicht zu trauen sei, wie Clara oft erfahren habe. Wahrscheinlich hat sie auch das Gerücht weitergetragen, dass Schumann zu fremden Frauen gehe, denn Clara bindet ihm auf's Herz: *Noch einmal sag ich es Dir, kannst Du Deine Leidenschaft durchaus nicht bezähmen, so kann ich nie die Deine sein, dann will ich lieber einem ehelichen Glück entsagen* (13.10.1837, S. 125)

Die Auseinandersetzungen, z. T. sind es vielleicht auch gegenseitige Missverständnisse, flammen wieder auf, als Claras Konzertreise nach Prag (ab 3.11.1837) vorbereitet wird: *Lieber R., noch ein paar Worte ehe ich fortgehe? Sonntag oder Montag ist unsere Abreise festgesetzt. Vater hat mir jedoch verboten irgend jemand etwas davon zu sagen, also schweig* (13.10.1837, S. 124). Aus heutiger Sicht ist die Situation kaum zu verstehen. Die Briefe der Verlobten haben ständig die Verbote, Launen und Bösarbeiten des Vaters und demzufolge auch ihre Sorgen um Liebe und Treue zum Inhalt. Die 19jährige Pianistin Clara bringt Geld und Reputation ins Haus Schumann, wovon Clara nur wenig profitiert. Eher denkt sich der Vater neue Schikanen aus, indem er auf den Postämtern nach Post für Clara forscht und sich sogar Briefe zeigen lässt, ob sie eventuell Schumanns Handschrift tragen. Das veranlasst die Verlobten, die jeweilige Adresse von Freunden schreiben zu lassen oder nur Kürzel anzugeben, die sie vorher vereinbaren. Auch die treue Nanny muss geschützt werden und wird nur im Ernstfall um Hilfe gebeten. Trotz allem versucht Clara immer wieder, die liebevolle Tochter zu bleiben und erklärt das ihrem Verlobten; *...Mein Gemüth ist jetzt sehr bewegt, den Vater zu sehen wie er unglücklich ist wenn er daran denkt mich einmal zu verlieren – ich fühle Pflichten gegen ihn und muss Dich doch so unendlich lieben!* (3.11.1837, S. 130)

Fast gleichzeitig hat aber Vater Wieck an Schumann geschrieben, aus dem er in einem Brief an Clara zitiert: *... ehe ich zwei solche Künstler zusammen bürgerlich und häuslich unglücklich und beschränkt sehe, opfere ich lieber meine Tochter allein auf eine oder die andere Weise... und muß ich meine Tochter schnell anderweitig verheirathen, so können Sie nur allein die Ursache sein* (8.11.1837, S.132). Clara antwortet mit einem umfanglichen Mehrtage-Brief vom 12. Bis 24. November 1837, S. 137-145, sie plaudert, erzählt von ihren Auftritten

und neuen Bekanntschaften und versichert Schumann: ...*daß ich vielleicht die Einzige die Dich versteht* (S.139). Allerdings überrascht sie in ihrem letzten Brief an Schumann (24.II.1837, S.141/142) durch ernsthafte Sachlichkeit: ...*Das Eine muß ich Dir doch sagen, daß ich nicht eher die Deine werden kann, ehe sich nicht die Verhältnisse noch ganz anders gestalten. Ich will nicht Pferde, nicht Diamanten, ich bin ja glücklich in Deinem Besitz, doch aber will ich ein sorgenfreies Leben führen und ich sehe ein daß ich unglücklich sein würde wenn ich nicht immerfort in der Kunst wirken könnte, und bei Nahrungssorgen? Das geht nicht. Ich brauche viel und sehe ein daß zu einem anständigen leben viel gehört. Also Robert, prüfe Dich ob Du im Stande bist mich in eine sorgenfreie Lage zu versetzen – wenn nicht – Bedenke daß, so einfach ich erzogen, ich doch nie eine Sorge gehabt und nun sollt ich meine Kunst vergraben müssen! Die Liebe ist sehr schön, aber, aber* -Dann plaudert sie munter weiter über ihre Erlebnisse, als hätte sie nichts Entscheidendes geschrieben. Man erkennt in diesen nüchternen Worten kaum die 19jährige liebevolle Braut wieder. Sicher beeinflusst die ständige Anwesenheit ihres Vaters auch ihre Einstellung, es ist aber auch ersichtlich, dass hier eine Künstlerin heranwächst, die gefeiert und hofiert wird und über Musik bestens Bescheid weiß. Dieses neue Selbstbewusstsein bestärkt sie auch, Schumann wissen zu lassen, dass sie an den Abenden in Wien kaum frei sein wird und demnach auch selten zum Schreiben komme. Auch den Austausch der Verlobungsringe sieht sie – anders als Schumann – nicht als Bindung „für's Leben“ an: ...*Du vertraust auf den Ring? mein Gott, das ist nur ein äußeres Band... Bleiben wir uns ohne Ringe treu, so ist das viel mehr* (24.II.1837, S. 141).

Schumann ist zu Recht alarmiert: ...*Der Geist Deines Vaters hat dabei hinter Dir gestanden und dictirt; indeß Du hast sie geschrieben und hast Recht, an Dein äußerliches Glück zu denken. Wir müssen also darüber ganz in's Klare kommen.... Daß man sich so quälen kann wegen ein Paar hundert Silberstücke, die uns noch jährlich fehlen!* 28./29.II.1837, S. 145-153). Trotzdem erklärt und begründet er sein Verhalten, will mit ihr Vergangenheit und Zukunft diskutieren, relativ sachlich, ohne ständige Vorwürfe. Auch Clara lenkt ein, sie habe manches nicht so gemeint oder er habe es falsch verstanden. Offenbar sind beide um einen sachlich-liebevollen Austausch bemüht, denn Clara kann ja mit dem Vater nicht über ihre Verlobung reden. Sie meldet Schumann: ...*Vater ist sehr unglücklich durch den Gedanken, daß ich Dich liebe* (15.II.1837, S. 158). Dafür kann sie stolz von ihren Erfolgen schreiben: *Kein schöneres Gefühl, als ein ganzes Publikum befriedigt zu haben. Das war ich – nun zu Dir* (21.II.1837, S. 159). Vorerst scheint Eintracht zu herrschen, Clara hat viel zu erzählen, Schumann revanchiert sich mit Eindrücken aus dem Leipziger Musikleben und Vater Wieck hält sich auch zuerst zurück. Das Jahr 1837 wird in Freundschaft und herzlicher Zuneigung beendet.

Es ist hier nicht der Ort, um vollständige Biographien vorzulegen, deswegen seien im Folgenden nur die wesentlichen Ereignisse besprochen. Vater Wieck kann sich auch zu Weihnachten 1837, das in Wien gefeiert wird, nicht an den Gedanken gewöhnen, dass Clara zu Schumann hält. Zur Nanny soll er gesagt haben: ... *wenn Clara Schumann heirathet, so sag ich es noch auf dem Todtenbett, sie ist es nicht werth meine Tochter zu sein* (Sammelbrief Claras 6. Bis 27.12.1837, S. 162). Der Vater kontrolliert weiter Claras Umfeld und versagt ihr Schreibzeug: ... *doch stelle Dir vor daß ich stehe und das Blatt auf der Kommode liegt worauf ich schreibe. Bei jedemmal eindunken in das Tintenfaß lauf ich in die andere Stube...* (8.3.1838, S. 250).

Die Themen wiederholen sich, aber sie wirken nicht mehr existenzbedrohend – ein Freund verspricht Schumann Geld, wenn es zur Hochzeit kommt, und Clara feiert große Erfolge: *alle Blätter sind von Dir voll* schreibt Schumann (7.2.1838, S. 213) ganz ohne Eifersucht.

Die Briefe drehen sich nicht mehr nur um Wiecks Bösartigkeiten, sondern handeln viel von Musik, von den beiderseitigen Erfolgen und von Zukunftsplänen, etwa von einem Umzug nach Wien: *In Leipzig würde ich doch immer verkannt bleiben...* schreibt Clara am 30.1.1838 (S. 197). Der Optimismus ist berechtigt aus verschiedenen Gründen – beide haben eine sachliche Basis gefunden, über sich und die Zukunft zu reden und keine Zweifel mehr zuzulassen. Außerdem läuft die von Wieck verhängte Wartezeit bis zur Hochzeit ab, obwohl er immer noch sein Veto einlegen will und Clara Heimlichkeiten vorwirft: ... *sähe er daß wir Heimlichkeiten hätten, so gäb er seine Einwilligung nie* (3.8.1838, S. 244). Sie hofft aber auch: *Mein lieber Robert, in 2 Jahren um die Zeit genießen wir vielleicht vereint die Luft in dem schönen Wien – wenn es so beschieden* (8.3.1838, S. 250).

Es sollte immerhin bis zum Jahre 1839 dauern, bis die Klage vor Gericht um eine Heiratserlaubnis Erfolg hatte. Am 12.9.1840 fand – immer noch gegen den Willen des Vaters – die Eheschließung statt, aus der acht Kinder hervorgingen.

Anreden dieses Brautpaares unterscheiden sich deutlich von dem Paar Freud/Bernays aus verschiedenen Gründen. Vor allem wirkt die Geheimhaltung, in vielen Briefen gibt es keine Anreden aus Vorsicht vor Entdeckung. In den häufigen Sammelbriefen fehlen meistens die Anreden, allerdings auch in Briefen, die Probleme oder Vorwürfe enthalten. Im Problemjahr 1837 kehren die Liebenden auch wieder zum offiziellen „Sie“ zurück, das erst durch die gegenseitige Treueversicherung aufgehoben wird.

In guten Zeiten reden sie sich freundlich, aber nicht überschwänglich an: *Liebe und verehrte Clara!, Liebe und gute Clara, Meine liebe Clara, Mein holdes geliebtes Mädchen, Mein lieb Clärchen*; Clara ist ebenfalls recht zurückhaltend:

(*Mein*) *lieber Herr Schumann, L.H.Sch.* oder *Lieber Robert, Lieber R., L.R.*, selten heißt es *Mein lieber, lieber Robert*. Häufig sind die Anreden in die Briefe eingefügt, entsprechen nicht dem traditionellen Briefstil mit Anrede und Unterschrift, sondern eher einem Gespräch mit Fortsetzung, man fühlt sich an Telefonate erinnert. Dem entspricht auch der etwas nachlässige Schreibstil mit fehlerhafter Orthografie und Syntax auch für diese Zeit, was nicht wichtig erscheint, weil die inhaltlichen Probleme drängender sind als vorzeigbare Schreibkenntnisse.

Unterschiede und Gemeinsamkeiten der Verlobungsbriefe beider Paare geben auch einen Einblick in das bürgerliche Leben des 19. Jahrhunderts: Beide Eltern leben jeweils mit neuen Partnern, was zu neuen Familienkonstellationen führt, sowohl zu den neuen Elternteilen (etwa gegenüber Clementine Wieck) wie auch zu Geschwistern und Stiefgeschwistern. Es bilden sich sowohl hilfreiche Allianzen wie auch Gegner in den Familien. Dazu kommt in beiden Familien ein großer Bekannten- und Freundeskreis, der mitunter hilfreich bei geheimen Treffen der Liebenden ist, aber auch eine Gefahr des Verrats darstellt.

Die ökonomische Grundlage kann als stabil angesehen werden, wenn auch kein Vermögen vorhanden ist, besonders bei Freud und Martha Bernays, in deren Briefen Geld durchaus eine Rolle spielt. Clara Wieck ist finanziell erfolgreich, die Einnahmen verwaltet allerdings der Vater, der auch die Reisen vorfinanziert. Diese Konstellation ist auch einer der wichtigsten Gründe Wiecks für die absolute Ablehnung gegen Schumann, der erst spät ein sicheres Einkommen vorweisen kann.

Beide Paare gehören zum gebildeten Bürgertum und haben teilweise (besonders Sigmund Freud, wenn auch erst spät, und Clara Schumann) berufliche Karrieren absolviert, auch Martha Bernays ist belesen und versucht sich in Fremdsprachen – Robert Schumann ist ein bekannter Komponist, mit dem Clara ihre musikalischen Vorlieben austauschen kann. An ihren Briefen ist abzulesen, dass sie keinen Briefsteller benutzten, sondern ihren ganz persönlichen Stil entwickelten.

Aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Rolle der Tochter bzw. der Schwester in diesen Familien. Beide lassen sich auf eine heimliche Verlobung ein und halten trotz Drohungen und teilweiser Unterdrückung (Kontaktverbote, Schreibverbote, räumliche Trennungen, Kontrollen der Familienmitglieder) auf bewundernswerte Weise daran fest.

Für Clara Wieck ist der Druck des Vaters besonders groß, da sie einerseits als Wunderkind und gefeierte Pianistin eine gewisse Selbstständigkeit und Freiheit beanspruchen kann, der Vater umso nachdrücklicher seinen Anspruch auf Gehorsam geltend macht.

Wenn man will, kann man hier erste Anzeichen der bürgerlichen Emanzipation der Frauen erkennen. Gegen den Anspruch der Familie auf die Tochter – teilweise aus egoistischen Motiven – wehren sich beide Bräute mit Kraft und Ideen bis zu einem glücklichen Ende.

Quelle

Briefe um 1800 – Zur Medialität von Generationen, Konferenzankündigung HU Berlin 24.1.2013: <https://www.gmxattachments.net/de/cgi/g.fcgi/mail/print/fullhtml?mid=babgefa.1362> (eingesehen 7.3.2013).

Großelternreport 20.12.2006, gerichtet an den Vater des künftigen Schwiegerenkels vom Dezember 1890: <http://grossoeltern-report.de/posts/405-verlobung-nicht-ohne-opas-segen> (eingesehen 26.01.2012).

Literatur

Ermert, Karl (1979): Briefsorten. Untersuchungen zur Theorie und Empirie der Textklassifikation. Tübingen

Ettl, Susanne (1984): Anleitungen zu schriftlicher Kommunikation. Briefsteller von 1880 bis 1980. Tübingen

Kluge, Friedrich (1960): Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. Berlin

Mater, Erich (1970): Rückläufiges Wörterbuch der deutschen Gegenwartssprache. Leipzig.

Metzler, Regine (1987): Zur Textsorte Privatbrief in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts. In: Linguistische Studien 168 der Akademie der Wissenschaften der DDR, Zentralinstitut für Sprachen, Reihe A, S. 1-74.

Schmidt, Wilhelm (2004⁹): Geschichte der deutschen Sprache. Stuttgart.

Schroot, Ad. (1904): Der praktische Universal-Ratgeber. Illustriertes Haus- und Nachschlagewerk für alle Fälle des täglichen Lebens. Musterbriefe XV, 1, Liebesbriefe und Heiratsanträge. Stuttgart.

Schumann Briefedition Serie 1, Bd.4 (2012), hrsg. von Anja Mühlenweg. Köln.

Sigmund Freud/ Martha Bernays (2011): Die Brautbriefe 1882-1886; Bd. 1, hrsg. von Gerhard Fichtner Ilse Grubrich-Simitis und Albrecht Hirschmüller. Frankfurt am Main.

Wiktorowicz, Józef (2010): Die sprachliche Kategorisierung der Welt. Ihre Widerspiegelung in den Texten des 18. und 19. Jahrhunderts. In: Łopuszańska, Grażyna (Hrsg.): Sprache und Kultur als gemeinsames Erbe im Grenzgebiet. Gdańsk, S. 145-153

Wiktorowicz, Józef (2011): Krakauer Kanzleisprache. Forschungsperspektiven und Analysemethoden. Warszawa.

Ziegler, Arne (2003): Städtische Kommunikationspraxis im Spätmittelalter. Soziopragmatik und Historische Textlinguistik. Berlin.

Zur Sprache der Krakauer Goldschmiede im XIV. – XVI. Jahrhundert

Stawomira Kaleta (Kraków)

1. Einleitendes zur Goldschmiedezunft in Krakau

Der genaue Zeitpunkt der Entstehung der Goldschmiedezunft in Krakau lässt sich leider nicht mehr ermitteln, obwohl die Krakauer Urkunden aus dem 14. Jahrhundert bereits einige ihrer Namen nennen: so wird 1308 der Goldschmied *Olbreth* (Albrecht) erwähnt, 1312 *Nikolaus*, 1312 *Conradus aurifaber*, in den Jahren 1317 – 1347 (1366?) erscheint in den Urkunden der Goldschläger *Henco* (*Heynco*, *Hinco*).

Unter den vielen Handwerkern der neugegründeten Stadt Klopparsch (Kleparz; heute Stadtteil von Krakau), werden im Privileg Kasimirs des Großen aus dem Jahre 1335 Goldschmiede genannt, die sich unter seiner speziellen Obhut befanden.

1358 wurde die städtische Hütte (*conflatorium argenti*, *Brenngadem*) von Kasimir dem Großen an die Stadt abgetreten, was für die weitere Entwicklung der Goldschmiedezunft von großer Bedeutung sein durfte, weil die Hütte sowohl Rohstoffe als auch den sog. *Kretsch* (Gold- und Silberabfall) umschmolz, die zur weiteren Produktion verwendet wurden (Lepszy 1898: 3f.).

Seit 1404 sind uns bereits die Namen der jährlich gewählten Zunftältesten bekannt (*Merten*, *Arnold*, *Jan Swinge*, *Konrad Krause*, *Nikolaus Kirgil*, *Nikolaus Kunrat* u.a.; vgl. Bąkowski 1903: 57f.).

Von dem ersten polnischen Chronisten und Geschichtsschreiber Jan Długosz werden Schmuckstücke erwähnt, die von Ladislaus Jagiello der Königin Hedwig Anjou überreicht wurden. Außerdem sind in den Rechnungen des königlichen Hofes Ausgaben für verschiedene Goldschmiedearbeiten (Tafelservice, Becher, Horne, Gürtel, *heffliky*, d.h. Spangen oder Schnallen) aufgezählt worden. Nach dem Tode der Königin Hedwig (1399) wurde die Zahl der Hofdiener erheblich beschränkt und viele Goldschmiede, die bisher für den Hof gearbeitet hatten, bekamen das Krakauer Stadtbürgerrecht und durften sich somit in der Stadt ansiedeln. Dies konnte wahrscheinlich die

Entstehung einer selbständigen Goldschmiedezunft begünstigen (vgl. Pietrusiński 2000: 30).

1460 sollte das Zunftsiegel mit St. Eligius, dem Schutzpatron der Goldschmiede und der Aufschrift: SIGILLUM: DER GOLTSMEDE: AU(s): KROKA erstellt werden (vgl. Pietrusiński 2000: 52).

Die erste (verschollene) Verordnung, die die Tätigkeit der Goldschmiede regelte, durfte aus dem Jahre 1370 stammen; sie ist im Zunftinventar erwähnt worden. 1475 veröffentlichte der Stadtrat die Willkür, von der die Tätigkeit der Goldschmiede geregelt wurde, wobei es anzunehmen wäre, dass darin die bereits existierenden Vorschriften kodifiziert worden sind (vgl. Lepszy 1898: 19). Die Abschrift dieser Willkür befindet sich im *Codex Picturatus* von Balthasar Behem (niedergeschrieben um 1500?, 1505?). 1489 kam es zur Verleihung einer neuen Willkür, die die Erweiterung des vorigen Statutes war. Das nächste Privileg für Goldschmiede wurde von Stefan Batory (1577) erlassen (vgl. Lepszy 1898: 9).

Von 1462 bis 1566 und 1545 bis 1741 sind die Zunftbücher der Krakauer Goldschmiede geführt worden¹; das erste Zunftbuch ist von Jerzy Pietrusiński (2000) u. d. T. *Złotnicy Krakowskiej XIV-XV wieku* ediert worden.

Von den genannten Willküren sind das nur das Privileg aus dem Jahre 1475 und beinahe das ganze erste Zunftbuch (außer einigen Aufzeichnungen in lateinischer Sprache) auf Deutsch verfasst worden. Außerdem sind in den ältesten Krakauer Stadtbüchern aus dem 14.- 16. Jh. deutsche und lateinische Urkunden über Privatgeschäfte der Goldschmiede, sowie auch ihre Testamente zu finden. Auf den Inhalt des I. Zunftbuches setzen sich vor allem Verträge über die Aufnahme in die Lehre und ihre Bedingungen, sowie auch verschiedene Privatgeschäfte zwischen den Goldschmieden. Die Sprache des Zunftbuches hat mehr mundartliche Merkmale als die der Krakauer Kanzlei und weist unserer Ansicht nach, mehrere oberdeutsche Züge auf, die in den von der Kanzlei erstellten Urkunden selten auftreten. Außerdem verfügen wir auch über Testamente der Goldschmiede, die in die Stadtbücher eingetragen sind und zwar vornehmlich auf Deutsch angefertigt wurden, doch viele lateinische und polnische Wortformen enthalten. Eine weitere Quelle für unsere Untersuchungen bilden die nach dem Tode eines Goldschmiedes erstellten Bestandsverzeichnisse, in denen die Fachbegriffe „*quae propter diversam denominationem eorum Polonice eorum quaequam nomine conscripta sunt*“ So steht es z.B. in so einem Verzeichnis u.a.: (...) *item stechelayzen proste* (...) *Item hambussek maty granitowy* (...) *Item fuszhamrow z pangierkami 8* (...) *item holczhamrow 5* (...)².

1 ApKr rkps AD 965 (1462 -1566), ApKr rkps AD 966 (1545 – 1741).

2 Crac. Artif. (= CA2), Nr. 595, S. 217f.

2. Sprachliche Analyse

Bei der Analyse der Willküre, der Testamente, der Inventarverzeichnisse und des Zunftbuches, fällt uns auf, dass die Sprache dieser Urkunden jeweils unterschiedlich ist.

Die Goldschmiedeordnung aus dem Jahre 1475, angeführt im Kodex Picturatus von Balthasar Behem, folgt im allgemeinen der Sprache der Krakauer Kanzlei³, d.h. sie weist die typischen Züge der ostmitteldeutschen Mundart mit schlesischen Zügen auf:

Welch geselle vnder yn **meister** werden will der **zal** czwm mynsten ein **ior** vnder yn off dem hanttwerg gedinet haben **awff** das das man **zeyne** gelegenheit erkenne von wanne her **zey** vnd wy her sich off dem hanttwergk gehalten habe. (...)

Was dy goltschmide machen von schusseln kannen flaschn **koppen**⁴ kelichn leffeln **knepheln** und allem tringgefesse das **zal** bestehn dy margk zilber bey eynem scote was aber von stuckn czw get von kleynen **gorteln** ader von spangen dy von stucken zeyn, **zeyn** zy kleyn **ader** gros das **zal** dy margk besten alzo **gut** als man yn ys gibe. (...) Wer under yn begriffen wirt mit bözer arbeit eyn **mol** czwe **drey**, **zal** iczlichs **mol** sechs gr⁴ bussn und dy arbeyt **vorlyzen**, **vorfelt** aber eyner czwm firdn **mole** zo **zal** man ym **zehne** **krom** czw schlissen und dem **rothe** das offenbarn der yn **dor** umb **büssen** **zal** als recht ist und **ap** man yn vorsuchet und was **do** bestet **zal** man ym bezalen. (...) Wer under andern aws mittet ader ym **zey** gesinde ent**phremdet** **maydt**, yungen **ader** gezellen, der **zal** der czechn eyne I^p wachs **bussen**. Auch **zal** keyn **mester** auff dem hanttwergk **zal** mer gezellen haldten wenn czwene und czwene knaben. (...) (Codex Picturatus, Aurifabri 1475, F. 257v). (...) Czwe **geczewgnisse** ist vnser Sigel an disen briff gedrucket. (Codex Picturatus, Aurifabri 1489, F.259v.)

Neben der **Monophthongierung** der mhd. Diphthonge /ie, uo, üe/ zu langen Vokalen /i:, u:, ü:/ (*wy, zy briff, gut, bussen*), finden wir im Zunftbuch aber auch die beibehaltene diphthongische Schreibung von /u:/ als <uo>, <ue> : (...) *mit kledern und schuoachen* (Nr. 262 aus dem Jahre 1510), *Hans Appendecker hat seyn brueder Stenczel fardingt* (Nr. 263 aus dem Jahre 1510) *Hat gnuek gedan* (Nr. 266 aus dem Jahre 1510), *hat gnuek geton* (Nr. 409, 1521). Im Zunftbuch steht auch <üe> geschrieben als <ue>, was auf eine diphthongische Aussprache hinweisen kann: *yst buerge worden* (Nr. 83, 1488). Im Testament

3 Wiktorowicz (1971, 1975, 1981, 1984, 1995), Kaleta (2003).

4 Kopf : ahd. mhd. ‚kopf‘ aus mlat. *cuppa* >Becher< (mit Übergang zum M. nach ahd. gebal >Kopf<), urspr. >Gefäß<, spez. >Trinkgefäß von kugeligter Form< (engl. cup) [Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch, 2006 Tübingen].

von Greger Pribilo⁵ aus dem Jahre 1547 finden wir auch die Formen: *mit wolgedachtem gemuet* und: *im fall auch, wo sychs zutrueg, das (...)*, die auf eine diphthongische, also obd. Aussprache von mitteldeutsch monophthongierten /y:/ aus /üel/ hinweisen könnten.

Es gibt im Zunftbuch auch vereinzelte <ye> -Schreibungen für monophthongiertes /i:/ aus mhd. [ie], die auf obd. diphthongische Aussprache hinweisen könnten: *durch di fyeher ior* (Nr. 488, 1530), *fyerzen* (Nr. 675, 1533), *dye privilegien* (Nr. 717, 1550, Nr. 736, 1520), *styeftson* (Nr. 397, 1521), *seffensyeders son* (Nr. 206, 1506). Moselfränkische, ripuarische und hessische Urkunden weisen die <ei>-Schreibungen für ein langes [i:] auf (Michels 1921: 50). Es finden sich im untersuchten Material drei Belege dafür: *fardeinen* (180, 1503), *deynen* (108, 1492; dienen), *regeystder* (736, 1520).

Im Zunftbuch finden wir aber auch Belege für die omd./schles. Monophthongierung von <ei> zu <e>: *enen knaben* (Nr. 68, 1483), *czu kleden nach hantwerk gewonet* (Gewohnheit) (Nr. 94, 1492), *kleiden, hest* (Nr. 107, 1494, Nr. 391, 1520), *messter* (Nr. 105, 1493), *mestder* (Nr. 391, 1520), *des fleszchersz szon* (Nr. 257, 1510), *seffensyeders son* (Nr. 206, 1506), *messel* (Nr. 1079, 1491) gegenüber meistens einnem <ey> und seltener einem <e> in der Krakauer Kanzlei.

Im Zunftbuch stehen aber gleichzeitig auch: die obd. monophthongischen <a>-Schreibungen für den Diphthong <ei>: *zaffezyder* (Nr. 578, 1541), *master* (Nr. 715, 1489), *schrabt* (Nr. 474, 1529), *gemane* (Nr. 630, 1489), (...) *und hot kan birge gestellt* (Nr. 704, 1543) *item ander klan paten rund* (Nr. 695, 1540), *claden* (Nr. 715, 1544), *kladen* (Nr. 554, 1539), *klad* (Nr. 588, 1541), *klath* (Nr. 143, 1499), *kan* (Nr. 704, 1543; kein). Ein diphthongiertes /i:/ findet sich in dem Vornamen *Heynreych* (Nr. 83, 1488), neben *Henrych* (Nr. 737, 1478). Oberbairischer oder aber omd. Herkunft könnte die <o>-Schreibung für den mhd. Diphthong /ou/ sein: *Toffer* (101, 1493), *von Johanni des Toffers* (101, 1493).

Die **Diphthongierung** von /i:, u:, y:/ zu /ai, au, oi/, geschrieben als <ey, ei> (*drey*), <au, aw> (*awff*), event. <ou, ow>, <eu, ew> (*Czu geczewgnisse*) ist durchgeführt worden. Auch die anderen, von Krakauer Stadtschreibern verfassten Urkunden, die die Privatgeschäfte der Goldschmiede betreffen, weisen die genannten Merkmale auf, obwohl in den **eigenhändig** angefertigten Testamenten einige Abweichungen in der Schreibung festzustellen sind. So finden wir im Testament von Greger Przibilo (*Greger Przybylo burger unnd goldtschmidt czu Crackaw*) aus dem Jahre 1547⁶ erstaunlich viele <ai, ay>

5 CA2 Nr. 1189, S. 464F (aus: Scab. Crac. 13, f. 942 -948).

6 In: CA2 Nr. 1189, S. 464F (aus: Scab. Crac. 13, f. 942 -948). Laut Pietrusiński (2000: 249f.) war Greger Przibilo Sohn eines Kretschmers, Jan Przibilo und seiner Frau Margarethe.

-Schreibungen für diphthongiertes [i:] und altes <ei>, die neben den erwarteten <ey, ei> -Schreibungen auftreten: *myt aygener handt unterschrieben unnd szeynen aygenen sygel besigelt und vorschlossenn czu uns aygelegt (...) barmherczickait, alleczait erczaiget, claidr, clainot, desglaichenn, uberraiichenn, uberb laiibende zinns, oberkait (Obrigkeit), der clainen muhe, baide golltschmidt, mit meiner aigenen handt unterschrieben (...)*

Auch im Zunftbuch der Krakauer Goldschmiede finden sich viele Beispiele für (eher obd.) <ai, ay> – Schreibungen: *szain* (Nr. 529, 1535, Nr. 723, 1555), *wainachten* (489, 1530), *blaiiben* (Nr. 733, 1563), *schraiber* (Nr. 738, 1531), *czait* (Nr. 715, 1544), *bai* (Nr. 745, 1544, 738, 1531), *darbai* (Nr. 722, 1554), *schraiber bai bischow* (Nr. 739, 1489), *schraybt* (Nr. 469, 1528), *Laichnomtag* (Nr. 526, 1535), *Lichtwayunge* (Nr. 115, 1495), *faiertagen* (Nr. 625, 1544), *Naysse* (Nr. 744, 1541; Fluß), *sayne* (Nr. 744, 1541), *mayn* (Nr. 86, 1490), *fray* (Nr. 744, 1490). Zwischen <ai> aus mhd. /i:/ (*dri*) und <ai> aus mhd. /ei/ (*ein*) wird im Zunftbuch nicht unterschieden (*draiszig*, Nr. 684, 1532 gegenüber *czait* Nr. 715, 1544). Sowohl im Obd. als auch in der Breslauer Variante des Schlesischen stehen im 16. Jh. ausschließlich <ai> oder <ay> für mhd. /ei/. Demgegenüber finden sich im Kodex Picturatus ausschließlich <ei>, <ey> Schreibungen.

Die Sprache des Zunftbuches folgt ansonsten nicht immer den Schreibungen der Krakauer Kanzlei. Außer den bereits genannten sehr zahlreichen <ay>, <ai> Schreibungen gibt es auch auch <ei>, <ey>-Varianten.

Kanzlei (CA2 aus dem Jahre 1552: Nr. 599, S. 219):

Item Felix des Mathysen zon von der Wilde yst **vardyngt** wordenn **bey** dem Cesar golt schmyt auf 4 jar. Und **zeyn** czeyt geht an von mychaelis a. 1552. (...) Item Hans Nycz der Hanzen Nycz zon byrthygk aus der Slesie aus dem dorf von Ron yst **bey** dem Cesar golt schmyth **vardyngt** wor den auf 6 jar und der herr zol yn **kleyden**. (...)

Zunftbuch (1520: F. 37v):

Item **har** Mathisky hat **ain** knaben **vardinckt** mit dem namen Nickloy auf 4 jar, **ain**czu heben fun **Weyen**nacht und **har** Mathis sol in **kleden** die **czeyt** und auf die lezt im **ain** kledi. Zunftbuch (1537 Nr. 545, k. 60v): Stenczel Lubarth **hor** ein knaben **fordingt** mit namen Stenczel, Jan Scherersz **szon** von Rawa auff fierthalbe **ior**, und vor ist **bai** im halb **ior** gewest, di **czait szol** **sch**ich anheben von **Nai_lor** 1537 und der knabe **szol szich** claden im allen (...)

Sein Vater erlangte Bürgerrecht im Jahre 1488. Sein polnischer Name bedeutet zwar einen Ankömmling, wird aber immer in den polnischen Sprachvarianten gebraucht.

Zunftbuch (1542, k. 73V):

Item der Mertin Sybebyrger **hot** eyn knaben **wordint** myt namen Sebastian auff 2 jor und **sey**n her sol im nix geben, der knab sol **schych** selber claden, und **sey**n **czeyt** hebet **schych** an von S. Mychels tag (...)

Zunftbuch (1544: k. 93):

Hansz Czimmerman **hot** ein knaben **fordingt** mit namen Jocab Lisz, des Jocab Lisz, goldschmid szon von Krokke, auff 2 ior, und di **czait szol szich** anheben von Micheelis, der knabe **szol szich** claden in allem.

Im Kodex Picturatus beobachten wir die schlesische Senkung der mhd. kurzen Vokale / i, ü, u/ zu den geschlossenen mittleren Vokalen /e, ö o/, die sonst als wichtiges md. Merkmal von großer Reichweite gilt (*gorteln*); als obd. Merkmal gilt die Hebung von o > u, die wir im Zunftbuch beispielsweise in der Form *usteren* und *fun* (*Ostern, von*: Nr. 740, 1489) vorfinden.

Im Zunftbuch findet sich auch die beibehaltene obd. (aus dem ahd. stammende) Schreibung mit <u>, wo im Kmhhd. bereits ein <o> steht: *Item vor unser czeche isst kumen* (...) *kunnen doruber* (...) *czu beweissen*, (Nr. 739, 1489), *item her Merten Marczinke isst kummen* (...) (Nr. 740, 1489), *Kunglicher Mayestat* (Nr. 689, 1537), *szul* (Nr. 131, 1498, Nr. 132, 1497, Nr. 134, 1498), *zul* (Nr. 313, 1514, Nr. 316, 1515 u.a.), *szun* (Nr. 480, 1530), *am szuntag* (Nr. 681, 1538).

Die Sprache der Krakauer Kanzlei weist sonst folgende Züge der schlesischen Mundart auf: Vor gedeckter Liquida und <ck>, <ch>, <ll> steht <u> für mhd. <o> (*sullen, wullen*).

Ein anderes charakteristisches schlesisches Merkmal ist die Hebung von mhd. /a:/ zum schlesischen <o> (*dem rothe, krom, mol*). Die schles. Hebung des langen /a:/ zu /o/ ist obd. Herkunft und findet sich regelmäßig in unseren Urkunden: *seynem vatter* (12, 1464), *hot* (153, 1500), *jore* (657, 1516), *befroget* (100, 1493), *rother* (343, 1516), *gheton* (652, 1511). (Diese Hebung ist laut Rückert 1878, S. 39) nach 1550 in Breslau nicht mehr vertreten.

Dem mhd. /o/ entspricht schles. <a> und <o>: *ap, zal*.

Das mhd. Präfix *vor-* wird in den Stadtbüchern und im Codex Picturatus statt *ver-* ohne Ausnahme verwendet (*vorlyzen, vorfelt*), dagegen stehen im Zunftbuch auch <för>- und <far>-Schreibungen (siehe oben, Zunftbuch (1520: F. 37v, 1544: k.93)).

<a> für <e> :

har (er; Nr. 405, 1521, Nr. 357, 1517), *aus der Lamberg* (*aus Lemburg* zu deuten; Nr. 357, 1517), was bei Behem nicht vorkommt.

Obd. <ai, ay, ey> -Schreibungen des mhd. Diphthongs [eu] aus [y:] <iu>; (schles. <u>, <ü>, <eu>, ew>, selten <aw>: *Nai Ior*, (Nr. 545, 1537) *den naiien hern czechmester* (Nr. 698, 1542), *myt nayem clede* (Nr. 323, 1515), *kraycz* (Nr. 716, 1546), *ney* (Nr. 89, 1491; Nr. 107, 1494; Nr. 591, 1541), *nai* (Nr. 588, 1541), *Naye* (Nr. 743, 1541), *Nay* (Nr. 700, 1543), *naiien* (Nr. 670, 698, 1528), *trayer* (Nr. 709, 1543), *gytrayer* (Nr. 716, 1546), *getrai* (Nr. 528, 1535; 569, 1539), *fraind* (Nr. 558, 1539), *fraynt* (Nr. 313, 1514; Nr. 321, 1515), *sayn frayndin* (Nr. 345, 1516), *nainundnainzig* (Nr. 695, 1540), *nainczen* (Nr. 675, 1533), *nayn* (Nr. 699, 1543), *naynte* (Nr. 472, 1529), aber auch: *Ney Ior* (Nr. 591, 1541), *neyhen* (Nr. 671, 1529), *treye* (Nr. 100, 1493), *creycze* (Nr. 638, 1497), *kreycz* (Nr. 676, o. Datum), *gedrey* (Nr. 281, 1511).

Vereinzelt finden sich <au> -Schreibungen für den neuen Diphthong <eu> : *getrau* (Nr. 541, 1536), *nauen* (Nr. 649 aus dem Jahre 1508).

Der Hyperkorrektheit wäre wohl die Form *Seudenhefter* (Nr. 210, 1506; *der Seidenhefter*, zu mhd. /i:/ diphthongiert zu <ei>) zuzuschreiben.

Im Konsonantismus des Zunftbuches ist zu beobachten:

Schles. spirantische Aussprache des <g>: *des Mathis Geltsschlachercz son (Geldschlagers; Nr. 402, 1523).*

Schles. Kontraktion von -age/ -oge- zu <ai>, <oi>: *Crocesche foyt* (Nr. 325, 1515), *eyn foyt des ebersten rechtes* (Nr. 326, 1515), *zugesayt* (Nr. 404, 1521), *priwilei* (Nr. 722, 1554; vgl. poln. *przywilej*).

Beibehaltenes auslautendes [x]: *schuch* (Nr. 345, 1516, Nr. 405, 1521, Nr. 408, 1522), *an die suech (ohne Schue, Nr. 406, 1521), an die such* (412, 1522).

Obd. d/t, b/p, g/k-Schwankungen:

Hat gnuek gedan (Nr. 265 aus dem Jahre 1510, *hot gnuk gedan* (301, 1513) *glayden, / klajden* (115, 1494) *gedrey* (281, 1511; *getreu*) / *getrai* (528, 1535; 569, 1539), *auf das zibende jar* (433, 1525), *dochder* (261, 1510), *appdecker* (311, 1514), *apteker* (504, 1532).

duchszerechszers son (Tuchscherers Sohn) (228, 1509), *des depersz son* (Töpfers Sohn? 229, 1509), *seyner schwescheder son* (254, 1510), *Schustderer son* (258, 1510), *schustders son* (266, 1510), *Johannes des Teffers* (276, 1511), *S. Joahannes des Deffersz* (300, 1513), *S. Johannes der Deffer* (303, 1513), *dagk* (304, 1513; 405, 1521), *dak*, (392, 1519; der Tag), *degliche kleder* (363, 1518), *brobbiren* (probieren, 300, 1513), *Auspurgk* (Augsburg; 432, 1525), *bleipt* (719, 1522), *gelopt* (281, 1511).

Obd. Form des Suffixes -niß: *vordinnstnus* (Nr. 681, 1538) und auslautendes -ik: *draisik* (Nr. 722, 1554), *funfzick* (Nr. 699, 1543).

Wir beobachten obd. *mir* statt *wir* (I. Pl. Des Personalpronomens): *Item myr jungen mester, als her Jocab Lysz und ych (...) bekennen (...) das myr gewelth zeynth (...) das myr dy rechnung klerlych geberth haben* (696, 1540).

Wir beobachten auch Entrundungen, die sich sowohl im Obd. Als auch im Md. nachweisen lassen: *frint* (Nr. 402, 1521; Freund), *darfir* (Nr. 408, 1522), *derfir* (Nr. 441, 1526), *fir* (Nr. 388, 1520; Nr. 411, Nr. 1522; Nr. 413, 1522), *kirsnersz son* (Nr. 414, 1522), *finff* (Nr. 711, 1544), *bridern* (Nr. 717, 1550), *mitbrider* (Nr. 558, 1539), *iberanthwert* (Nr. 722, 1554), *buchdrikkerrersz* (Nr. 480, 1530), *ibrige* (Nr. 714, 1544), *mincz* (Nr. 695, 1540), *birg* (Nr. 714, 1544; *Bürge*), *birk* (Nr. 570, 1540), *gebirgt* (Nr. 625, 1544), *kinige* (Nr. 372, 1519).

Doppelte Verneinung, die im Deutschen des 16. Jhs. nicht mehr vorkommt und ein polnisches Wort *potfarey* (*potwarz*; dt. „Verleumdung“) finden wir auch im Testament von *Michael goltsmid conscabinus noster* aus dem Jahre 1441 (Piekosiński/Szujski 1878: 117; Nr. 368): *so sal dy mutter der tochter nichts-nicht geben sunder schlechte kleyder und bettgewant*. Doppelte Verneinung finden wir auch im Testament von *Mathias Schwob aurificus* aus dem Jahre 1512⁷: *Item hatt bekannt, das her nymand nichts schuldig ist alleyn 6 fl. von Kuncze Wolffs testament (...)*. Ähnlich im Testament von Hanns Prewsz aus dem Jahre 1521⁸: *(...) nichcz nicht awsgenommen*. Im Testament von Nicolaus Brenner aus dem Jahre 1464 steht es :- *(...) das ych nement (niemandem) nychts schuldig bynn – Sy globit mirs czubeczalen adir sy gab mir keynen heller nicht*. Weiter steht es in derselben Urkunde: *(...) das ich dem hern Jan Kobylenski ins nicht schuldig bin (Gen. Sg. zu en =ens?). (...) das got nicht engebe (...)*. *(...) der her Sczasny ist ym nicht vorpflicht, kayn klayd czu geben (...)* (Nr. 334, 1516). Im Zunftbuch finden wir auch: *und her hat nicht burge gehabt* (Nr. 336, 1516) statt *keine*.

3. Entlehnungen aus dem Polnischen

Sonst sind im Wortschatz der Goldschmiede Entlehnungen aus dem Polnischen anzutreffen: Der Hofgoldschmidt Marcin Marcinek, der einer polnischen Familie entstammte, doch wahrscheinlich mit einer deutschen Frau Elisabeth verheiratet war, machte sein Testament im Jahre 1517⁹. Die Urkunde ist auch, wie im Falle von Przibilo, auf Deutsch verfasst und folgt dem schlesischen Kanzleiusus, doch enthält sie drei Entlehnungen, die dem heutigen Deutsch fremd sind: Martin schenkt seinem Bruder *dy beste czamleten schawbe und eyn gewenden dollman*, seinem Eidem gibt er *eyn zawoykene schawbe*. Laut Linde (1854: 347) stammt die Bezeichnung aus dem ital. *camelotto* (Stoff aus Kamelhaar) und lautete im polnischen *czamlet*. Die deutsche Entsprechung

7 CA 2 Nr. 246, S. 90F, aus: Scab. Crac. 9 F. 729-731. (Testament von Mathias Stosz, 1534, Bruder von Veit Stoß; vgl. Pietrusiński 2000: 536).

8 CA 2 Nr. 471, S. 174F, aus: Scab. Crac. F. 418 -413.

9 CA2 Nr. 379, S. 142 ff. (aus: Scab. Crac 10 p. 244- 247).

ist Kamelot/Camelott. Der Weg des arab. Wortes *džubba* ins Deutsche (über italienische oder polnische Vermittlung?) und Polnische (poln. *szuba*) ist bis heute nicht endgültig geklärt worden. Ein ähnliches Rätsel ist *dollman*, das aus dem ungarischen *dolmány* stammt und dort ein kurzes Wams bezeichnet. Laut anderen Quellen ist es im poln. *dolman*, *dotoman* und *dotma* gewesen, was aus dem türk. *doloma*, *dolama(n)* (ein von Janitscharen getragenes Oberkleid) stammen sollte, was bulg. und serb. auch *doloma* heißt und ein langes Kleid bezeichnet.¹⁰ *Zawoyke* bedeutet eine „Binde, Kopfbinde“ und stammt von dem poln. Wort *zawój*. Es kommt vom altslaw. *zawojъ*, „etwas, was eingewickelt wird“.¹¹

Im Testament von Hanns Prewsz aus dem Jahre 1521 wird für die Tochter des Testators *yn eyner scattel silber und gold eyngelegt* bestimmt.¹² Das Wort ‚Schatulle‘ existiert zwar im Nhd., doch erscheint es hier in einer Form, die dem polnischen *szkatuła* entspricht (<mlat. *scatula*)¹³.

Aus dem Polnischen stammen ebenfalls die Formen: *der Byscupen son von Swarcz Dorff* (Nr. 356, 1517) – zu poln. *biskup* (Bischof), nach dem gr. *Episkopus*¹⁴, *Gerge fun der Wellichky* (Nr. 299, 1513), *fun der Weliczke, ain frotny* (Nr. 409, 1521); eigentlich: *wrotny*, oder *wrotnik* – „Pfortner“, zu poln. *wrota* (‚Einfahrtstor, Tor, Pforte‘). Zu beobachten wäre auch, dass die Stadt Wieliczka, (*Welliczke*), wo sich die königlichen Salinen befanden, mit Artikel (Fem. Sg.) versehen wird und im Einklang mit dem polnischen weiblichen Geschlecht steht. (...) *des Peters son, der obruyszny ist gevest der yunge konygin*¹⁵, *deryczunder eyn torverter ist czu der Vyeliczka in der zaupe* (Nr. 348, 1517). Das Wort *obruyszny* bezieht sich auf poln. *obrus* (Tischdecke) und bezeichnet wohl ein Hofamt. Die *Saupe* (poln. *żupa*: Saline) ist eine Bildung zu lat. *supparius* (Salzbergmann). (...) *anhebende von Gromnycz in einem jore* (Nr. 316, 1515): mit *Gromnycz* wird Mariä Lichtmeß (poln. *Matki Boskiej Gromnicznej*), zu

10 Wiktorowicz (1995: 232ff.); Grimm (1984: 1231); Brückner (1927: 92).

11 Boryś (2004: 732).

12 CA 2 Nr 471, S. 174F, aus: Scab. Crac. F. 418 -413. Vgl. Wiktorowicz (1975: 232 ff.).

13 Wiktorowicz 1995:234; Schattule <mlat. *scatula*, ital. *scatola*, mit *Schachtel* gleichen Ursprungs; zunächst >kleines Kästchen zur Aufbewahrung von Geld und Wertsachen<, seit früherem 18.Jh. und bis ins 19.Jh. spez. >Privatvermögen eines Fürsten< [Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch, Tübingen].

14 <griech.-lat. *episcopus*, Erweiterung des p zu b und Abfall des e- schon im Vulgärlat. (afz. *vesque*, ital. *vescovo*, nordspan. *bispo*); ahd. *biscof*, mhd. *bischof*. In der Reformationszeit von den deutschen Protestanten durch Generalsuperintendent ersetzt, während die Skandinavier (und Engländer) das alte Wort bewahrten [Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch, Tübingen].

15 Barbara Zapolya, (gest. 2.X. 1515), die erste Frau Sigismundus des Alten.

poln. *grom* (Blitz) und *gromnica* (eine zu dem Feiertag geweihte Kerze, die im Volksglauben vom Blitzschlag schützen sollte). In einer anderen Urkunde (Nr. 311, 1514) wird der Feiertag als *Lichtweyche* bezeichnet.

4. Fachwortschatz

Was den Fachwortschatz der Goldschmiede anbetrifft, bringen die genannten Inventarverzeichnisse einen sehr interessanten Beobachtungsstoff, weil sie in der lateinischen und eigentlich in einer polnisch-deutsch-lateinischen Mischsprache angefertigt wurden. Die von mir untersuchten Urkunden stammen aus dem 16. Jh. und befinden sich in den *Advocatialia Cracoviensia* 149 F. 384 (Nr. 595, S. 217ff. in CA2): *Martini Zibenbergier aurificis relictæ* aus dem Jahre 1552 und Nr. 1194, aus dem Jahre 1548, S. 470 in CA 2 (Advoc. Crac. 143, F. 519-522), Nr. 1079, 1491: *Inventarius rerum olim Gregorii Pernus* aus dem Jahre 1517.

Unter den Bezeichnungen für Werkzeug befanden sich u. a:

bechoraizen (1194), *becheraizina* (Nr. 595, 1552), *copaizina* (Nr. 594, 1552), die wahrscheinlich zum Formen der Becher benutzt wurden, und weiter: *czyhaizini* (Nr. 194, 1548), *czyeysin* (Nr. 1079, 1491), *ciayzin do włoskich lancuchow* (Nr. 595, 1552), *cyianzinoph gladkich z kręconymi dziurami, rauch-czianzinoph wielkich i malych* (Nr. 595, 1552), *czyeysin* (Nr. 1079, 1491) – diese Geräte dienten zum Dratziehen und die Bezeichnung existiert bis heute in der Fachsprache polnischer Goldschmiede in der Form *cajzyn*¹⁶; *garbaizini* (zu ahd. *garawen*, mhd. *gerwen*; fertig, zurechtmachen, bis ins 18. Jh. >bereit, fertig (zur Verwendung)¹⁷; *fefellaizini* (Nr. 1194, 1548), *fomfelaizina* (Nr. 595, 1552), *ovai-zini*, *bodimayzen* (Nr. 1194, 1548), *bodemhaizina* (Nr. 595, 1552), wohl zum Formen der unteren Fläche eines Behälters), *gussaizini* (Nr. 595, 1548), *gwzaicziny* (wahrscheinlich ein Werkzeug mit Hohlform zum Gießen der Silberstäbe), *zablaizini* (Nr. 1194, 1548), *ingussi* (Nr. 1194, 1548), *ingussow* (poln. Gen. Pl.; Nr. 595, 1552) – die Form bezeichnet nach Lexer (1979:1435) sowohl das Eingießen als auch das Eingegossene (nhd. *Einguss*). Zu bemerken wäre hier, dass die Diphthongierung von [i:] fehlt.

Cziczangi, *abczangoph*, *gisczang*, (595, 1552), *srobczegi*, *srobczegi minores*, *flachczegi*, *abyszczag*, *bikczegi*, *gyszczegi* (poln. Nom. Pl.; Nr. 1194, 1548) – die Formen beziehen sich auf verschiedene Arten von Zangen, von denen in der poln. Fachsprache der Goldschmiede bis heute das Wort *cycegi* (Ziehzange) vorkommt und zum Drahtziehen dient.¹⁸

16 Gradowski (1984: 91).

17 Hermann Paul, Deutsches Wörterbuch, Tübingen.

18 Gradowski, op. cit.

drayelli (poln. Nom. Pl.; Nr. 1194, 1548), *drailisz* (Nr. 595, 1552) zu dt. *drehen*, eine Art handgetriebenes Bohrerwerkzeug, in der poln. Fachsprache der Goldschmiede als *drajla* (furkadło) bekannt.

szrothamer, *nurhamrow*, *fusyhamrow*, *yekhamrow*, *thaiiffamrow*, *czinamrow*, *foreczšhamri*, *nithamerkow* (poln. Gen. Pl.; Nr. 595, 1552), *ferczeczamerki*, *nythamerki* (1194, 1548), *planeramrow* (Nr. 1194, 1548) – das letztere bezeichnet einen Hammer zum Glattmachen einer Fläche und lebt im polnischen Fachwort *planowanie* fort (vgl. Gradowski: 37).

Die angeführten Formen weisen polnische Pluralmorpheme und Diminutivsuffixe auf und treten meistens nach einem Zahladjektiv im Gen. Singular oder Plural auf, was den Regeln der polnischen Sprache entspricht.

5. Fazit

Aufgrund des Lokationsprivilegs für Krakau (1257), in dem die Lokatoren von Leszek Biały verpflichtet wurden, keine polnische Bevölkerung in die Stadt aufzunehmen, damit die umliegenden Dörfer und Kirchengüter nicht veröden¹⁹, sind deutschsprachige Handwerker, vor allem aus Oberschlesien aber auch direkt aus den deutschen Städten (im Falle der Goldschmiede wahrscheinlich oft aus Nürnberg) und einzelnen deutschen Provinzen nach Krakau eingeströmt. Je nach dem Herkunftsort brachten sie ihre Heimatmundarten mit sich, die sich auch stark voneinander unterscheiden konnten. Laut Morciniec (2002: 31) haben wir hier mit einer etappenweise verlaufenden Migration deutscher Ansiedler nach Osten zu tun, wobei die Provinz Meißen für die Besiedlung von Schlesien das wichtigste Vermittlungsgebiet gewesen ist. Das Übergewicht von thüringisch- obersächsischen Sprachmerkmalen in den schlesischen Mundarten zeugt nach Morciniec (2002: 31) davon, dass die schlesischen Lokatoren ihre Ansiedler am Anfang vor allem aus Meißen holten. Die Untersuchungen von Jungandreas (1935) weisen auf eine große Anzahl bairischer Merkmale hin, was von der Zuströmung süddeutscher Ansiedler (über Böhmen) nach Sudeten und süd-östliches Schlesien zeugt. Die niederdeutschen Einflüsse in Nordschlesien lassen Ansiedler aus den norddeutschen Gebieten vermuten. Somit gab es anfänglich keine einheitliche schlesische Mundart. Das, was später als schlesisch bezeichnet wurde, ist Ergebnis sprachlicher Integration

19 Bąkowski (1911: 56): „Wójtowie przyrzekli nam jeszcze, że żadnego poddanego naszego lub kościoła, albo kogokolwiek innego, ani także Polaka wolnego nie zrobią swoim współobywatelem, aby przez to nie opróżniły się włości wiejskie lub biskupie albo kanoniczne lub innych (...).“

auf dem südwestlichen Gebiet Schlesiens, wobei es nie eine dialektale Einheit in Schlesien gegeben hat.²⁰

Wären die Krakauer Goldschmiede ausschließlich schlesischer Herkunft, würde ihre Sprache mit den Merkmalen der schlesischen Mundart übereinstimmen. Sprachlich stehen sie wohl dem obd. näher, was auf ihre Herkunft aus dem Städten Süddeutschlands hinweist. Demgegenüber behauptet Pietrusiński (2000: 46), dass mit der Zeit in der Zunft die einheimischen Bürger und unter den Ankömmlingen, die aus den Nachbarländern, vor allem aus Schlesien stammenden Goldschmiede überwogen („*Tak więc przeważali mieszczenie miejscowi, a wśród przybyłych – zwłaszcza pochodzący z krain ościennych przede wszystkim ze Śląska*“). Wäre die Feststellung richtig, dann würde die Sprache der Krakauer Goldschmiede der schlesischen Mundart entschiedener folgen. Zu bemerken wäre auch, dass die Schreiber der Zunftbücher sicher nicht so hochgebildet, wie die Stadtschreiber waren, deswegen konnten ihre Notizen auch mehr oberdeutsche dialektale Züge aufweisen, als das im Usus der Krakauer Kanzlei war.

Quellen

Boryś, Wiesław (2004): Słownik etymologiczny języka polskiego. Kraków.

Bucher, Bruno (1889): Die alten Zunft- und Verkehrsordnungen der Stadt Krakau. Wien.

Codex Picturatus von Balthasar Behem (enthält Kopien der Privilegien, Willküre, Statute und Juramenta aus der Zeit 1257 – 1505 und spätere Eintragungen); angelegt um 1505, deutschsprachige Fragmente davon herausgegeben von Bucher 1889, Faximille: 1987, Originalhandschrift in der Jagiellonen-Bibliothek Kraków.

Grimm, Jakob (1984): Deutsches Wörterbuch. Mannheim.

20 Morciniec (2002: 31): „Współczesny stan badań przyjmuje etapowe przemieszczanie się osadników niemieckich ku wschodowi. Najważniejszym terenem przejściowym dla osadnictwa śląskiego była prowincja miśnieńska (...) Przewaga cech turyńsko-górnosaksońskich w dialektach śląskich przemawia za tym, iż lokatorzy śląscy sprowadzali początkowo swoich osadników z sąsiedniej Miśni. Badania Jungandrea wykazały obecność w dialektach śląskich licznych cech bawarskich, co przemawia za częściową imigracją z południa Niemiec, prawdopodobnie etapami poprzez Czechy, zwłaszcza na Podgórzu Sudeckim i na południowym wschodzie Śląska. Z kolei osadnictwo w Hesji udało się ustalić dla terenów od Żytawy (Zittau) poprzez Księstwo Kłodzkie aż aż po Górny Śląsk. Wreszcie cechy dolnoniemieckie na północy Śląska każą liczyć się z osadnictwem pochodzącym z terenów północnych, dolnoniemieckich. Nie było więc na Śląsku omawianego okresu jednolitego niemieckiego dialektu śląskiego. To, co później nazwano niemieckim dialektem śląskim, było w zasadzie wynikiem integracji językowej na południowym zachodzie Śląska. Pełna jedność dialektalna na Śląsku nigdy nie zaistniała“.

- Lexner, Mathias (1979): *Mittelhochdeutsches Wörterbuch*. Stuttgart.
- Linde, Samuel (1854): *Słownik języka polskiego*. Lwów.
- Paul, Hermann (2006): *Deutsches Wörterbuch, Elektronische Ausgabe*. Tübingen.
- Ptaśnik, Jan (1917): *Źródła do historii sztuki i cywilizacji w Polsce*. Cracovia Artificium 1300 – 1500, Kraków = CA2.
- Piekosiński, Franciszek/ Szujski, Józef (1878): *Acta Consularia Cracoviensia (Acta officii consularis Cracoviensis 1392 und 1422)*, Ratsbücher, Abdruck; Originalhandschrift im Stadtarchiv von Krakau = AC.
- Pietrusiński, Jerzy (2000): *Złotnicy Krakowscy XIV – XV wieku*, Kraków. Originalhandschriften im Archiv der Stadt Krakau: ApKr rkps AD 965 (1462 -1566), ApKr rkps AD 966 (1545 – 1741).

Literatur

- Bąkowski, Klemens (1903): *Dawne cechy krakowskie*. Kraków.
- Gradowski, Michał (1984): *Dawne złotnictwo. Technika i terminologia*. Warszawa.
- Grabarek, Józef/ Greule, Albrecht/ Piirainen Ilpo Tapani (1997): *Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*. Bydgoszcz.
- Jungandreas, Wolfgang (1987): *Die Geschichte der schlesischen Mundart im Mittelalter. Untersuchungen zur Sprache und Siedlung in Ostmitteleuropa, Breslau 1937* [Nachdruck: *Zur Geschichte der schlesischen Mundart*, Wiesbaden].
- Kaleta, Sławomira (2003): *Graphematische Untersuchungen zum Codex Picturatus von Balthasar Behem*. Kraków.
- Lepszy, Leonard (1898): *Cech złotniczy w Krakowie, jego organizacja i dzieje*. Kraków.
- Lechner Gotthard/ Schröder, Marianne/ Fix, Ulla (1995): *Chronologische Areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie, Festschrift für Rudolf Große*, Frankfurt/M.
- Michels, Victor (1921): *Mittelhochdeutsches Elementarbuch*. Heidelberg.
- Morciniec, Norbert (2002): *Wieloetniczność w historii Śląska na przykładzie polsko-niemieckich stosunków językowych*. In: Hołub, Marek (Hrsg.): *Silesia Philologica. I Kongres Germanistyki wrocławskiej*. Wrocław, S. 27-35.
- Rückert, Heinrich (1878): *Entwurf einer systematischen Darstellung der schlesischen Mundart im Mittelalter*, Paderborn.
- Wiktorowicz, Józef (1971): *Z fonologii języka niemieckiego ksiąg miejskich Krakowa w XIV wieku*. Warszawa.
- Wiktorowicz, Józef (1997): *Die deutsche Sprache in Krakau im 16. Jahrhundert*. In: Grabarek, Józef/ Greule, Albrecht/ Piirainen Ilpo Tapani (Hrsg.): *Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit*. Bydgoszcz, S. 101-108.
- Wiktorowicz, Józef (1981): *System fonologiczny języka niemieckiego ksiąg miejskich Krakowa w XIV wieku*. Warszawa.

- Wiktorowicz, Józef (1984): Graphematische Analyse der deutschen Sprache in den Krakauer Stadtbüchern des XIV. Jahrhunderts. In: Zeitschrift für deutsche Philologie, Bd. 103, H. 3, S. 407-420.
- Wiktorowicz, Józef (1995): Die deutsche Sprache in den Krakauer Stadtbüchern des 15. und 16. Jahrhunderts. In: Lerchner, Gotthard/ Schröder, Marianne/ Fix, Ulla (Hrsg.): Chronologische Areale und situative Varietäten des Deutschen in der Sprachhistoriographie. Festschrift für Rudolf Große. Frankfurt am Main, S. 228-235.
- Winkler, Franz (1941): Der Krakauer Behaim-Kodex. In: Pantheon, Bd. 27, S. 1-100.
- Waligóra, Krystyna (1997): Zu den vortonigen Nebensilbenvokalen als Entsprechung des mhd. <e> in den Krakauer Zunftsatzungen (1365 -1591). In: Grabarek, Józef/ Greule, Albrecht/ Piirainen Ilpo Tapani (Hrsg.): Deutschsprachige Kanzleien des Spätmittelalters und der frühen Neuzeit. Bydgoszcz, S. 109-120.

Danziger Missingsch als sprachliches Kontinuum

Grażyna Łopuszańska (Gdańsk)

Die Stadt ist aus kommunikationstheoretischen Sicht ein Konglomerat von diatopischen (sprachgeographischen) und diachronischen (chronologischen) Verschiedenheiten. Sowohl innere als auch äußere Entwicklung der Sprechsprache der städtischen Kommunikationsgemeinschaft, die sich in der historischen Entwicklung der Stadt herausbildet, wird von den extralinguistischen Bedingungen beeinflusst. Weil die Sprache eine Form gesellschaftlichen Handelns ist und durch die vorherrschenden Werte und sozialen Normen sowie die kommunikativen Bedürfnisse der Gemeinschaft beeinflusst wird, wird sowohl innere als auch äußere Entwicklung der Sprechsprache der städtischen Kommunikationsgemeinschaft von den extralinguistischen Bedingungen beeinflusst.

In den Fällen, wo durch tiefgreifende, gesellschaftliche, rechtshistorische, konfessionelle und wirtschaftliche Veränderungen die nationalsprachigen Grundlagen wechseln, sind die äußerst interessanten Sprachprozesse zu beobachten. Besonders in den städtischen Ballungszentren haben sich infolge des Zusammenstoßens verschiedener Sprachsysteme (Standardsprache, Dialekte, Mundarten und nicht selten nicht verwandte Sprachsysteme) umgangssprachliche Kontinua herausgebildet, die mit der Zeit zu eigenartigen Stadtsprachen wurden, wie es sich in Lemberg und Danzig vor 1945 feststellen ließe.

Die Geschichte Danzigs ist dadurch gekennzeichnet, dass es seit mehr als tausend Jahre immer wieder zum Grenzgebiet der verschiedensten historischen Entwicklungen wurde. Das Gebiet an der Weichselmündung war Grenzraum zwischen baltischen und slawischen Stämmen, Grenzgebiet zwischen Slaven und Germanen, Grenzgebiet der niederdeutscher Siedler, Randgebiet des kaschubischen Territoriums, nördlicher Raum des polnischen und östlicher Raum des preußischen Staates. Die historischen Prozesse führten zum Zusammenstoß verschiedener sprachlichen Systeme und damit notwendigerweise zu starken Veränderungen, die ebenfalls vor allem durch den Gegensatz Ost – West, Nord – Süden geprägt sind. Hauptrichtung der Entwicklung ist zwar das Vordringen des deutschen südlichen Sprachgutes nach Danzig, doch

dürfen sowohl in älterer als auch in jüngster Zeit noch andere sprachliche Vorstöße und niederdeutsche, hanseatische Sprachtradition nicht unbeachtet bleiben. Gemeinhin soll die Stadt aus kommunikationstheoretischer Sicht als Konglomerat von zentripetal zur Mitte hin orientierten Sprachringen aufgefasst werden, weil sich aus der historischen Entwicklung Danzigs als sprachliche Leitmerkmale auf allgemeinsten Ebene Slawisch (Polnisch, Kaschubisch), Mittelniederdeutsch, Hochdeutsch (Mitteldeutsch/ Oberdeutsch) ergeben.

Als Seehafen und Handelsstadt hatte sich Danzig seit seiner Gründung unter relativ günstigen friedlichen Verhältnissen entwickeln können. Die bis zum Ende des 14. Jahrhunderts historisch gewachsene Struktur der Stadt ist zunächst typisch für die kaschubisch – pomoranische¹ Gebiet. Aus einer alten slawischen Fischersiedlung mit Bernsteinhandel entwickelt sich durch die Ansiedlung meist deutscher Kaufleute eine Stadt mit einheimischen (pomoranisch–kaschubischen²) Adel, niederdeutschen Handel treibenden Bürgern, einheimischen Handwerkern und Nichtbürgern. Es ist vielleicht nicht zufällig, dass sich in der 1493 gedruckten Weltchronik von Hartman Schedel die erste Beschreibung Danzigs in der deutschen Sprache findet, wo erste Hinweise auf den Reichtum der Stadt und der Gegend gegeben werden. Danzig wird hier mit dem Adjektiv *herrlich* (Unzeitig, 2005, 14) bezeichnet, das im Frühneuhochdeutschen *selbstbewusst, einflussreich, prächtig* bedeutet. Mit der Sprache steht die Geschichte in reicher Wechselwirkung. Die Deutschen, die nachweislich 1178 in das Danziger Gebiet und Umgebung einwanderten, und ihre Sprache mitgebracht haben, kamen weitgehend aus Nord-, weniger aus Mitteldeutschland. Sie sprachen dementsprechend vorwiegend Mittelniederdeutsch, das ziemlich schnell, eine Vorrangstellung über die primären Sprachen dieses Gebiets – Kaschubisch Polnisch und Prussisch – errang. Zu den sprachlichen Ge-

-
- 1 Im früheren Mittelalter wurde Pommern von den westslawischen Volksstämmen bewohnt. Die deutsche Besiedlung des Gebiets begann in der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts. Seit dieser Zeit wurde der Name *Pommern* nur noch für die westlichen und zentralen Teile des Gebiets benutzt. Dies gilt jedoch nicht für Polen, wo die alte Definition für Pommern blieb. Zur Zeit ist das polnische Pommern in Deutschland als *Hinterpommern* bekannt. Das deutsche Pommern, *Vorpommern* genannt (Mecklenburg-Vorpommern), ist ein Teil der Bundesrepublik. *Hinterpommern* eine historische Bezeichnung, reicht von der Oder bis an die deutsch-polnische Staatsgrenze der Jahre 1918-38. Dieses Gebiet ist altes pomoranisches Sprachgebiet, das den Status eines Grenzgebiets nicht erst seit Jahrhunderten, sondern schon seit Jahrtausenden trägt, und wo die noch vorgeschichtlichen Kontakte der germanischen Kultur innerhalb der indioeuropäischen Dialektgemeinschaft mit den baltischen und slawischen Kulturen gegenseitig aufeinander einwirkten.
 - 2 Unter *pomoranischen* Dialekten werden die Dialekte zwischen dem Gerda-See und der Weichsel bis zur polnischen Sprachgrenze verstanden.

gebenheiten im mittelalterlichen Danzig sind kaum größere Untersuchungen entstanden, obwohl die Arbeiten von Hans Barth (1938) zur mitteldeutschen und die von Ruth Sahn zur mittelniederdeutschen Kanzleisprache Danzigs (1943) sowie die verstreuten Anmerkungen Walther Mitzkas dazu herausfordern, eine Darstellung über die Sprache Danzigs im Mittelalter zu versuchen.

Die ersten Danziger aus der 2. Hälfte des 12. Jahrhunderts stammenden Urkunden wurden lateinisch geschrieben. Nur zögernd hat sich der Gebrauch der deutschen Urkundensprache in den nächsten Jahrzehnten verbreitet. Die älteste deutsche Urkunde für ein deutsches, neu gegründetes Dorf ist die des Komturs von Elbing vom 21. Mai 1300. Der Dialekt der Ordensurkunden zeigt von vornherein regelmäßig mitteldeutsche Formen. (Barth 1938).

Im Gegensatz zu dieser hochdeutschen Kanzleisprache der Landesherrschaft war in den unter lübisch-hanseatischen Einfluss stehenden Küstengebieten des Ordenlandes das Mittelniederdeutsche überall eingebürgert. In Danzig war demgemäß im 14. Jahrhundert die allgemeine Geschäfts- und Schriftsprache ebenfalls niederdeutsch. Eine Ausnahme machte allerdings der Schriftverkehr der Stadt mit dem Orden, an den hochdeutsch geschrieben wurde. Slawische Sprachen (Polnisch, Kaschubisch) wurden nach wie vor in der ursprünglich slawischen Fischersiedlung, in dem sog. Hackelwerk, gesprochen. Die mündliche Kommunikation ist sicherlich, wenigstens bis zum Jahre 1445, polnisch vor sich gegangen, als das Hackelwerk in die Rechtstadt eingemeindet und die bisher polnische Fischerkorporation in eine deutschrechtliche Zunft der Fischer umgewandelt wurde.

Politisch und geistig mit den in der Hanse verbündeten Städten der Ostseeküste, mit Lübeck vor allem, in engerer Beziehung als mit den ostpreußischen Städten, hatte Danzig früher und erfolgreicher als seine ostdeutschen Nachbarstädte eine ausgesprochen bürgerliche Kultur begründet und erhalten. Lage und Entwicklung der Stadt förderten im positiven Zusammenwirken ihre vielleicht bedeutendste Eigenschaft: ihre Offenheit gegenüber der großen Welt und damit ihre vermittelnde Funktion zwischen den Völkern, d.h. hier zwischen Deutschen, Polen und den meistens den Unterschichten angehörigen westslawischen Kaschuben, ferner auch Juden und den zuziehenden Ausländern. In Danzig trafen immer neue Einwanderer ein. Unter ihnen fehlte es nicht an Holländern, Schotten, Franzosen Skandinaviern, an unterschiedlichen tschechischen und italienischen Andersgläubigen³ wie zum

3 Niederländer lebten in Danzig u.a. auf Langgarten, Mattenbude, Sandgrube, flämische Mennoniten in der Siedlung Schottland. Die Niederländische Sprache wurde indes aufgegeben und durch das Niederdeutsche – eng verwandt – ersetzt, später auch durch Hochdeutsch.

Beispiel den sich für die Stadt verdient gemacht habenden Marquis Jan Bonifacio Orii. Viele von ihnen suchten in Danzig Zuflucht und Asyl. Nicht selten fanden sie auch hier ihre neue Heimat. Neben dem Hochdeutschen als Bildungssprache und Ausdrucksform zuziehender Eliten sowie dem westslawischen Kaschubisch, das von zugewanderten Angehörigen der Unterschichten und von den Markthändlern gesprochen wurde, konnte man in Danzig auch verschiedene deutsche Dialekte hören. Und obwohl im 15. Jahrhundert im Allgemeinen das Niederdeutsche noch vorherrschend blieb, doch gewann das Hochdeutsche mehr und mehr am Boden, besonders im Schriftverkehr mit hochdeutschen Empfängern, wie den Herzögen von Schlesien, dem Markgrafen von Meißen, den Städten Breslau, Liegnitz, Krakau. (vgl. Barth 1938) Auch an den König von Polen wurde hochdeutsch geschrieben.

Niederdeutsch wurde regelmäßig, vor allem im hanseatischen Verkehr, an die pommerschen und westfälischen Städte geschrieben. Im 16. Jahrhundert ging das Niederdeutsche rasch weiter zurück. Der letzte niederdeutsche Brief des Danziger Rats stammt von 1563; aus den Schöffenbüchern verschwindet das Niederdeutsche nach 1566. Doch diente es noch lange der mündlichen lokalen Kommunikation und scherzhaften Literatur. (Simson 1967, 371) 1564 wurden die bis dahin niederdeutschen Danziger Ratsverordnungen in hochdeutscher Sprache abgefasst, während sich das Niederdeutsche als Gerichtssprache noch bis 1566 behauptete.

Offenbar hat auch in Danzig das Eindringen der Reformation durch die im Mittelpunkt des Gottesdienstes stehende hochdeutsche Predigt und die deutsche Bibel das Verständnis des Hochdeutschen in der breiten Masse der Bevölkerung mächtig gefördert und den bereits vorhandenen Rückgang des Niederdeutschen beschleunigt. Obwohl das Hochdeutsche das Niederdeutsche ablöste, lebte die niederdeutsche Sprache in Danzig weiter fort, wobei sich allerdings ein allmählicher Übergang vom Mittelniederdeutschen zum Neuniederdeutschen, auch Plattdeutsch genannt, vollzog. Noch zu Beginn des 18. Jahrhunderts wurde in Danzig Platt auch noch in höheren Schichten verwendet.

Im zeitgenössischen Bewusstsein des 17. Jahrhunderts war Danzig Tor und Schlüssel zum polnischen Königreich. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts wurde hier gleichermaßen deutsch und polnisch gesprochen. Die Markthändlern auf dem Fischermarkt sprachen kaschubisch.⁴ 1632 erschien in Danzig die

4 Das Kaschubische wird in Pommern, in der Gegend westlich von Danzig, bis heute als Alltagssprache gesprochen. Das Charakteristische für diesen Dialekt sind Substratelemente aus dem Prussischen und ein größerer Anteil an deutschen Lehnwörtern. Seit dem 15. Jh. wird Kaschubisch in Lateinschrift und nach dem Vorbild der polnischen Orthographie geschrieben

Bibel in polnischer Sprache, die über die folgenden Jahrhunderte hinweg das Hausbuch der evangelischen Polen blieb.

Im Mittelpunkt des geistigen Lebens der Danziger Bürger stand das eigentlich Hochschulrang einnehmende Danziger „Akademische Gymnasium“, wo den Schülern sowohl deutsche als auch polnische und lateinische Sprache beigebracht wurden. Das Latein galt damals als die dem höfischen Zeremoniell gemäße Sprache. Ein großer Teil der das geistige Leben Ostdeutschlands bestimmenden Persönlichkeiten des 17. Jahrhunderts war an dieser Schule Lehrer oder Schüler gewesen (Ernst Schwabe von der Heyde, Johannes Plavius, Johann Peter Titz, Andreas Gryphius, Hofmann von Hofmannswaldau, Michael Albinus, Kaspar Stieler, Georg Greflinger und zahlreiche andere). Außerdem wurde Danzig in den Notjahrzehnten des Dreißigjährigen Krieges das bevorzugte Fluchtziel einer ganzen Reihe hervorragender Persönlichkeiten, die das kriegerische Geschehen aus ihrer Heimat vertrieb. Unter ihnen war einer der führenden Vertreter des deutschen geistigen Lebens, der Meister der Barockpoesie, Martin Opitz.

Die gebildeten Leute sprachen und schrieben vor allem Hochdeutsch. Im Danziger Akademischen Gymnasium wurde auch Hochdeutsch unterrichtet. Doch war das Leben Danzigs von zwei höchst unterschiedlichen Kräften getragen. Einmal von seiner deutschen Bürgerschaft, deren Lebensform und, was damit verbunden ist, die Sprache nicht zuletzt durch die enge Verbindung zu den norddeutschen Hansestädten bestimmt waren; zum anderen aber durch die staatlich-politische Bindung an die polnische Krone und durch den polnischen Teil der Einwohner. Bei deutlicher Wahrung des nationalen Selbstbewusstseins beider Teile der Einwohnerschaft lieferten die deutschen und polnischen Bürger ein Beispiel für das sehr wohl mögliche friedliche und harmonische Zusammenleben von Deutschen und Slawen und für gemeinsame Bewältigung der Erfordernisse des Daseins. Auf einem der alten Bilder wurde die Stadt an der Motlau als ein Turm dargestellt. In der Tat war Danzig ein eigenartiger Turm zu Babel, ein buntes sprachliches Durcheinander, ein Sprachgewirr. Um 1750 herum war die deutsche Bevölkerung Danzigs weitgehend zweisprachig: Nieder- und Hochdeutsch. Erst später wurde das Niederdeutsche stark zurückgedrängt. Die slawische Bevölkerung Danzigs war multilingual, da Kaschubisch für den großen Teil der damaligen Danziger Sprachgemeinschaft ihre primäre Sprache war.

Unter diesen Verhältnissen hatte sich in dieser besonderen Stadt eine charakteristische, selbstbewusste, eigenartige Sprachgemeinschaft herausgebildet, die sich der besonderen Rechte und Freiheiten, derer sich die Freie Stadt Danzig erfreute, bewusst war, und die sie wie ihren Augapfel hütete. Es ist auch nichts Erstaunliches darin zu sehen, dass sich viele der Stadtbewohner

mit keiner der einzelnen Nationen identifizierten. Sie erachten sich einfach als die Danziger Bürger und haben unter den Bedingungen, unter denen sie lebten, eine spezifische, raumbezogene, lokal bedingte Identität herausgebildet, die sich in der in Danzig gebrauchter, sich auf dem kaschubischen Substrat entwickelten Abart der Sprache widergespiegelt hat.

Die historischen Prozesse führten in dieser Stadt zum Zusammenstoß verschiedener sprachlicher Systeme und damit notwendigerweise zu deren starken Veränderungen. Die sprachlichen Bewegungen wurden auch durch den Verlauf der wichtigsten Verkehrswege erleichtert. Dies reflektierte einen wesentlichen Bestandteil städtischer Eigenart, nämlich die sprachliche Schichtung und Gliederung der lokalen Sprachgemeinschaft.

Die in der Zeit der Hanse in Danzig alltäglich gesprochene und geschriebene niederdeutsche Umgangssprache, die sich auch in das niederdeutsche Sprachgebiet einfügte, wurde der Gruppe des Westniederpreußischen (Mitzka 1943, 473)⁵ zugerechnet. Diese Abart der Sprache, die als eine Adstratsprache⁶ bezeichnet werden kann, zeichnete sich durch seine breite Aussprache (z. B. *a* wurde als ein Zwischenlaut *oa* oder *ua* realisiert) sowie das Fehlen von Diphthongen (Tolksdorf 1985, 313-336) aus. Im der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts⁷ wurde das Danziger Platt durch die hochdeutsche Bildungssprache abgelöst. Doch diente es noch lange der mündlichen lokalen Kommunikation⁸ und – seltener – auch der Literatur. 1591 führte der von 1580 bis 1602 am Akademischen Gymnasium als Lehrer tätige Philipp Weimer mit seinen Schülern das Schauspiel *Elisa. Eine Neue und lustige Comödia* auf, wo er den Bediensteten Tharsus im Danziger Platt sprechen lässt.

5 Die polnische Germanistik hat sich mit den niederdeutschen Koloniodialekten bisher nicht beschäftigt.

6 Die gängigen Begriffe der älteren historischen Sprachwissenschaft: *Substrat*, *Superstrat* und *Adstrat* sind latent wesentlich sprachsoziologische Begriffe. All diese Begriffe sind auf ein *Strat*, also eine Sprache die weiterlebt und Elemente aus anderen Sprachen integriert. Das heißt, dass das Selbstverständnis der Sprecher der Stratsprache relativ konstant geblieben ist, während Substrat- und Superstratsprachen aus jeweils nachzuweisenden gesellschaftlich-politischen Gründen in ihren Gruppen aufgegeben worden sind. Im Fall der Adstratsprachen wird keine der beiden Sprachen aufgegeben; aber es müssen sich auch hier im einzelnen Fall soziale Gründe für die Übernahme von Elementen finden lassen, etwa enges Zusammenleben mit anderen Gruppen oder besonderes kulturelles oder wirtschaftliches Prestige.

7 Der letzte plattdeutsche Brief des Danziger Stadtrats stammt von 1563.

8 Johann Bernoulli notiert in seinen Reiseerinnerungen (*Reisen durch Brandenburg, Pommern, Preußen, Curland, Russland und Pohlen in den Jahren 1777 u. 1778*. Bd.1. Leipzig 1779, S. 160), dass er in Danzig miteinander sprechende Kaufleute gar nicht verstehen konnte.

Im Zusammenhang mit dem beschleunigten sozialen Wandel und dem Zuzug eines großen Teils des Bildungsbürgertums wurde das Platt⁹ als Umgangssprache Anfang des 19. Jahrhunderts fast restlos verdrängt, woran auch sowohl die Schule als auch die Kirche, wo seit langem hochdeutsch gepredigt wurde, ihren Anteil hatten.

Infolge der Wanderungsbewegungen und sozialer Umschichtungsprozesse, nach dem Übergang einerseits zum Hochdeutschen, andererseits zum Plattdeutschen hat sich in dem 19. Jahrhundert im Danziger Stadtgebiet eine neue Sprachform, ein neuer Umgangsdialekt – das Danziger Missingsch herausgebildet. Das Missingsch, eine Mischsprache aus Platt und Hochdeutsch mit den westslawischen Elementen, wurde mit der Zeit zur Danziger Stadtsprache, die unabhängig vom Bewusstsein der ethnischen Zugehörigkeit, in dieser multikulturellen Stadt zu vorherrschender lokaler Verkehrssprache und zu einem der wichtigsten identitätstiftenden Elemente des Danziger Bürgers wurde. Das Missingsch war mit seiner hochdeutschen Grundlage auch für Ortsfremde verständlich und, anders als das frühere Platt, auch für Personen erwerbbar, für die es keine primäre Sprache war. Es entwickelte sich als eine Superstratsprache auf dem niederdeutschen und kaschubischen sprachlichen Substrat und war eine Art der Ausgleichssprache, die zahlreiche lokale vor allem aus dem Niederdeutschen und aus dem Kaschubischen übernommene Merkmale besitzt. Das Danziger Missingsch zeigt auch sowohl deutliches Substrat des Polnischen als auch des Baltischen. Es lassen sich auch jiddische¹⁰ und niederländische, von den niederdeutschen nur schwer zu unterscheidende Elemente erkennen. Ihre Spuren hat auch die Sprache der Gauner hinterlassen.

Ostmitteldeutsches Merkmal dieser Sprache¹¹ ist, dass die vorderen gerundeten Vokale: **ö** und **ü** inkonsequent als **ie**, **i:**, **e:** oder **i** realisiert wurden: **ü** → **ie: über** [ieb«r], **ü** → **i: grüne** [gri:n«], **mühsam** [mi:zam], **ö** → **e: aufhören** [aufhe:ren], **ö** → **i** [ö:i], und **-g** wird zu dem Spirant **-g**

9 Danziger Platt wurde noch in die lokale Literatur um die Wende des 19. und 20. Jahrhunderts von dem Pfarrer Wlther Domansky eingeführt. Doch mussten seine Gedichte ins Hochdeutsche übersetzt werden, weil das Niederdeutsche schon keine allgemeinverständliche lokale Sprache mehr war.

10 In Danzig zählte man 1910, bei einer Bevölkerung von ca. 300.000, 2717 Juden. 1927 waren es über 10 000 Juden. Sie waren zweifacher Herkunft. Die sogenannten Deutsche Juden bedienten sich vorwiegend des deutschen Missingsch. Die Ost- oder polnischen Juden waren meistens multilingual. Sie sprachen Jiddisch, Hochdeutsch und polnisch.

11 Ein herzliches Dankeschön gilt Herrn **Paweł Fularczyk** für sein Entgegenkommen, wodurch die vorliegende Publikation überhaupt entstehen kann. Das sprachliche Material wurde uns von ihm zur freundlicher Verfügung gestellt. Teilweise wurde das sprachliche Material den Texten von Fritz Jaenicke (Poguttke) entnommen.

→ **j: jut (gut)**. Die niederdeutschen Merkmale des Missingschs sind: Senkung der Artikulation **i** → **e: [e:ch]** (ich), und die Realisierung des **u** als **o: u** → **o: [o:nd]** (**und**). Das Fehlen der vorderen gerundeten Vokale nicht nur im Westpreußischen aber auch in anderen deutschen Kolonialdialekten z.B. im Deutschschlesischen (Łopuszańska 2004) ist wahrscheinlich die Folge der Entwicklung dieser Dialekte auf dem westslawischen (polnischen und kaschubischen) sprachlichen Substrat. Das slawische Substrat erscheint im Missingsch auf jeder Ebene dieser Sprache. Die Qualität der Vokale wird oft nicht realisiert: *kam* [kAm] wird als [kam] ausgesprochen. Die Wortfolge im Nebensatz weicht oft von der deutschen Standardsprache ab: ... *wenn ich es dir werd sagen*.

Flüchtigere Untersuchung des mir gelieferten sprachlichen Materials beweist, dass ein Teil der Reliktelemente, die die einzelnen Verschiebungsstufen der Lautverschiebung aufweisen, noch in dieser Sprache erhalten geblieben ist: *abstewen* (abstauben), *Donerwader* (Donnenwetter). Die Form des Partizips II von *sein* wurde in der mittelhochdeutschen Gestalt erhalten: *gewast; haben* bewahrte die kontrahierte mittelhochdeutsche Form *hoan*, wobei das Zwischenlaut *oa* als das lange flache [A] realisiert wird.

Englische Einflüsse spiegeln sich in der üblichen Frage: *Wie spät ist es?*, die in Danziger Missingsch *Was is de Klock?* lautete. Daneben funktionierte auch für *die Uhr* das aus dem Polnischen integrierte Wort *zeger* (polnisch: *zegar* mask.): *Was ist die zeger?* (Wie spät ist es?), wobei das weibliche Geschlecht des adaptierten Substantivs aus der deutschen Sprache übertragen wurde (*die Uhr*).

Danziger Missingsch ist auch von französischen Einflüssen nicht frei: Kleingeld hieß *Chausseegeld*; Landstraßenwärter wurde *Chausseekratzer* und das Heft *das Kajet* genannt.

Die Sprache der Gauner hat auch Spuren hinterlassen. Aus der Gaunersprache stammt das Wort *abkorken* (sterben) und *Kadaun* (Bauch), *der Kit* (Leberwurst). Zu den jidischen Entlehnungen gehört *meschugge* (in j-n vernarrt, verliebt sein) : *Er ist ganz meschugge hinter ihr*.

Danziger Missingsch zeigt ein deutlich durchschimmerndes Substrat des Westslawischen, besonders des Kaschubischen und auch des Polnischen. Da die beiden Sprachen derselben Sprachgruppe gehören, ist es nicht immer möglich mit Sicherheit festzustellen, ob die Entlehnungen dem Kaschubischen oder dem Polnischen entnommen wurden.

Zu den Entlehnungen aus dem Polnischen gehören: *kamuffeln* (verstecken, pol. *kamuflować*), *die Kawke* (Dohle, pol. *kawka*), *der Korbatsch* (die Peitsche, pol. *korbacz*), *das Machleuchen* (kleiner Betrug, pol. *machlojki*), *kuddlich* (zottig, pol. *kudłaty*). Das Wort *Jajkes* (Eier), die polnisch *jajka*, ka-

schubisch *jaja* heißen, konnte sowohl aus dem Polnischen als auch aus dem Kaschubischen adaptiert werden. Ähnlich ist es mit *kruschenln* (bröckeln, pol. *kruszyć*, kasch. *kriszec*), *miseritzke* (schlecht, j-m geht es nicht gut, pol. *mi-zerny*, kasch. *mize:rny*), *Gruszel/Kruszke* (Birne, pol. *gruszka*, kasch. *grusze*); *Powjestkes* (Erzählungen) und *Gewastketag* (Weihnachten) stammen dagegen unbestritten von dem kaschubischen *powjestka* (Erzählung) und *gwestka* (der heilige Abend). Kschubischen Herrkunft sind auch: *Plitt* (Pfützte, kasch. *plëta*, pol. *kałuża*), *Wruck* (Kohlrübe, kasch. *wrëk*, pol. *brukiew*), *fist* (lauwarm, kasch. *fist*, pol. *letni*), *prunen* (schlecht nähen, kasch. *prunowac*, pol. *szyć drobiazgi*).

Die Geschichte der Hansestadt Danzig ist dadurch gekennzeichnet, dass es seit mehr als 1000 Jahren immer wieder zum Grenzgebiet der verschiedenen historischen Entwicklungen wurde. Ihre Bedeutung erhielt die Stadt durch die Lage nahe der Mündung der Weichsel in die Ostsee. Es ist eine besondere Lage am Übergang zwischen West- und Osteuropa, wo sich viele Völkerstämme berührten. Die historischen Prozesse führten zum Zusammenstoß verschiedener sprachlicher Systeme und damit notwendigerweise zu deren starken Veränderungen. Die sprachlichen Bewegungen wurden auch durch den Verlauf der wichtigsten Verkehrswege erleichtert.

Die gemeinsame, viele Jahrhunderte bestehende Geschichte der Kaschuben, Deutschen und Polen in dieser multikulturellen und multilingualen Stadt führte zur Herausbildung der kaschubisch-deutsch-polnischen Kommunikationsgemeinschaft, in der unterschiedliche, alle drei Nationen integrierende Bindungen zwischen den Menschen bestehen. Die wesentlichen gesellschaftlichen Prozesse, Zusammenarbeit und Anpassung, haben zur sprachlichen Akkomodation und Assimilation im Bereich der multiethnischen Gesellschaft dieser Stadt beigetragen.

Das aus Standardsprache, standardnaher Umgangssprache und dialektaler Umgangssprache erwachsene Kontinuum zeichnet sich einerseits durch beachtliche Kontraste und andererseits durch ziemlich fließende Übergänge zwischen einzelnen Varietäten aus. Diese Form der dialektnaher Umgangssprache hat nicht nur zu den bestimmten „phonetischen Akzent-Differenzen geführt, hat aber auch das ortsspezifische Vokabular entwickelt, welches von seinen Trägern mehr oder weniger als positiver Ausdruck von Identität empfunden und gebraucht wurde, während sich die standardnahe Umgangssprache weiterhin als ihre Hauptsprachform bewährt.

Das gesellschaftlich determinierte Sprachbewusstsein der Sprachträger entscheidet über die Aufnahme neuer sprachlicher Erscheinungen und über den Untergang anderer. Diese Varietät, die sich in Danzig infolge der Wanderungsbewegungen und sozialer Umschichtungsprozesse herausgebildet hat,

wurde mit der Zeit zu vorherrschender lokaler Verkehrssprache, die unabhängig vom Bewusstsein der ethnischen Zugehörigkeit zu einem der wichtigsten identitätsstiftenden Elemente des Danziger Bürgers wurde.

Hier können die Ursache und Auswirkung der sogenannten Sprachströmungen gesehen werden. In diesem Zusammenhang sind nicht nur die großen Umwandlungsprozesse des Sprachausgleich zu sehen. Auch einzelne sprachliche Veränderungen können dadurch erklärt werden.

Literatur

- Barth, Hans (1938): Zur Danziger Mitteldeutschen Kanzleisprache. Danzig
- Lorenz, Fryderyk (1958): Pomoranisches Wörterbuch Veröffentl. D. Inst. f. Slawistik d. Deutsch. Akad. d. Wiss. Berlin
- Łopuszańska-Kryszczuk, Grażyna (2004): Die deutsche Sprache im polnisch-deutschen Grenzgebiet. Olsztyn
- Mitzka, Walther (1968): Kleine Schriften zur Sprachgeschichte und Sprachgeographie. Berlin
- Mitzka, Walther (1959): Grundzüge nordostdeutscher Sprachgeschichte. in: Deutsche Dialektgeographie. Bd. 59. Halle/Saale
- Jaenicke, F. (2000): Danziger Stammtischgespräche von Fritz Jaenicke. Rentier Poguttke erzählt. In: Unser Danzig. Mitteilungsblatt des Bundes der Danziger, Jahrgang 52, nr 1-12. Lübeck.
- Popowska-Taborska, Hanna/ Boryś, Wiesław (1994-2002) Słownik etymologiczny kaszubszczyzny. t. I – IV. Warszawa.
- Sahm, Ruth (1943): Zur mittelniederdeutschen Kanzleisprache Danzings. Diss. Marburg
- Schemke, Max (1921): Vom danziger Platt. In: Danziger Neuste Nachrichten 28. Nr 57. (9.3)
- Simon, P. (1967): Geschichte der Stadt Danzig bis 1626. Bd. 2. Aalen
- Tolksdorf, U. (1985): Die Mundarten Danzings und seines Umlandes. In: B. Jähning, Bernhart/Letkemann, Peter (Hrsg): Danzig in acht Jahrhunderten. Beiträge zur Geschichte eines hansischen und preußischen Mittelpunkts. Münster.
- Trepczyk, Jan (1994): Słownik polsko-kaszubski. T. I i II. Gdańsk
- Unzeitig, M. (2005): Die erste Stadbeschreibung Danzigs in deutscher Sprache in Münsters Kosmographie. In: Bönig, Holger/ Jäger, Hans W./ Kątny, Andrzej. Szczodrowski, Marian (Hrsg.): Danzig und der Ostseeraum. Sprache, Literatur, Publizistik. Bremen.
- Wagner, Kurt (1927): Deutsche Sprachlandschaften. Marburg.

Form-, Funktions- und Bedeutungswandel: Ein Abriss der Interpretationsmöglichkeiten

Michail L. Kotin (Zielona Góra)

I. Einführende Vorbemerkung

Im Herbst 2010 haben wir am Germanistischen Institut der Universität Zielona Góra eine große internationale Fachtagung über *Geschichte und Typologie der Sprachsysteme* organisiert, an der u. a. führende Forscher auf den Gebieten Historische Sprachwissenschaft und Sprachtypologie aus Polen, Deutschland, Österreich, Russland, Japan, Großbritannien und den USA teilgenommen haben. Wir hatten bei dieser Gelegenheit die Ehre und Freude gehabt, den heutigen Jubilar Prof. Dr. Józef Wiktorowicz als eingeladenen Plenarreferenten begrüßen zu dürfen. In diesem Beitrag möchte ich nun den gegebenen Anlass nutzen und an das Thema seines Plenarvortrags auf diesem repräsentativen Forum anknüpfen, welches lautete: *Die Entstehung und Entwicklung des Bedeutungswandels*. Der Beitrag ist im Tagungsband abgedruckt worden (S. 337-346), der bei dem Winterverlag in Heidelberg im 39. Band der Reihe *Germanistische Bibliothek* erschienen ist¹.

Eingangs befasste sich der Jubilar in seinem Referat mit Rudi Kellers Einwand gegen das sog. *repräsentationistische* Konzept der Wortbedeutung zu Gunsten des *instrumentalistischen* Konzepts, bei dem die Wortbedeutung lediglich von den Regeln der Wortverwendung in einem bestimmten zeitlichen Kontext abhängig gemacht wird (vgl. Wiktorowicz 2011: 337). Der Dreh- und Angelpunkt der Kritik des Jubilars an Kellers instrumentalistischem Ansatz (vgl. Keller/Kirschbaum 2003: 4f.) war die Forderung, nicht nur kommunikationsbedingte Folgen des Bedeutungswandels zu registrieren und diese wiederum instrumentalistisch zu erklären, sondern auch – und gerade vor allem – zu zeigen, „welche Veränderungen in der Semstruktur die Veränderungen

1 Kotin, Michail L. & Elizaveta G. Kotorova (Hg.), unter Mitarbeit von Martin Durrell (2011): *Geschichte und Typologie der Sprachsysteme / History and Typology of Language Systems*. Heidelberg: Winter (=Germanistische Bibliothek 39)

in den Gebrauchsregeln eines Wortes *ausgelöst* haben“ (Wiktorowicz 2011: 337f.).

Diese deutliche hierarchische Überordnung sprachinterner Wandelmechanismen vor sprachexternen Faktoren des Bedeutungswandels, die heutzutage eher untypisch ist und gar nicht selten als altmodisch stigmatisiert wird, hat meine sofortige und uneingeschränkte Zustimmung bekommen. Denn auch ich habe in meiner Kritik instrumentalistischer Ansätze in den Sprachwandelkonzepten (vgl. u.a. Kotin 2005) mehrfach darauf hingewiesen, dass diesen keine Erklärungsadäquatheit und Erklärungssuffizienz zukommt, welche ihnen heutzutage oft zugewiesen werden.

In meinem heutigen Beitrag möchte ich einige weitere Annahmen und Beobachtungen zu diesem Problemkomplex anbieten, da ich überzeugt bin, dass gerade diesem „Knoten“ die zentrale Stelle in der Sprachwandelforschung zukommt.

Ich bleibe dabei weitestgehend bei den Beispielen, die der Jubilar in seinem Grünberger Beitrag diskutiert hat, und zwar dem Substantiv *Volk* und dem Adverb *dann* bzw. der Konjunktion resp. Diskurspartikel *denn*.

2. Der kurzfristige Wandel (Bedeutungswandel), exemplarisch dargestellt am Substantiv *Volk*

In dem hier behandelten Beitrag von Józef Wiktorowicz wird die Bedeutungsentwicklung des Substantivs *Volk* – entsprechend der eingangs expressis verbis formulierten Aufgabe – seit dem 18. Jh. verfolgt. Ich erlaube mir, wesentlich früher anzusetzen, da es mir in meinem Beitrag um eine Trennlinie zwischen kurz- und langfristigen Wandel geht. Etymologisch handelt es sich um das Nomen, welches auf den indogermanischen Stamm **p^hk-* zurückgeht. Diese Form ist die typische Nullstufe des Wurzelablauts, bei der zwischen dem anlautenden Konsonanten und der darauffolgenden Kombination von Resonant und Geräuschlaut (oder bei anderen Formen der Resonantengemination des Typs *mm*, *nn*, *ll*, *rr*) der Kurzvokal der sog. Voll- oder Normalstufe, also *e* oder *o*, verschwindet (daher auch die Bezeichnung „Schwundstufe“ neben „Nullstufe“). Eine Erläuterung dieses Prozesses würde den Rahmen meines Beitrags sprengen und wird hier daher nicht vorgenommen. In den meisten indogermanischen Sprachen (außer z.B. Armenisch oder der Südslavia) wird in solchen Fällen zwischen den Anlautskonsonanten und die Resonantenkombination ein sog. epenthetischer Vokal eingeschoben. In der Germania war es ursprünglich das kurze *u*, welches im Deutschen zu *o* gesenkt wird, da das Substantiv *Volk* zu den *a*-stämmigen Nomina gehört, bei denen der genuine stambbildende Vokal *a* eine teilassimilative Veränderung von *u* zu *o* (Vokalharmonie) auslöst.

Der anlautende stimmlose Spirant *f* entstand im Germanischen im Ergebnis der i., oder gemeingermanischen Lautverschiebung (Grimms Gesetz) aus dem indogermanischen explosiven stimmlosen *p*. Die exakte polnische Entsprechung für nhd. *Volk*, ne. *folk* ist also das Substantiv *putk*, und die Bedeutungsnahe beider Wörter lässt keinen Zweifel zu: Es handelt sich nämlich um eine genuine Bezeichnung größerer (Menschen)menge.

Im Althochdeutschen bedeutete *folk*, *folch* eine Menschenmenge, es wurde u.a. auch in Verbindung mit *menigi* 'Menge' verwendet, so im ahd. *Tatian*, wo auf diese Weise die lateinische Wendung *multitudo populi* wörtlich wiedergegeben wird:

- (1) Tat. 2, 3: [...] *inti al thiū menigi uuas thes folkes ūzze, betonti in thero ziti thes rouhennes.*
 L. 1, 10 [...] *et omnis multitudo erat populi orans foris hora incensi.*
 'und die ganze Menge des Volkes war draußen und betete in der Zeit des Weihrauchs.'

Neben dieser Bedeutung weist das Substantiv *folk*, *folch* bereits im Althochdeutschen die Semantik auf, die dem gegenwartsdeutschen *Volk* als ethnisch bestimmbare Menschengruppe nahe steht, vgl. schon im Hildebrandslied:

- (2) Hild. 8-13: *her fragen gistuont / fohem uuortum, hwer sin fater wari / fireo in folche ... / eddo hwelihhes cnuosles du sis. / ibu du mi enan sages, / ik mi de odre uuert, / chint, in chunincriche: chud ist mir al irmindeot.*
 'er begann zu fragen mit wenigen Worten, wer sein Vater war unter den Leuten seines Volkes oder welchen Geschlechts du bist. Wenn du mir einen nennst, kenne ich auch die anderen; Kind, im Königreiche bekannt ist mir das ganze Volk.'

Das Fragment zeigt eindeutig, dass es sich gerade um eine Volksgemeinschaft handelt. Hildebrands Frage an Hadubrand wird alternativ formuliert: Der Letztere soll entweder die Zugehörigkeit seines Vaters zu einem Volk bezeichnen oder aber seine eigene Herkunft durch den Verweis auf sein *Geschlecht* (*cnuosal*) verraten, was somit eindeutig von der Synonymie zwischen beiden Begriffen zeugt. Darüber hinaus wird das zusammengesetzte Nomen *irmindeot* (soviel wie 'das gesamte Volk') als weiteres Synonym zu *folch* verwendet. Bedenkt man, dass ahd. *deot* eine unverkennbare ethnisch-sprachlich-kulturelle Identifikation einer (hauptsächlich germanischen) Menschengemeinschaft als semantisches Hauptmerkmal trug, wird die durchaus 'moderne' Lesart von *folch* im *Hildebrandslied* unverkennbar.

Auch in der *Tatian*-Bilingue wird neben der im Beleg (1) bezeugten Bedeutung 'Menschenmenge' durchaus auch auf das ethnische Volk bzw. das „Gottesvolk“ referiert, vgl.

- (3) Tat. 2, 7: *Inti her ferit fona inan in geiste inti in megine Heliases [...] garuuen trubtine thuruhtigan folc.*

‘und er [Johannes der Täufer – M.K.] wird vor ihm wandeln im Geiste und in der Macht des Elias [...] (um) dem Herrn ein würdiges Volk vor(zu)bereiten.’

Die in (1) erscheinende Lesart lebt neben der Semantik in (2) und (3) auch in mhd., frnhd. *folk*, *volk/Volk* weiter, darunter insbesondere als bewaffnete Einheit (also maximal nahe zu seinem polnischen etymologischen Pendant *pułk*) – als Simplex oder in Zusammensetzungen wie *fussvolk*, vgl. die Nürnberger Stadtchronik von Ullmann Stromer aus dem Jahre 1398:

- (4) Stromer, Puechel, 1388: [...] *und di stat zoch am montag frw aus, und heten bey tausent raysiger pferd und sust vil folks, di auf wagen und karren furen und sust vil fussvolkes [...]*

‘und die Stadt zog am Montag früh aus, und [sie] hatten nahezu tausend kampfbereite Pferde und sonst viel Volk, die [referiert als Plural auf *Volk* – M.K.] auf Wagen und Karren fuhren und sonst viel Fußvolk [...]’

Dem Bedeutungswandel von ‘Menschenmenge’ zu ‘ethnische Menschengemeinschaft’ liegt allgemein die Spezifizierung nach dem semantischen Merkmal der Abgrenzung zu Grunde. Das jeweilige Abgrenzungskriterium ist dabei mehr oder minder frei wählbar. So kann *Volk* sowohl eine bewaffnete bzw. militärische Einheit (so schon im älteren Deutsch oder im modernen polnischen *pułk*) als auch eine ethnologisch-kulturell definierbare Menschengruppe bedeuten, wie dies in der deutschen Sprachgeschichte bereits seit deren ältesten schriftlich bezeugten Etappen der Fall gewesen ist. Natürlich treten dabei im Laufe der geschichtlichen Entwicklung weitere Veränderungen auf, die mit dem Wandel des VOLK-Konzeptes selbst verbunden sind und daher eigentlich nicht als Bedeutungswandel sensu stricto interpretiert werden können. Beispielhaft sind hierfür Entwicklungen, die teilweise sehr akribisch im hier behandelten Beitrag von J. Wiktorowicz (2011: 339f.) nachvollzogen wurden, u.a. die Interpretation von *Volk* als einer dem Herrscher (Fürsten, König etc.) unterstehenden größeren Menschengemeinschaft, später mehrfach als ‘einfache, arme, ungebildete etc. Menschen’ (*gemeines Volk*) umgedeutet (daraus ergeben sich mehrere Entwicklungen, allen voran die Pejorativierung in solchen Fügungen wie *wildes, grausames, dummes, rohes Volk* etc. (ibid.: 339)); oder aber als einer Glaubensgemeinschaft, so das *Christenvolk* (insbesondere in der Reformationszeit) etc. Mit zunehmender Identifizierung des Volksbegriffs mit dem sich ausbildenden bürgerlichen Staat und Entstehung von Volksstaaten mit mehr oder minder definierten Staatsgrenzen wird die Semantik von *Volk* wiederum als *Staatsbürger* bzw. *Nation* umgedeutet (ibid.).

Insgesamt kann nun Folgendes festgehalten werden.

- (i) Der Bedeutungswandel bei *Volk* ist grundsätzlich kurzfristig in dem Sinn, dass sowohl die ältere, unspezifizierte kollektive Semantik ('Menschenmenge') als auch die neuere, davon abgeleitete spezifizierte Semantik einer nach bestimmten Kriterien abgrenzbaren Menschengemeinschaft in den Texten bezeugt ist, die chronologisch zu derselben Etappe der Sprachentwicklung gehören und somit stark vermutet werden kann, dass sich der genuine Bedeutungswandel innerhalb der Lebenszeit einer Generation vollzogen hat. Außerdem fällt auf, dass mit der Ausbildung neuer, spezifizierter Bedeutungen die alte, unspezifizierte Semantik eines weiter nicht definierbaren Nomens collectivum in aller Regel weiter fortlebt.
- (ii) Man muss streng unterscheiden zwischen dem „eigentlichen“ semantischen Wandel, welcher in der zunehmenden Spezifizierung durch Hinzufügung eines wie auch immer definierbaren spezifizierenden Merkmals besteht (sei dies 'bewaffnet', 'hörig', 'gemein', 'ethnisch' o.ä.) und dem „uneigentlichen“ Wandel, der sich aus der Anpassung der jeweiligen spezifizierten Bedeutung an den durch den Wandel im „gesellschaftlichen Diskurs“ herbeigeführten Konzeptwandel ergibt, wie z.B. im Fall von *Volk* als 'Menschen, die sich derselben Sprache bedienen', 'Bewohner eines gemeinsamen Territoriums', 'Ethnos', 'Staatsbürger pl.', 'Nation'.

Spezifische diskursbedingte Entwicklungen, wie die von Wiktorowicz (op. cit.: 339) beschriebene zusätzliche Belastung durch Missbrauch in eindeutig ideologisch geprägtem Sinn (z.B. in Sprachgemeinschaften mit autoritärer oder gar totalitärer Gesellschaftsordnung) werden hier nicht speziell behandelt, sind aber unumstritten ebenfalls durchaus forschungswert.

Der hier am Beispiel von *Volk* beschriebene Bedeutungswandel ist, wie oben gezeigt, kurzfristig, was generell den Wandel bei semiotischen Entitäten kennzeichnet. Anders kann er auch im Prinzip nicht verlaufen, da jede Veränderung in der Bedeutung eines Zeichens, allen voran des Sprachzeichens ihrer Natur nach atomar ist, d.h. einen momentanen Nominationsakt darstellt. Sie wird danach von der Sprachgemeinschaft entweder akzeptiert oder abgelehnt. Eine Akzeptanz seitens der Sprachgemeinschaft bei erfolgter neuer Nomination hängt von mehreren Faktoren ab. Unveräußerlich ist dabei jedoch eine Transparenz der Motivation, d.h. eine verständliche Korrelation zwischen der alten und der neuen Bedeutung. Dies gilt für sämtliche metaphorische oder metonymische Umdeutungen, aber auch für sämtliche Umdeutungen

schlechthin. Die zunehmende Spezifikation schafft daher merkmalfhafte Bedeutungsstrukturen, die von den merkmallosten Sememen abgeleitet werden, wobei der Bezug des Merkmalhaften auf das Merkmallose im Nominationsakt immer transparent ist.

3. Der mittelfristige Wandel (Funktionswandel), exemplarisch dargestellt am Adverb *dann* und an der Konjunktion resp. Diskurspartikel *denn*

Freilich gibt es auch Sprachwandel, der in der Gegenrichtung verläuft, d.h. nach dem Prinzip abnehmender semantischer Spezifizierung. Ein Paradebeispiel dafür sind diverse Grammatikalisierungsprozesse, in deren Folge Autosemantika zu Synsemantika werden. Diese Entwicklung können wir gerade bei der Geschichte von *dann/denn* beobachten, die als zweites Beispiel in Wiktorowicz's Artikel (op. cit.: 341ff.) behandelt wird. Bekanntlich sind die koordinierende Konjunktion *denn* mit kausaler Funktion (*Er kommt nicht, denn er ist krank*), die (heute veraltende) komparative Konjunktion *denn* (*Die Situation ist komplizierter denn je*) sowie die modalisierende Abtönungspartikel *denn* (*Was macht er denn?!*) etymologisch direkt zu dem temporalen Adverb *dann* zu stellen. Dieses entstand seinerseits durch Anfügung des temporalen deiktischen Elements **-n* an den indogermanischen Pronominalstamm des Demonstrativums **to-*, was lautgesetzlich germ. **pa-n* (vgl. got. **þan* 'dann' bzw. ahd. *than(n)e*, später *dann(e)*) ergab. Die genuine Semantik 'damals' wandelte sich zunächst von absoluter zu relativer Zeitreferenz, also von 'zu jener Zeit' zu 'danach'.

Eine anschauliche Illustration hierzu ist folgende Stelle aus dem althochdeutschen *Tatian*:

- (5) Tat. 2, 4 (Lk. 1, 12): ***Thanân thô*** *Zacharias uuard gitruobit thaz sehenti, inti forhta anafiel ubar inan.*
zu lat. *et Zacharias turbatus est videns, et timor inruit super eum.*
'und da wurde Zacharia betrübt, das sehend, und Furcht überfiel ihn.'

Auffällig ist hier u.a., dass *thanan* neben dem üblichen althochdeutschen (später auch mittelhochdeutschen) narrativen Konnektor *tho* (ahd. auch *dô* und mhd. nur *dô*) mit temporaler Funktion auftritt, der normalerweise zur Kodierung einer Aufeinanderfolge von Ereignissen eingesetzt wurde. Dabei wird hier – anders als in der lateinischen Vorlage, wo bloß das unmarkierte *et* 'und' erscheint – die Zeitrelation doppelt belegt, einmal text-anaphorisch (*tho*) und zum anderen referenzdeiktisch (*thanan*). Dadurch wird die temporale Lesart komplex, da sie sowohl eine Abfolge der Ereignisse (*danach-*

Konzept) als auch die zeitliche Fixierung des in der betreffenden Proposition kodierten Ereignisses (*dann*- bzw. *damals*-Konzept) enthält.

Die weitere Entwicklung ist von Wiktorowicz (ibid.: 341f.) mustergültig und lückenlos dargestellt worden. Das zeitliche Nacheinander wurde nämlich u.a. als eine Kausalkette umgedeutet (vgl. Wiktorowicz, op. cit.: 341f.), was dem in der Logik falschen, doch bei sprachlicher Interpretation durchaus benutzten, ja beliebten Grundsatz *post hoc ergo propter hoc* entspricht, nach dem die absolute Mehrheit kausaler, finaler, konsekutiver und ähnlicher Konnektoren aus temporalen Indikatoren entstanden sind, wie *während, sobald, solange, weil* etc. (vgl. Kotin 2011: 311ff.). Allerdings wurde hierbei nicht die Form *dann*, sondern die mundartlich bedingte andere Form *denn* in die Standardvarietät übernommen, welche ursprünglich zunächst soviel wie *dann* bedeutete. Dadurch sind in der deutschen Gegenwartssprache etymologische Dubletten entstanden, was aus der Sicht des Sprachwandels jedoch nicht die Tatsache schmälert, dass die grammatikalisierten, synsemantischen *denn*-Varianten unmittelbar der temporalen Semantik des Adverbs *dann*, und zwar in der – ebenfalls von ‘damals’ abgeleiteten, relativen zeitreferenziellen – Bedeutung ‘danach’ entspringen.

Erklärungsbedürftig ist hierbei allerdings, dass das kausale *denn* statt zu erwartender Konsekutivität Kausalität kodiert, also die Reanalyse nicht den Pfad ‘*danach*’ → ‘*folglich*’, sondern den offenkundig entgegen gesetzten Pfad ‘*danach*’ → ‘*deshalb*’ bemüht, was gerade der komplementären Zeitreferenz ‘*davor*’ entsprechen müsste, da der Grund immer der Folge zeitlich vorausgeht. Möglicherweise soll die Erklärung für diese scheinbare logische Inkonsequenz in der von Wiktorowicz (op. cit.: 341) festgestellten Semantik gesucht werden, welche *denn* in mittelhochdeutschen Sätzen mit durativen Verben aufweist: „[...] die zum Ausdruck bringen, dass sich ein Geschehen über einen längeren Zeitintervall erstreckt“ (Wiktorowicz, op. cit.: 341). Das Temporaladverb *dannel/denne* [...] referiert in diesem Fall auf einen mit der zweiten Prädikation zeitgleichen Prozess, vgl. den von Wiktorowicz a.a.O. angeführten Beleg aus der mittelhochdeutschen *Kaiserchronik*, Vers 1395:

- (6) *Hât er danne wistuom / der lêrt in êre unde frum.*
 ‘Hat er dann/denn Weisheit, / lehrt er in Ehre und fromm.’

Es genügt hier die Satzordnung zu ändern und *danne* als Konnektor zu deuten, um aus der ursprünglichen Temporalität die erforderliche Kausalität zu bekommen, also

- (6a) *Der lêrt in êre unde frum / danne er hât wistuom.*
 ‘Der lehrt in Ehre und fromm, denn er hat Weisheit.’

Die Umdeutung der genuinen Temporalität als Komparativität beim skalierbaren Vergleich (*besser denn je* etc.) setzt voraus, dass die Zeitreferenz als Vergleich von zwei gegebenen Zuständen, Prozessen etc. in unterschiedlichen Zeitpunkten reanalysiert wird. Das jeweilige prädikative Merkmal wird bezüglich seiner Ausprägung im Zeitpunkt A mit derselben im Zeitpunkt B konfrontiert. Die Komparativform des Adjektivs kodiert dabei den höheren Grad der Merkmalsausprägung und die Konjunktion *denn* wird in ihrer Funktion aus dem temporalen Bereich in den damit kongenialen Bereich der unmittelbaren Komparation verlagert, nach dem Schema *es war immer X* → *es ist dann X+ geworden* zu *es ist jetzt X+ denn* [= im Vergleich zum] (*früheren*) *X*.

Schließlich die Partikelfunktion in illokutiv markierten Sätzen (*Wo bleibt er denn?!*), die zeitlich die jüngste ist, ist ebenfalls unmittelbar von der temporalen Semantik des zu Grunde liegenden Adverbs *dann* ableitbar und bedarf keiner Annahme von Zwischenstufen in der Gestalt kausaler oder komparativer Konnektorfunktion, vgl. *Wie heißt er DANN?* (*wenn er nicht Müller heißt*). In diesem Fall wird *dann* dermaßen umgedeutet, dass die Temporalität zu Gunsten einer sekundären konversationellen Implikatur (vgl. Grice 1979: 243ff., Liedtke 2012: 141f.) zurückgestellt wird. *Dann* ist nämlich insofern „temporal gerechtfertigt“, als die zweite, alternative Aussage, die getroffen werden muss, nachdem die Nichtfaktizität der ersten festgestellt wurde, erst zeitlich später erfolgen kann. Doch dieses zeitreferenzielle Merkmal ist lediglich für die Reanalyse relevant, nicht jedoch für die Verwendung in der Funktion eines alternativen Markers.

Dann ist in dieser Funktion in aller Regel akzentuiert, doch ist seine genuin mundartliche Variante *denn* als Illokutionspartikel stets unbetont: *Wie HEISST er denn?* Die „alternative“ Lesart ist hier zwar möglich, aber nicht obligatorisch und relativ selten. Die unmarkierte Lesart ist hingegen eine Frage mit hervorgehobenem Sprecherverweis, der z.B. als indiziertes Interesse, Ungeduld etc. zu deuten ist. Dies ist u.a. der Grund, warum Illokutionspartikeln dieses Typs lediglich in Hauptsätzen (hauptsächlich in Fragesätzen) bzw. (selten) in konstruktionell und semantisch unabhängigen Nebensätzen, doch so gut wie nie in logisch abhängigen Nebensätzen verwendet wird, welche keine indizierte Illokution kodieren können (vgl. Abraham 2010: 33ff.), vgl.

- (7) *Wie heißt er denn?! Was hat er denn vor?! Wo wohnst du denn? Ich habe es dir denn gesagt!*
- (8) **Ich fragte ihn, wie er denn heißt. *Frag ihn, was er denn vorhat. *Ich weiß gar nicht, wo du denn wohnst. *Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich es dir denn gesagt habe.*

Es kann nun folgende Zwischenbilanz gezogen werden.

- (i) Der Funktionswandel bei *dann/denn* ist grundsätzlich mittelfristig in dem Sinne, dass die ältere, spezifizierte zeitreferenzielle Funktion des Adverbs zur unterspezifizierten Funktion eines temporal-kausalen und später rein kausalen Konnektors und schließlich zur unspezifizierten Funktion einer Illokutionspartikel wurde, wobei einige Glieder der Wandelkette im Rahmen derselben Generation der Sprachträger nebeneinander existierten und andere erst später entstanden sind. Parallelität und Varianz sind im Ergebnis der Wandelprozesse auseinandergegangen, was u.a. aus der Formdifferenzierung *dann* vs. *denn* ersichtlich ist, welche ursprünglich lediglich mundartliche Varianten derselben Sprachform gewesen sind. Diese Formspaltung erfolgte somit erst in der Standardvarietät des (Hoch)deutschen, wodurch *dann* und *denn* im Neuhochdeutschen klassische etymologische Dubletten sind.
- (ii) Der besprochene Funktionswandel ist ein klassischer Fall von Grammatikalisierung, in deren Folge aus einer lexikalischen Entität (einem Temporaladverb) durch semantischen Abbau und die ihn begleitende Ausbildung unter- bzw. unspezifizierter Funktion zunehmend zwei synsemantische Entitäten (Konjunktion bzw. Illokutionspartikel) entstanden sind. Derartige Entwicklungen sind in der Fachliteratur einschließlich ihrer Mechanismen und Besonderheiten bisher ausführlich beschrieben worden (vgl. u.v.a. Lehmann 1985, 2004; Bybee 1985, Hopper/Traugott 1993, Diewald 1997, 2000; Heine/Kuteva 2002). Der Wandel ist in diesem konkreten Fall „klassisch“ in dem Sinn, dass er unidirektional und irreversibel ist, d.h. eine Rückentwicklung von grammatikalisierten synsemantischen Entitäten (Konjunktion bzw. Illokutionspartikel) zur sekundär umgedeuteten autosemantischen Einheit ist ausgeschlossen.

Interessant ist übrigens, dass das Englische eine durchaus vergleichbare, wenn auch keinesfalls dieselbe Entwicklung durchmacht, inklusive der genuinen formalen (allerdings genau umgekehrten) Verteilung funktional belasteter *a*- und *e*-Formen, welche im Neuenglischen ebenfalls beibehalten ist, vgl. *then* [ðen] ‘dann’ vs. *than* [ðen] ‘denn’ (in der Bedeutung ‘als’ beim Vergleich, welche, wie oben gezeigt wurde, auch im Neuhochdeutschen – auch wenn als veraltet – fortlebt).

Vergleichbare Entwicklungen können auch in anderen Sprachen beobachtet werden, zunächst wie immer in solchen Fällen in der mündlichen Alltagssprache mit weiterer (realisierter oder nicht realisierter) Option einer

Ausweitung auf die Standardsprache, vgl. die Grammatikalisierungstendenz bei dem polnischen Lokaladverb *tam* ‘dort’, welches in der mündlichen Alltagssprache als Illokutionspartikel, insbesondere in den emphatischen Fragen und Antwortrepliken, verwendet werden kann:

- (9) – Co *tam* Pan mówi?!
- (10) – No to jak *tam* Panu poszło?
- (11) – Czy mógłbyś się ze mną dziś spotkać? / Gdzie *tam*?! Przecież nie mam ani minuty wolnego czasu!

4. Der langfristige Wandel (Formwandel), exemplarisch dargestellt an *Volk* und *dann/denn*

Im Falle des Substantivs *Volk* ist die Lautgestalt seit gemeingermanischer Zeit praktisch unverändert geblieben. Der Lautwandel, welcher zu den „prä-semiotischen“ Phänomenen des Sprachwandels gehört und gerade deswegen in aller Regel am langsamsten verläuft und mehrere Generationen der Sprachnutzer umfasst, kann hier lediglich beim Übergang des Nominalstammes vom indogermanischen zum (gemein)germanischen Entwicklungsstadium registriert werden, und zwar: (i) Infolge der sog. ersten (gemeingermanischen) Konsonantenverschiebung wurde der indogermanische explosive stimmlose Konsonant *p* spirantisiert, woraufhin eine artikulationsbedingte „Korrektur“ der beteiligten Sprechorgane (bilabial zu labiodental) erfolgte, da bei bilabialer Artikulation (Kontakt von zwei „weichen“ Sprechorganen, der Ober- und der Unterlippe) lediglich eine starke explosive Kontaktlösung einen hörbaren Konsonanten produzieren kann. Eine spirantische Artikulation erfordert dagegen einen notwendigen Übergang zur neuen Kontaktstelle von einem „weichen“ Sprechorgan (Unterlippe) und dem nächstliegenden „harten“ Sprechorgan (obere Schneidezähne) (vgl. Kotin 2012: 396ff.). Dieser neue germanische Laut bleibt in der gesamten Geschichte der Germania so gut wie unverändert erhalten; (ii) Die vokalische „Nullposition“ vor dem nachfolgenden Liquidum (sog. Nullstufe des Ablauts), die sich aus dem genuinen Akzentmuster der Oxytonese (unbetonte Wurzel bei akzentuierter Suffix- bzw. Endungssilbe) ergibt; diese Nullposition wird von der historischen Phonetikforschung unterschiedlich erklärt, neuerdings im Rahmen der Laryngalthorie. Unabhängig davon, wie die Position zwischen idg. **p* und **l* genuin ausgesehen hat, ist bekannt, dass in den indogermanischen Einzelsprachen verschiedene kurze oder überkurze Vokale (Epenthesen) eingeschoben

werden. Im Germanischen ist es das kurze **u* gewesen, welches im Hochdeutschen auf Grund der Vokalharmonie vor dem stambildenden Postwurzel-*a* (zu idg. **o*, also germ. **fulk-á-* bzw. später **fúlk-a-*) zu *o* gesenkt wurde: ahd. *folk* mit Reduktion des unbetont gewordenen Endsilbenvokals, Rhotazismus und anschließendem Wegfall des nach Verners Gesetz stimmhaft gewordenen *z* ($z \rightarrow r \rightarrow \emptyset$). Seit jener Zeit sind in der Lautgestalt des Gesamtwortes keine weiteren Veränderungen eingetreten.

Bei *dann* und *denn* ist die aus funktionaler Sicht wichtigste Veränderung, anders als bei *Volk*, gerade innerhalb der deutschen Sprachgeschichte eingetreten. Die ursprüngliche freie Varianz beider Formen, die sich einfach aus deren unterschiedlicher mundartlicher Attribution ergibt, wurde seit dem Frühneuhochdeutschen zunehmend zu Gunsten einer funktional bedingten Belastung der jeweiligen Formen aufgegeben: Das autosemantische *dann* wurde in der sich ausbildenden hochdeutschen Standardvarietät von dem synsemantischen *denn* abgehoben, welches seinerseits jedoch keine weiteren Formunterschiede aufwies, sodass im Gegenwartsdeutschen die Konjunktion- und die Partikelfunktion nicht mehr formal unterschiedlich kodiert werden. Aus dieser Entwicklung wird ersichtlich, wie die genuine präsemiotische Varianz semiotisch umgedeutet wird. Diese Umdeutung erfolgt innerhalb der Lebzeiten von relativ nahe stehenden Generationen und kann generell eher als mittelfristig eingestuft werden. Dies ist durchaus verständlich, da es sich hierbei nicht um rein präsemiotischen Wandel handelt, sondern vielmehr um funktional bedingten Wandel, der, wie oben gezeigt wurde, zu Mittelfristigkeit prädestiniert ist. Erwähnenswert ist außerdem die Apokope des Auslaut-*e* (ahd. *thanne*, *danne*, *denne*, mhd. *danne*, *denne*, nhd. *dann*, *denn*), welche rein formal und mit keiner funktionalen Belastung verbunden ist.

Sonstiger Lautwandel bei *dann/denn* liegt sowohl außerhalb als auch z. T. innerhalb der hochdeutschen Entwicklungszeit und ist grundsätzlich langfristig. Zu Grunde liegt bekanntlich der indogermanische Demonstrativpronomenstamm **to-* mit angehängtem Marker temporaler Deixis **-n*. Dem Lautwandel unterliegt somit der Anfangskonsonant, welcher zunächst (nach Grimms Gesetz, i.e. in Folge der 1. Lautverschiebung) zu germ. *þ* wird und später im Hochdeutschen eine Sonderentwicklung durchmacht, deren Zwischenstadium der stimmhafte Spirant *ð* (in den althochdeutschen Schriftendmalern graphisch als *th* oder als *dh* markiert) und Finalstadium die Media *d* ist. Dieser Prozess ist etwa zwei Jahrhunderte jünger als die 2. (hochdeutsche) Lautverschiebung und fällt somit in das 8.-10. Jh., also schon in die Etappe der vorhandenen Schriftlichkeit. Das germanische (und hochdeutsche) kurze *a*, welches später dialektbedingt auch in der *e*-Form vorkommt, entspricht genau dem indogermanischen kurzen Vokal *o*.

Die Zwischenbilanz:

- (i) Der Formwandel bei beiden behandelten Entitäten ist grundsätzlich langfristig, die Veränderungen betreffen einzelne Laute, welche jedoch in den Lebzeiten mehrerer Generationen der Sprachträger sehr stabil bleiben, sodass keine üblichen Erklärungen, die bei semiotisch gekennzeichnetem semantischem oder funktionalem Wandel praktiziert werden, hierbei suffizient sein können. Offenkundig betrifft diese Art des Sprachwandels, den wir hier als präsemiotisch bezeichnen, diejenigen Elemente der Sprachmaterie, welche sich einer empirisch beobachtbaren Tendenzen-Festhaltung entziehen. Die Mechanismen der Evolution müssen daher außerhalb der üblichen Kommunikationskriterien gesucht werden und sind eher organologisch als kommunikationstheoretisch erklärlich.
- (ii) Der Formwandel, welcher jedoch mit Funktionswandel einhergeht, erhält eine funktionale Belastung, welche die Veränderungen in der Lautgestalt automatisch in ein neu gebildetes Funktionssystem einordnet, ja ein starker Wirkungsfaktor ist, der den Formwandel fördert und beschleunigt. Dadurch wird der genuin langfristige Formwandel zum mittelfristigen Wandel, da die sich verändernde Form unter diesen Umständen eine sekundäre, funktional bedingte „Rechtfertigung“ ihrer neuen Gestalt bekommt.

5. Fazit

Die an drei Wort-Entitäten (*Volk*, *dann* und *denn*) – in Ergänzung der Überlegungen des in diesem Band geehrten Jubilars Józef Wiktorowicz (2011) – gezeigten Typen des Sprachwandels sollen meine These stützen, dass es keinen universellen Erklärungsansatz als grundsätzliches konstantes methodologisches Prinzip des Sprachwandels gibt.

Der wichtigste Unterschied zwischen den jeweils adäquaten und suffizienten Erklärungsansätzen für diverse Sprachwandelphänomene besteht darin, ob man präsemiotischen oder semiotischen Wandel erklären will.

Im ersten Fall wirken vor allem organologische, d.h. physiologisch und sonst „natürlich“ bedingte Faktoren, wodurch der Veränderungsprozess in aller Regel Generationen von Sprachträgern umfasst, also langfristig ist und somit grundsätzlich nicht als Wirkung irgendwelcher Faktoren individueller oder kollektiver Tätigkeit konkreter Sprecher oder Sprachgemeinschaften interpretiert werden kann.

Im zweiten Fall wirken andere Mechanismen, die einer Erklärung bedürfen, welche in größerem oder kleinerem Umfang kommunikative bzw. pragmatische Faktoren mit berücksichtigen soll. Trotzdem muss auch hierbei beachtet werden, dass diese Faktoren einer Systematik unterliegen, welche den Wandel in den ihm gebührenden Rahmen einweist, d.h., der Wandel folgt in jedem Fall bestimmten Gesetzen und Regeln, die weitgehend unabhängig von den Motiven der Sprachträger wirken.

Der Bedeutungswandel bei den Autosemantika ist grundsätzlich kurzfristig und lässt sich am besten „semiotisch“ erklären, was u.a. eine zweckmäßige und bewusste Tätigkeit der Individuen und Gemeinschaften als Ursache des Bedeutungswandels favorisieren lässt. Aber auch hier wirken systembildende Faktoren, welche gewisse Entwicklungen fördern und andere verhindern oder verlangsamen.

Der Funktionswandel, in dessen Folge u.a. Synsemantika aus Autosemantika entstehen (i.e. vor allem diverse Grammatikalisierungsprozesse) beruht auf automatisch kontrollierten unidirektionalen, in aller Regel irreversiblen Prozessen, die semiotischen Wandel mit organologischem Wandel verbinden und sehr stark systembedingt sind. Diese Wandelart ist grundsätzlich mittelfristig und vereint den Formwandel mit dem Funktionswandel, während diese zwei Wandeltypen bei den Autosemantika in der Regel unabhängig voneinander verlaufen.

Dieser Artikel versteht sich somit als Beitrag zur neuen, differenziert arbeitenden, mehrschichtig konzipierten, dabei aber auf einer weitgehend gemeinsamen und allen Ebenen eigenen Systematik basierenden Sprachwandeltheorie.

Quellen

- Baesecke, Georg (Hrsg.) (1945): *Das Hildebrandslied*. Halle (S.).
- Schröder, Edward (1892) (Hrsg.): *Die Kaiserchronik eines Regensburger Geistlichen*. Hannover.
- Sievers, Eduard (Hrsg.) (1872/1960): *Tatian, lateinisch und altdeutsch mit ausführlichem Glossar*. Paderborn.
- Streitberg, Wilhelm (Hrsg.): *Die Gotische Bibel*. Teile I und II. 2., verbesserte Aufl., Heidelberg 1919; 5. Aufl. 1965.
- Stromer, Ulman (1388/1862): *Puechel von meim geschlecht und von abentewr* [Nürnberger Stadtchronik]. In: *Die Chroniken der deutschen Städte vom 14. bis ins 16. Jh.* Leipzig 1862.

Literatur

- Abraham, Werner (2010): Diskurspartikel zwischen Modalität, Modus und Fremdbewusstsein-
sabgleich. In: Harden, Theo/ Elke Hentschel (Hrsg.): 40 Jahre Partikelforschung. Tübingen, S. 33-52.
- Bybee, Joan L. (1985): *Morphology. A Study of the Relation between Meaning and Form.* Amsterdam.
- Diewald, Gabriele (1997): *Grammatikalisierung. Eine Einführung in Sein und Werden grammatischer Formen.* Tübingen.
- Diewald, Gabriele (2000): Grammatikalisierung: Wie entsteht die Grammatik? In: *Der Deutschunterricht*, S. 18-40.
- Grice, Herbert Paul (1979): Logik und Konversation. In: Meggle, Georg (Hrsg.): *Handlung, Kommunikation, Bedeutung.* Frankfurt am Main., S. 243-265.
- Heine, Bernd/Tanja Kuteva, (2002): On the Evolution of Grammatical Forms. In: Wray, Alison (ed.): *The Transition to Language.* Oxford, p. 376-397.
- Hopper, Paul J./ Traugott, Elizabeth Closs (1993): *Grammaticalization.* Cambridge.
- Keller, Rudi/ Ilja Kirschbaum (2003): *Bedeutungswandel. Eine Einführung.* Berlin/New York.
- Kotin, Michail L. (2005): Die Sprache in statu movendi. Sprachentwicklung zwischen Kontinuität und Wandel. Erster Band: Einführung – Nomination – Deixis. Heidelberg.
- Kotin, Michail L. (2011): Konnektoren als prototypische Tempusmarker. Versuch einer kognitivistisch basierten Reanalyse. In: Ferraresi, Gisella (Hrsg.): *Konnektoren im Deutschen und im Sprachvergleich. Beschreibung und grammatische Analyse.* Tübingen, S. 311-323.
- Kotin, Michail L. (2012): Abriss des gemeingermanischen Konsonantenwandels aus der Sicht des konstitutiven Merkmals der Spannung der Sprechorgane. In: Olpińska-Szkielko, Magdalena et al. (Hrsg.): *Der Mensch und seine Sprachen. Festschrift für Franciszek Gruzca.* Frankfurt am Main, S. 396-407.
- Kotin, Michail L./ Elizaveta G. Kotorova (Hrsg.) (2012): *Die Sprache in Aktion. Pragmatik – Sprechakte – Diskurs / Language in Action. Pragmatics – Speech Acts – Discourse.* Heidelberg.
- Kotin, Michail L./ Elizaveta G. Kotorova (Hrsg.), unter Mitarbeit von Martin Durrell (2011): *Geschichte und Typologie der Sprachsysteme / History and Typology of Language Systems.* Heidelberg.
- Lehmann, Christian (1985): Grammaticalization: synchronic variation and diachronic change, in: *Lingua e stile* 20/3, p. 303-319.
- Lehmann, Christian (2004): Theory and method in grammaticalization. In: *Zeitschrift für Germanistische Linguistik* 32, S. 152-187.
- Liedtke, Frank (2012): Sprechakte und pragmatische Anreicherung. In: Kotin, Michail L./ Elizaveta G. Kotorova (Hrsg.): *Die Sprache in Aktion. Pragmatik – Sprechakte – Diskurs / Language in Action. Pragmatics – Speech Acts – Discourse.* Heidelberg, S. 131-144.
- Wiktorowicz, Józef (2011): Die Entstehung und Entwicklung des Bedeutungswandels. In: Kotin, Michail L./ Elizaveta G. Kotorova (Hrsg.): *Geschichte und Typologie der Sprachsysteme / History and Typology of Language Systems.* Heidelberg, S. 337-346.

Formenparallelität als Faktor des Sprachwandels am Beispiel von verbalen Morphosyntaktika im *Ersten Stadtbuch* aus Schweidnitz

Marek Biszczanik (Zielona Góra)

I. Fragestellung und Thesen

Auf dem Weg der Sprachen zu ihren heutigen Formgestalten sowie generell im Prozess des weit verstandenen Sprachwandels setzt man gewöhnlich unterschiedliche Ausgleicherscheinungen als wesentliche Faktoren dieser Vorgänge an, und zwar als quasi „betriebsamen Wandel-Katalysator“. Ohne diese Auffassung als solche in Frage zu stellen, möchte allerdings der Autor dieses Beitrags aufgrund der korpusgestützten Originaltextuntersuchungen die These wagen, dass Ausgleicherscheinungen keine Grundlage des Formenwandels sind, sondern vielmehr entweder nur ein Ergebnis oder zumindest ein finaler, wenn auch an sich wichtiger Teil von einer ganzen, viel komplexeren Kette von sprachlichen, kausalistisch zu verstehenden Transformationen – angefangen mit Abweichungstendenzen, wie sie etwa das Piotrowski-Gesetz (vgl. Piotrowski u. a. 1985) darstellte, über das Dasein von Parallelförmigkeiten bis zu ihrem Wiederausgleich von zwei zu einer Form.

Es erscheint zwar als einleuchtend, dass der Ausgleich im Sinne von einer Beschränkung der Formenanzahl auf allen Ebenen der lebendigen Sprachen und in allen Epochen ihrer Entwicklung eines der auffallendsten Zeichen des Sprachwandels ist. Aber gerade diese Auffälligkeit ist, wie es scheint, der Grund dafür, dass man den Ausgleich von Formen als einen selbständigen Sprachentwicklungsfaktor und seltener bloß als einen Teil einer komplizierteren und im Grunde umgekehrten Abfolge von Sprachprozessen ansieht. Die Frage, warum und wie zwei oder mehrere Formen ausgeglichen werden, scheint allerdings von geringerem Stellenwert zu sein als die folgende: Was ist der Grund für das Vorhandensein mehrerer Sprachformen auf der jeweils früheren Entwicklungsstufe statt nur einer Sprachform mit vergleichbarer Funktionsleistung auf der jeweils späteren? Also zu allererst: Was bringt die Sprachgemeinschaften

dazu, dieselben gegenständlichen oder abstrakten Phänomene zunächst doppelt zu benennen, diese dann eine längere Zeit doppelt zu nennen und daraufhin eines davon letztendlich (wenn auch nur allmählich) zu vernachlässigen, für immer weniger griffig gelten zu lassen und schließlich völlig aufzugeben bzw. in ein anderes semantisches oder funktionales Sprachfeld zu verschieben?

Die Erscheinung der Synonymie¹ – nicht nur im hierfür typischsten lexikalisch-semantischen Bereich – lässt sich in allen Sprachgemeinschaften der Welt beobachten. Dies ist dabei nicht nur dann der Fall, wenn wegen natürlicher Sprachentwicklung und Sprachkontaktfolge ein Fremdwort seiner einheimischen Äquivalenz begegnet und eine gewisse Zeit oder sogar stets alternativ vorkommt; nebeneinander treten ja auf Schritt und Tritt wortgeschichtlich und etymologisch gleichzusetzende Synonyme auf. Warum zwingt die als Sprachwandelfaktor so gern hervorgehobene Sprachökonomie (vgl. Polenz 2000: 21ff, Ronneberger-Sibold 1997: 249-261, Keller/Kirschbaum 2003) die *native speakers* nicht oder zumindest nicht schnell dazu, eine von den konkurrierenden Formen „gewinnen“ zu lassen und die andere an den Rand des aktiven Gebrauchs zu verdrängen? Es ist oft umgekehrt: Nicht die Eindeutigkeit, sondern gerade die Vielfalt von Formen der Sprache wird in den sog. ‚gebildeten Kreisen‘ der Gesellschaft auch bei inhaltlichem Ramsch schlichtweg als „Sprachreichtum“ hochgeschätzt. Wiederholungen werden den Kindern in den Schulen als Fehler rot markiert, und es geziemt sich für einen gut Ausgebildeten einfach nicht, dasselbe Wort in benachbarten Sätzen zu wiederholen – auch falls es da inhaltlich bestens am Platz wäre. Geschweige denn die ganze Fülle von weit verwendeten und wissenschaftlich klingenden, also Gelehrsamkeit und Textautorprestige scheinbar erhöhenden Fremdwörtern, von denen es in geschriebenen Texten, aber auch in gesprochenen Disputen wimmelt, und zwar auch da, wo einheimische Lexeme sich leicht finden ließen. Ohne sich aber weiter in die Thematik der „Angemessenheit“ von den einzelnen Wörtern aus solchen Lexempaaren zu vertiefen, die das gleiche Bedeutungs- oder Funktionsfeld einer Sprache abdecken, bleibt nur zu konstatieren, dass die Menschen als Sprachträger, -verursacher und -benutzer die zugleich auftretenden Alternativen aller Art ganz und gar nicht vermeiden; im Gegenteil – sie werden von ihnen sogar favorisiert. Dass später, zu den Lebzeiten späterer Generationen, die schon teilweise veränderte Sprachbedürfnisse spüren, eine von den einst parallelen Formen meist in Vergessenheit gerät, ist eine andere Sache. Nichtsdestoweniger lässt das jeweilige zeitgenössische Sprachkollektiv

1 Hierin wird bei der Frage der Synonymie auf das Problem der Absolutheit oder Partialität mit Absicht nicht eingegangen, weil diese Problematik eines selbständigen, weitläufigen Gedankenfadens bedürfte.

Parallelformen sich ausformen oder durch Entlehnung bzw. Umprägung usw. erwerben oder fortleben – und das ist eine sich immer wiederholende Matrix des sprachlichen Werdegangs.

2. Zur Methode

Die Formenparallelität ist auch empirisch nachweisbar und am originellen Sprachkorpus verifizierbar. Methodisch gesehen ist es bei sprachhistorischen Erwägungen unentbehrlich, ein authentisches und dabei repräsentatives Textkorpus als Untersuchungsbasis anzusetzen. Die Entscheidung fiel hier auf das 14. Jahrhundert. Das spätere Mittelalter ist nämlich die älteste Zeitspanne, auf die die ersten umfangreicheren Überlieferungen zurückgehen, die die Nähe zur gesprochenen Sprache in einem relativ hohen Grade gewährleisten. Diese Zeit wurde daher als Anfangszeit der diachronischen Perspektive angesetzt. Die Untersuchung ist auch räumlich beschränkt, und zwar auf eine einzige Stadt – nämlich Schweidnitz in Niederschlesien.

Die weiteren Erwägungen sollen die oben aufgestellte These untermauern helfen, dass es schon im Mittelalter ein natürlicher (obgleich selbstverständlich unbewusster) sprachlicher Trieb der Sprachgebrauchenden war, die Parallelität von sprachlichen Formen, ein – sozusagen – bi- oder tripolares Spektrum von Möglichkeiten gelten zu lassen und auch beim Sprechen (daher auch beim Schreiben) einfach frei zu bleiben, ohne allerdings die historisch-natürlich etablierte Kommunikativität dabei zu beeinträchtigen. Denn die Menschen wollen ja grundsätzlich auf allen ihren Daseins- und Handlungsgebieten frei sein. Im Rahmen einer knappen Präsentation lässt sich jedoch das Bild des ganzen Sprachsystems nicht berücksichtigen, deshalb wurde hier in dieser Hinsicht eine weitgehende Verengung unternommen. Unter die Lupe wurden nämlich ausschließlich ausgewählte verbale Morphosyntaktika in ihrer Form, Funktion und Gebrauch genommen. Im Rahmen solch einer stark komprimierten Darstellung ist eine komplexe Präsentation aller morphosyntaktischen Besonderheiten in der Schweidnitzer Schriftsprache (auch im Rahmen nur eines Stadtbuches) gar nicht erreichbar. Deswegen werden hier für die Verteidigung der These nur die auffallendsten Belege gezeigt, hinter denen natürlich eine ganze Reihe weiterer bemerkenswerter Nuancen stehen, die einer speziellen Behandlung bedürften.

3. Periphrasen im Spätmittelhochdeutschen

Zu den verbalen Formen, die zwischen dem Mhd. und dem Frnhd. ihre Wandlungen fortsetzten, gehören die damals im Literaren (also gewiss umso mehr im Oralen) immer zahlreicher werdenden deiktisch geprägten Periphrasen (vgl.

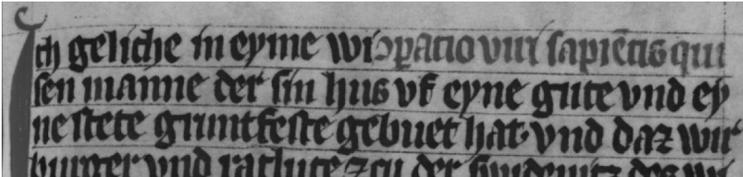
Fleischer 2011: 121ff, Zeman 2010). Dabei geht es um Fluktuationen sowohl an der Form des Grundverbs (d.h. hauptsächlich am Part. Prät.), als auch um die Wahl und Form des Auxiliarsverbs. Die heute schon eindeutig grammatisierten Hilfsverben weisen im anfangenden Frühneuhochdeutschen noch eine ziemlich lockere Funktionsverteilung auf. Die Anwendung und Formen-gestaltung der mhd. Verben *hân*, *sîn* und *werden* war damals zwar nicht ganz beliebig, aber auch funktional gar nicht so präzise bestimmt wie heute. Das mhd. Hilfsverb *wesen* erscheint mittlerweile nur noch sporadisch; man kann ihm zuweilen nur als Vollverb begegnen. Beim Passiv kommt in der untersuchten Zeitspanne noch das Problem der Zuordnungsdivergenz von Hilfsverben bei den beiden Unterkategorien hinzu, des Vorgangs und des Zustands (vgl. Keller 1995: 430, Schmidt 2000: 346), die heutzutage nicht nur durch Kontexte, sondern auch an Formen selbst erkennbar und unterscheidbar sind.

In der einschlägigen Literatur galt lange die Überzeugung, dass periphrastische Strukturen sich im Spätmittelalter und in der Frühen Neuzeit nur langsam und mühsam durchsetzen konnten. So behauptete beispielsweise Lindgren (1957: 66), dass „deutlicher Anstieg“ der Perfektformen erst seit 1535 zu beobachten wäre. Diese Ansicht resultiert vermutlich daraus, dass für die Untersuchung allzu oft literarische oder okkasionelle Textkorpora dienten und nicht Gebrauchstexte des Alltags, welche der real gesprochenen Sprache bestimmt wesentlich näher stehen als die weitgehend künstliche Belletristik o.Ä. Der erwähnte Autor bedient sich allerdings zugleich der Formulierung „Tempusverwirrung“. Ihm schien offensichtlich merkwürdig zu sein, dass im Frnhd. – seiner Theorie zuwider – doch allzu oft oder allzu früh Periphrasen auftreten. Diese Tatsache nannte er zwangsläufig „Verwirrung“, was aber in der Tat eine Art Parallelität von Formen war, deren wichtiger Faktor die Zugehörigkeit des gegebenen Textes zur bestimmten Textsorte war. Unten angeführte Belege widersprechen – wenn nicht ganz, dann zumindest im Wesentlichsten – den Ansichten, dass sich periphrastische Perfektformen² erst in der Frühen Neuzeit mit dem grammatischen System integriert hätten, d.i. das Perfekt – zum Anfang des 15. Jh.s (vgl. Oubouzar³ 1974: 47) und das Futur – im 16. Jh. (vgl. Oubouzar⁴ 1974: 65).

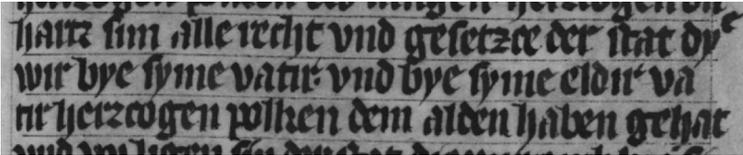
- 2 Dies gilt übrigens ebenfalls für die Futur-Periphrase (u.a.), für deren Besprechung in diesem Beitrag nicht ausreichend Platz übrigblieb.
- 3 Oubouzar setzt die Parallelität von Perfekt und Präteritum erst auf den Anfang des 15. Jh.s (vgl. Oubouzar 1974: 47), wobei in den meisten niederschlesischen Handschriften, die sich zu Textsorten der Alltagssprache einrechnen lassen, die Perfektformen schon in der ersten Hälfte des 14. Jh.s deutlich dominieren. Dabei ist zuzugeben, dass in den Texten allgemeiner Geltung oder in literarischen Quellen die traditionelle Präteritumform sich viel länger halten konnte, was in der geschriebenen Sprache übrigens bis dato der Fall ist.
- 4 An einer anderen Stelle setzt dieselbe Autorin die Periphrase *werden* + Inf. als Zukunftsform auf den Anfang des 14. Jh.s (vgl. Oubouzar 1974: 36).

4. Zur *hân/haben*-Periphrase

Außer seiner possessiven Grundbedeutung kommt *haben* als Auxiliaris vor. Seine Satzstellung als eines Finitivums schwankt aber im 14. Jh. noch erheblich (von der nhd. konsequenten Satzklammer darf noch nicht die Rede sein), vor allen Dingen im Nebensatz, wo die Tendenz zur Endsatzposition des Finitivums erst anfängt sichtbar zu werden. Ähnliches beobachtete auch Wiktorowicz (2011: 95) in seinen Studien zur Krakauer Kanzleisprache des 15. Jh.s. Schauen wir uns zwei vergleichbare Relativsätze aus derselben Seite eines Schweidnitzer Dokuments aus dem Jahr 1328 an (Quelle für die Belege 1 und 2: 180, S. 25):



Beleg 1: Ich geliche in eyne wîspacio vint sapiens qui sen manne der sin hus vf eyne gute vnd eyne stete gruntfeste **gebuet hat**.

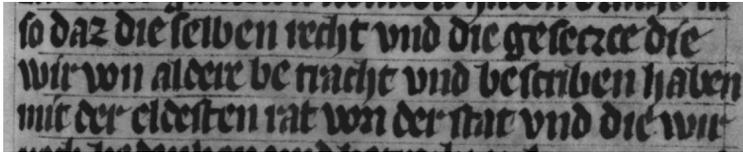


Beleg 2: [gesetze der stat] dy^e wir bye syme vatur [...] **haben gehat**.

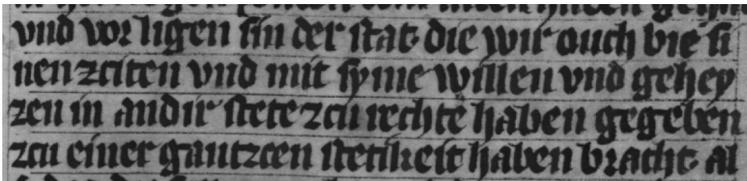
Hier steht das Finitivum im ersteren Satz an letzter Stelle; im anderen eröffnet es die Prädikatsgruppe. Interessant sind hier – am Rande bemerkt – auch die Formen der Partizipien selbst. Die Form *gebuet* entlarvt eine zur Zeit der Handschriftentstehung vermutlich noch nicht durchgeführte Diphthongierung des mhd. *û* sowie die nach wie vor unsynkopierte Flexionsendung *-et*. Die andere Form ist eine von zumindest drei damals parallel geltenden Partizipformen des Verbs *haben*, die aber in der Entstehungszeit des Korpus viel seltener auftrat und später letztendlich zugrunde ging. Die unterschiedliche Abfolge der Prädikatskomponenten im Verbalkomplex am Nebensatzende ist hier nicht etwa beispielsweise durch die jeweilige Person determiniert. Genauer gesagt ist dies durch kaum etwas determiniert⁵; das Zeitfenster zwischen dem 14.

5 Wenn schon etwas als Faktor für die jeweilige Wahl der Reihenfolge und gegenseitiger Komposition von Verbalformen im Satz genannt werden müsste, dann wären es – nach

und 17. Jh. war eine ‚Probezeit‘ und ein ‚Kampfplatz‘ für mehrere Parallelformen – auch im Bereich der relativen Positionierung mitten im Verbalkomplex (vgl. Ebert u. a. 1993: 438). Man kann nämlich auf derselben Handschriftseite weitere Belege finden, die eine eventuelle Abhängigkeit der Satzstellung von der Person o.Ä. ausschließen (Quelle für die Belege 3 und 4: 180, S. 25):



Beleg 3: [die gesezce] die wir von aldere be tracht vnd **bescriben haben** mit der eldesten rat von der stat [vnd die wir...]



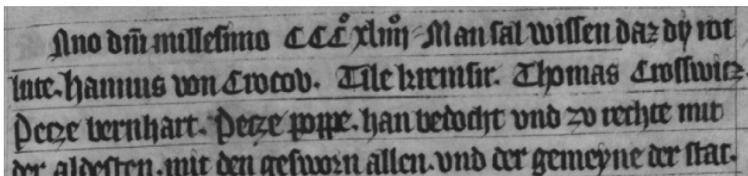
Beleg 4: [...] die wir ouch bie sinen zciten [...] zcu rechte **haben gegeben** zcu einer gantzzen stetikeit **haben bracht**.

In diesen zwei Belegen wurden beide Möglichkeiten der relativen Stellung im Verbalkomplex nebeneinander gesetzt. Im Beleg 3 steht darüber hinaus die prädikative Gruppe gar nicht am Ende des Satzes, was im frühen 14. Jh. (und noch lange danach) keine Regel war, sondern vielmehr nur eine aussichtenreiche Parallelalternative. Die Form *bescriben* visualisiert wiederum die nicht abgeschlossene *i>ei*-Diphthongierung sowie eine frühere Form des Prozesses vom /j/-Werden des mhd. /s/ vor Konsonanz; die Graphemik hat hier nämlich die ältere Form versteinern lassen. Der 4. Beleg bringt die Zusammenstellung von zwei Handlungen, die wie im Beleg 2 durch eine Prädikatsgruppe am Satz Ausgang mit dem sie eröffnenden Finitum ausgedrückt wurden. Was hier bemerkenswert und z.T. auch für früheres Frühneuhochdeutsch charakteristisch ist, ist das Auslassen des Präfixes *ge-* am Part. Prät. der auch ohnehin perfektive Geschehen abbildenden Verben (vgl. Hashimoto 1962: 15-22). Zu betonen

Ebert u.a. 1993: 438 – a) der Konstruktionstypus oder b) die eventuelle prosodische Betonung eines von den Komponenten.

wäre dabei, dass gerade *bringen* dieser Tendenz relativ konsequent folgt. Von anderen perfektiven Verben, die in dieser Hinsicht aus phonotaktischen oder assimilationsbedingten Gründen ähnlich betrachtet wurden, muss *kommen* genannt werden (vgl. auch: Paul 2007: M73, Anm. 3, Ebert u.a. 1993: § M87, 3).

Die Schreiber des späteren Mittelalters und der Frühen Neuzeit haben vermutlich keine Notwendigkeit gefühlt, bei ihren Aufzeichnungen universellere Formen der Schriftsprache anzustreben. Jedermann durfte damals so schreiben, wie er den jeweiligen Diskurs im Audialen wahrnahm. Dies betrifft selbstverständlich auch das Verb *haben*, das – vor allen Dingen in seiner funktionalen Anwendung – zur Kontraktionsvereinfachung (auch im Nhd.) leicht tendiert. Ein entsprechender Nachweis finden wir im folgenden Textstück aus der Stadtbuchnotiz vom Jahr 1344 (Quelle für den Beleg 5: 180, unpaginierter Teil des Buches):



Beleg 5: Ano d[o]m[ini] millesimo CCC°XLIII° Man sal wissen daz dy rotlute [...] **han bedocht** vnd zo rechte mit der aldesten. mit den gesworn allen. vnd der gemeyne der stat. [...]

Was die Satzgliedstellung angeht, so schwankt sie bei den *haben*-Perfektformen (vgl. Fleischer 2011: 125ff u. 147ff) nicht nur in den Nebensätzen. Unten werden einige Belege präsentiert, in denen zwar das Finitum an der seit dem Ahd. traditionellen Position steht (vgl. Hartweg/Wegera 2005: 175), aber das Partizip den Satz nicht unbedingt abschließt (Quelle für die Belege 6 und 7: 180, S. 55; Quelle für den Beleg 8: 180, S. 55v):

Beleg 6⁶: [...her...] . vnd **hat** in **beroubit** libes vnd gutes vnd **hat** im **genumen** des [...]

Es gibt aber in direkter Nachbarschaft (genau gesagt in demselben Satz, bloß zwei Zeilen höher in der Handschrift) auch (Teil-)Sätze, in denen die Satzgliedordnung dem Neuhochdeutschen ähnelt oder durchaus identisch ist, z. B.:

6 Der Punkt vor *vnd* in diesem und weiteren Belegen ist ein früher spätmittelhochdeutscher Versuch der Kommasetzung.

Beleg 7: [...her...] . vnd hat in gevundit vnd di not an im getan . [...]

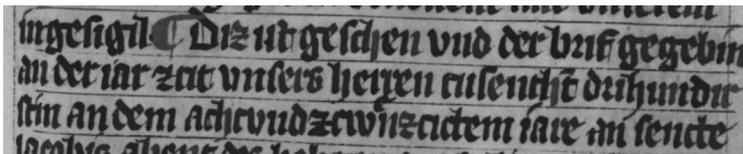
Beleg 8: [...her...] . vnd hat in beroubet sines libes vnd gutes . vnd hat in gevundet .

Bei Parataxen mit dem Bindewort *und* war also im 14. Jh. möglich, wie wir am Beleg 7 sehen, das zu wiederholende Auxiliärverb im zweiten Teilsatz ausbleiben zu lassen. Andererseits wurde es in den Belegen 4, 6 und 8 wiederholt, obwohl die Teilsätze dort sozusagen dieselbe syntaktische und handlungs-chronologische Matrix abbilden.

Die Partizipformen in den Belegsätzen von 6 bis 8 lassen auch einige weiterführende Gedanken aufkommen. Die Flexionsendung *-it*, die im Mitteldeutschen, also auch im Niederschlesischen durchaus üblich war, variiert in den verbalen Morphosyntaktika stets mit parallelem *-et* (Schauen wir uns auch den Beleg 8 aus demselben Dokument wie Belege 6 und 7 an). Sprachevolutionär gesehen ist es in den Augen des Autors ein weiteres Plädoyer für die im Titel dieses Beitrags postulierte Neigung zum Nebeneinander von (auch phonetischen) Formen; rein phonetisch betrachtet zeugt die Parallelität von gerade diesen zwei Allophonen (und dementsprechend Allographen) von einer relativ geringen „phonetischen Distanz“ zwischen diesen zwei Lautqualitäten im lokalen Dialekt des Niederschlesischen. Das /u/ in *gemumen* scheint wieder einmal eine dialektal gefärbte Parallelform zum Äquivalent mit gesunkenem /o/ zu sein.

5. Zur *sīn/sein*-Periphrase

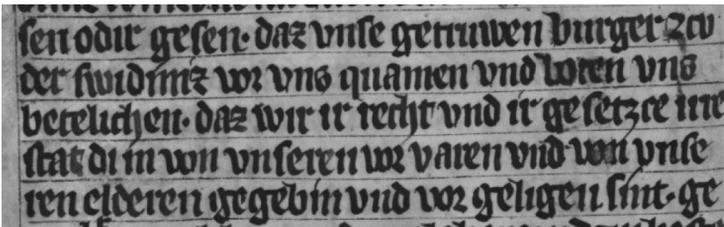
In den Doppelformprädikaten mit *sein* haben wir es mit größerem Schwanken zu tun als es bei *haben* war. Möglicherweise kommt es primär davon, dass den mittelalterlichen *sein*-Formen Suppletivmischungen zugrunde liegen, was bei *haben* nicht der Fall ist. Die Periphrasen mit *sein* können von Anfang an in zwei Bereiche grob gegliedert werden: den der Perfektbildung der Intransitiva und den der Passivkonstruktionen. Fangen wir allerdings mit einer Satzbauphase an, in der die beiden Bereiche Anwendung fanden (Quelle für den Beleg 9: 180, S. 26):



Beleg 9: Diz ist geschen vnd der brif gegeben an der iar zeit vnsers herren tusentht drihundertstn an dem achtvndzwenzickem iare [...]

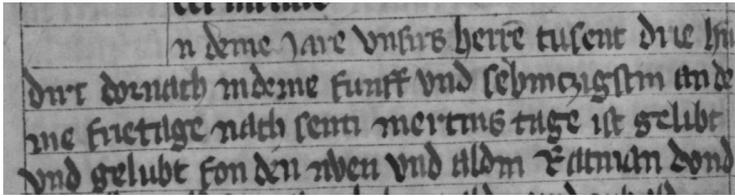
Den Ereignisverben wie *geschehen* verlieh man im Perfekt von Anfang an das Auxiliarverb *sein*. Dieses Auxiliaris bedient hier allerdings – wie ein spezifisches grammatisches $\acute{\alpha}\pi\delta\ \chi\omicron\iota\nu\omicron\upsilon$ (*apò koinū*) – nicht nur die Perfektkonstruktion, sondern ist ebenfalls für die Mitgestaltung der Leideform des Grundverbs *geben* zuständig. Aus dem Kontext ergibt sich jedoch, dass es sich hier um eine prozessual-finale und abgeschlossene Handlung handelt (vgl. Schweikle 1990: 158). Systemhaft gesehen ist es also das Vorgangspassiv. Um das Jahr 1328 hat sich demzufolge das Passiv-Hilfsverb *werden* als Prozess-Indiz beim Passiv noch nicht durchgesetzt. Auch die Endstellung des Partizips dieser Struktur war noch nicht zur Regel geworden.

Im Unterschied zum Auxiliarverb *haben* hatte also das Verb *sein* schon im Mittelalter mehrere morphosyntaktische Aufgaben zu erfüllen. Außer der Perfektbildung, bediente es die Passivdiathese, und zwar nicht nur in reinen Zustand reflektierenden Sprachsituationen, sondern auch in Fällen, die gegebenenfalls auch prozessuale und in Vergangenheit abgeschlossene Handlungen suggerieren könnten, was schon einmal im Beleg 9 vorkam, wo *der brif* an einer ganz bestimmten Zeit eher *gegeben* „wurde“ als *gegeben* „ist“. Nun ein weiteres Beispiel für derartige Anwendung der Zustandspassivform mit *sein*, bei der eher ein abgeschlossener Vorgang mit angegebenem Agens als reiner Zustand zum Ausdruck gebracht wurde (Quelle für den Beleg 10: 180, S. 25v):



Beleg 10: [tvn kvnt ...] das vnse getruwen burger zcu der swidniz vor vns quamen vnd boten vns betelichen. daz wir ir recht vnd ir gesetzce irre stat di in von vnseren vor varen vnd von vnseren elderen **gegeben** vnd **vor geligen sint**. [...]

Diese bekannte und damals offensichtlich noch stabile bipolare Anwendung des Hilfsverbs *sein* bestätigt auch ein späterer Beleg, der zwar in demselben Buch aufgezeichnet wurde, allerdings erst als Nachtrag aus dem Jahr 1375 (Quelle für den Beleg 11: 180, S. 26v):



Beleg 11: [I]n deme Jare vnsirs herre[n] tusent drie hu[n]dirt dornach in deme funff vnd seibnzigstn an deme frietage [...] **ist gelibt** vnd **gelubt** fon den nven vnd aldm Ratman vnd [...]

Wie wir sehen, war auch in der II. Hälfte des 14. Jh.s immer noch das Hilfsverb *sein* für die Bildung von Formen zuständig, die eher einen Vorgang als einen Zustand ausdrückten, worauf auch die hier so genaue Zeitangabe verweist.

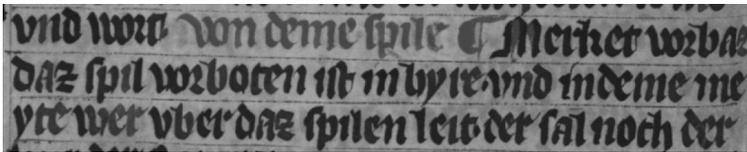
Das städtische Schrifttum hat sich damals bestimmt intensiviert, wenn man im öffentlichen deutschsprachigen Stadtbuch derartiges Versehen beobachten kann, wie das Vergessen, den Initialbuchstaben hinzuzeichnen (siehe Bild zum Beleg 11). Die kalligraphische Schreibkunst des Spätmittelalters war gerade beim langsamen Übergehen zum flüchtigeren Notieren der Frühen Neuzeit. Die Satzgliedstellung ergibt 1375 aber nach wie vor den älteren Zustand mit lockerer Platzierung des infiniten Prädikatsteils.

Von den angebrachten Beispielen lässt sich schlussfolgern, dass die beiden passivischen Unterwerte in manchen festen Wendungen (wie z. B. die mit *gegeben*), aber auch sonst, nur aus dem jeweiligen Kontext erschlossen werden konnten und (noch) nicht systemhaft aus einer Opposition von *phasen-*bedingten Perspektiven. Der Beleg 9 – *Diz **ist** geschen vnd der brif **gegeben** [...]* – bedarf ja im Grunde genommen keiner Klassifizierung der Form „*ist ... gegeben*“ als Vorgangs- bzw. Zustandspassiv⁷, um im Sinne eines vollzogenen Vorgangs mit daraus entstandenem Resultat verstanden werden zu können und der kommunikativen Absicht des Schreibenden gerecht zu werden. Noch bis zu den Anfängen des 16. Jh.s wird die Periphrase *sein* + Part. Prät. für den Ausdruck von den beiden Diathesewerten verwendet, worunter vermutlich

7 „Im Hochdeutschen entwickeln sich die inaktivischen Konstruktionen *werden* + Part. II und *sein* + Part. II zunächst weitgehend parallel. Im Mittelhochdeutschen können sie sogar synonymisch – zum Ausdruck eines dauernden inaktiven Vorgangs – verwendet werden, [...]“ (Kotin 2007: 43; siehe auch: Kotin 2003) Den Anstoß zur Differenzierung der beiden Diathesewerte gab „eine aspektual markierte Gegenüberstellung von Vorgang und Zustand“ (Kotin 2007: 43). Dies müsste auch bedeuten, dass zur Zeit der indifferenten Anwendung von den beiden Formen diese Gegenüberstellung als sprachliches Bedürfnis von den Sprachbenutzern noch nicht richtig empfunden worden war.

die Klarheit der Temporalitätsunterscheidung litt. Erst die Präzisierung durch *worden*, das aber im 14.-15. Jh. durchaus noch „fehlen“ durfte, hat klarere Verhältnisse mit sich gebracht (vgl. Ebert u.a. 1993: 418), und zwar so, dass der *werden*-Periphrase rein prozessuale Prozesse und der *sein*-Struktur – die eher medial-funktionalen (vgl. Guchman 1977: 206f, nach Kotin 2007: 43) überlassen wurden. Hierbei begegnet die Diathese, die die Temporalverhältnisse damals noch nicht präzise abbildete, einem zeitlich nicht deiktisierten Aspekt, wobei sich übrigens diese beiden Kategorien in der Evolution der indoeuropäischen Sprachen – nach Kotin 2007: 21 – „auf einen *gemeinsamen* kategorialen Archetyp“ zurückführen lassen, also auch in späteren Epochen nicht sehr weit voneinander liegen dürfen. Die präzisierende Temporalitätsperspektive kam erst danach als chrono-deiktischer Zusatz dazu.

Im Untersuchungskorpus dieses Beitrags gibt es aber natürlich auch Passagen, die auf deutlich zustandsbezogene Passivität von den *sein*-Periphrasen hindeuten, z. B. (Quelle für den Beleg 12: 180, S. 28v):



Beleg 12: [...] von deme spile. Merket vorbaz daz spil **verboten ist** in byre vnd in deme meyte [...]

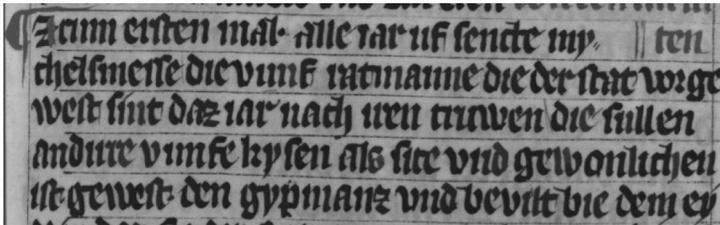
Oben – d.i. zum Beleg 4 – wurden Formen von perfektiven Verben erwähnt, bei denen das Präfix *ge-* aus logischen Gründen erspart wurde. Die jeweilige Bindung an das bestimmte Hilfsverb spielt also bei der Entscheidung über das Auslassen dieses Präffixes offensichtlich keine Rolle. Auch bei *sein* war es ebenfalls der Fall, z. B. (Quelle für den Beleg 13: 180, S. 55):

Beleg 13: So clayt her vch vbir eynen henrich daz her **ist kvmen** binnin witbilde in der vrien straze [...]

Im Mhd. war es nämlich nach wie vor üblich, den perfektiven Simplizien auch im Partizip Präteritum das den Perfektivitätseindruck verleihende *ge-*Präfix meist zu verweigern (vgl. Mettke 1983: 219).

Was die Partizipform von *sein* im *Ersten Stadtbuch* aus Schweidnitz anbelangt, so ergibt sich hier und übrigens auch in mehreren späteren Dokumenten ein klares Bild: Im Gebrauch blieb im 14. Jahrhundert die Partizipform *ge-*

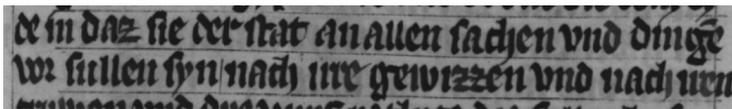
west, deren Hilfsverb selbstverständlich *sein* war, wie es im folgenden Beispiel zweimal zu sehen ist (Quelle für den Beleg 14: 180, S. 27):



Beleg 14: Zcum ersten mal. alle iar uf sende mychelsmesse die vunf ratmanne die der stat **vorgewest sint** daz iar nach uren truwen die sullen andire vunfe kysen als site vnd gewonlichen **ist gewest**.

Die Situierung der einzelnen Prädikatsteile untereinander ist, wie wir sehen, sehr flexibel und hängt eigentlich ausschließlich vom Sprachgefühl des Schreibenden ab. Dennoch befinden sich im Satzgefüge alle Prädikatsteile doch schon am Ende der Satzteile, was auf die spätere Tendenz deutlich hinweist.

Im Infinitiv begegnen wir hier der graphisch noch undigraphemisierten, also vermutlich tatsächlich noch nicht diphthongierten Form von *sein*. Hier einer von mehreren Belegen dafür (Quelle für den Beleg 15: 180, S. 27):



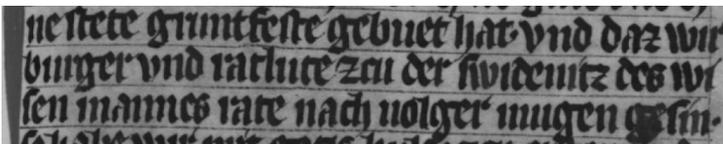
Beleg 15: [...] in daz sie der stat an allen sachen vnd dinge[n] vor sullen **syn** / nach irre gewizzen vnd [...]

Der Wortlaut des Schweidnitzer *Ersten Stadtbuches* ist – was die Wortformen und ihre Satzstellung angeht – ein Konglomerat von langsam vergehendem Altem und aufkommendem Neuem. Dies bestätigt die Annahme, die anfangs gewagt wurde, dass jedem endgültigen Ausgleich im Sprachwandelprozess immer die Tendenz voraussetzt, zwei oder mehrere Formen parat zu haben und zwischen ihnen eine Wahl machen zu können. Es scheint nämlich, dass die erste Hälfte des 14. Jh.s die Zeit war, in der das Verb *wesen* (< ahd. *wësan*) nur noch sporadisch gebraucht wurde. Im Buch vom Jahr 1328 kann man es dennoch exemplarisch vorfinden, und zwar im folgenden Satz (Quelle für den Beleg 16: 180, S. 40):

Beleg 16: Jz ist also daz der burcgrew da nicht **wesin** mac. die burger kisen einen richtere an sine stat [...]

Die chronologisch relativ späte Anwendung von *wesen* an der Schwelle zum Frühneuhochdeutschen kann man dadurch zu erklären versuchen, dass mehrere städtische Rechtsdokumente des Mittelalters keine neukonzipierten Texte waren, sondern vielmals nur (mehr oder weniger neu redigierte) Abschriften. Auch wenn das Verb *wesen* damals nicht mehr im aktiven Gebrauch war, dann musste es aber noch wohl verstanden werden, sonst wäre es sicherlich durch *sin/sein* ersetzt worden, wie es freilich in mehreren späteren Rechtsdokumenten der Fall war.

Die Infinitivform von *sein* variiert in der ersten Hälfte des 14. Jh.s nicht nur in dem Sinne, dass sie mit *wesen* noch sporadisch konkurriert, sondern in ihrer eigenen Gestalt, die in seltenen Fällen der Präfigierung durch *ge-* unterliegt. Früher war schon die Rede vom Ausbleiben des Partizippräfixes *ge-* bei den Perfektiva. Bei *sein* begegnen wir zuweilen – wenngleich selten – einer umgekehrten Situation. Das Präfix *ge-* hatte im Allgemeinen die Grenzen zwischen seiner semantischen (lexikalischen) und funktionalen (grammatischen) Rolle vermutlich schon eher überschritten als der Korpustext entstand. Da aber kein Sprachwandelphänomen wirklich „ganzsprachlich“, alles übergreifend und so universell ist, wie es in den Lehrbüchern manchmal aussieht, kann man damit noch in der ersten Hälfte des 14. Jh.s rechnen, dass auch das Präfix *ge-* (vor allem in den Textsorten, die keine Alltagsrede direkt abbilden, sondern eher auf Tradition basieren) exemplarisch da erscheint, wo man es nicht (mehr) erwarten würde, wenn man sich nur nach aktuellen, momentanen Tendenzen des nur synchron wahrgenommenen Sprachsystems zu richten pflegte. Außer den üblichen Formen wie *sin* oder *syn* wurde nämlich in der Korpushandschrift die folgende festgestellt (Quelle für den Beleg 17: 180, S. 25):



Beleg 17: [...]. vnd daz wir burger vnd ratlute zcu der swidenitz des wisen mannes rate uolger mugen **gesin**.

In wie weit man dieses *gesin* wie eine völlig äquivalente Parallelförm zu üblichem *sin* betrachten darf (wie es manche, wie Mettke 1983: 219, wollen) und in wie fern dieses *ge-* tatsächlich der Perfektivierung diene (wofür

z. B. Schmidt 2000: 346 plädiert), bleibt eine offene Frage. Es scheint aber am wahrscheinlichsten zu sein, dass diese Form hier zum Ausdruck der damals schon im System verklingenden Verbperfektivität⁸ dienen sollte, und zwar im Sinne vom „Streben nach Vollendung oder Verwirklichung“ (Schieb 1970: 378). Vielleicht ist sie eine von Folgen der „Kollision aktionaler und temporaler Zugriffe“ (Kotin 2000: 337) im Mittelhochdeutschen. Diese Sprachperiode war ja eine gewisse Übergangsstufe im Sinne des Systemumbaus vom ahd. Aspekt- zum frnhd. Tempussystem (vgl. Zeman 2010: 75). Übergangsstufen sind gleichwohl keine Knotenpunkte – sie dauern eine gewisse Zeit, während deren ältere und jüngere Formen parallel fungieren. Das *ge-* in *gesin* vertritt hier ja keine Temporalitätsspezifizierung. Was sollte daher das *ge-* ausdrücken, wenn nicht die Resultativität? Die Ratsherren wollen ja hier „Nachfolger des Rates vom weisen Mann“ nicht etwa einfach ‚weiterhin *sein*‘ (weil sie es davor noch gar nicht waren), sondern ganz klar erst... ‚*werden*‘, also diesen Prozess erst einmal gänzlich vollenden⁹ sowie den erwünschten und dann dauerhaften und stativen Zustand erreichen und behalten. Dürfte daher bei *gesin* nicht die Rede von einem spezifischen aspektuellen „Brückenwert“ zwischen *werden* und *sein* die Rede sein, als von einer Verbform, die beides vermag: den zeitlichen Vollendungspunkt eines Unternehmens zu markieren sowie einen daraus gewonnenen Dauerzustand zu eröffnen? (Es wäre damit sozusagen ein stativer Zustand prozessual erreicht; vgl. Kotin 1998: 46, Kotin 2007: 43f)

Darüber hinaus ist diese Untersuchung ja nicht die erste, bei der insbesondere nach *mugen* die *ge-*Präfigierung auffiel. Die Schlussfolgerungen von W. Streitberg (1891: 108) nahmen beispielsweise eine ähnliche Richtung, als er schrieb: „Der grund aber warum nach *magan* so häufig ein perfectives verbum erscheint, beruht einzig und allein in dessen bedeutung. Es heisst ‚im stande sein, können‘, was man aber im stande ist, wird zum mindesten ebenso oft das erreichen eines ziele sein als das ausüben einer kontinuierlichen handlung. Daher kommt es, dass *magan* nicht nur im gotischen und in noch höherm masse in hd. dialekten die perfective actionsart beim anhängigen infinitiv liebt, sondern gleicherweise auch im slavischen.“ (Streitberg 1891: 108) Streitbergs¹⁰ so streng geäußerte These milderte dann O. Behagel, nach dessen

8 Für das Mittelhochdeutsche ist allerdings nach wie vor – zumindest andeutungsweise – „das alte Vorherrschen des aktionalen vor dem Zeitstufendenken“ charakteristisch (vgl. Schieb 1970: 378).

9 „Die perfektiven Verben signalisieren, dass ein Verbalgeschehen als Ganzes dargestellt wird.“ (Leiss 2002: 11, nach Kotin 2007: 40)

10 W. Streitberg resümierte seine Einschätzung der Rolle von *ge-* bei der Determinierung der Aktionsart der Perfektiva, wie folgt: „Unter den praepositionaladverbien ist diejenige partikel, die am meisten ihre individuelle bedeutung eingebüßt hat, am geeignetsten, überall

Überzeugung der perfektive Ausdruck der Schilderung der Möglichkeit nahe steht. Er plädierte nämlich dafür, dass während der mittelhochdeutschen Zeit die ursprünglich perfektive Determinierungskraft von *ge-* in den Ausdruck der Potenzialität überging. Noch wahrscheinlicher habe ihm allerdings die Annahme geschienen, es wäre aus rhythmischen Gründen passend gewesen, Infinitiven das *ge-* zuzufügen (vgl. Behagel 1947: 104), was uns jedoch eine zu einseitige Erklärung zu sein scheint. (Dies kann zwar ab und zu der Fall gewesen sein, aber keine Gesetzmäßigkeit erreicht haben.) In unserem Beispiel scheint das Verb *gesin* eine nicht präzise ansetzbare Zeitspanne zu eröffnen, in der das Angesagte zur Realität wird. Solch eine Gebrauchsweise von *ge-* etablierte sich im Mittelhochdeutschen anstatt der früheren, auf die Aktionsart hinweisenden Funktion; dies schließt allerdings nicht aus, dass die Spuren der älteren Rolle im Sprachgefühl der Muttersprachler zum Anfang des 14. Jh.s (und vermutlich auch viel später¹¹) noch lebendig geblieben sind. Für manche Forscher sind allerdings viele von solchen präfigierten Formen einfach synonymisch mit den unpräfigierten, wie es beispielsweise bei Mettke (1983) der Fall ist. Gleich nach dieser Vermutung musste der Forscher jedoch ganz klar zugeben, „perfektiv-futuristische Bedeutung“ – mit der wir es auch in unserem Beleg mit *mugen gesin* zu tun haben – „ist jedoch bei Präfixkomposita, bes. wieder mit *ge-*, oft zu finden“ (Mettke 1983: 219). Zwischen einer allgemeinen „Wörterbuch“-Bedeutung eines Lexems und nur stellenweise bzw. kontextabhängig auftretender Nuancierung dieser Bedeutung kann es aber einen gewissen Unterschied geben. Auf jeden Fall könnte hier die Schlussfolgerung gewagt werden, dass sich bei *sin* der Standort mit der Sprechzeit abdeckt und sich in der „Mittelphase“ – im Oubouzar (1974: 38-44) Sinne – befindet; bei *gesin*, das den vollzogenen oder vollziehenden Handlungsablauf grammatikalisiert, steht der Standort der Sprechzeit in der „Nachphase“ (vgl. Ebert u.a. 1993: 383f, Ballweg 1988: 33); ‚Sprechzeit vor Aktzeit‘ oder ‚Aktzeit zur Referenzzeit‘ (vgl. Kotin 2007: 27). Die Konstruktion *mugen gesin* ist im Grunde ein spezifisches, gegenwärtig geäußertes *praesens futurum* mit aspektuellem, resultativem Charakter.

Oubouzar behauptete, dass im aktivischen Bereich das Verbalsystem von der Aspektunterscheidung auf die Opposition *vollzogen* – *unvollzogen* erst um 1400 überginge (vgl. Oubouzar 1974: 60ff, 70). Unsere Korpushandschrift ist

da verwant zu werden, wo es sich lediglich um die modification der actionsart handelt. Diese partikel ist *ga-*“ (Streitberg 1891: 176; vgl. auch Kotin 2007: 38ff).

- 11 Die Gebrüder Grimm haben beispielsweise bei der wortwörtlichen Übertragung des *Hildebrandsliedes* in der bekannten ersten Zeile das *ge-* stehen lassen: „Ich gehörte das sagen [...]“ (vgl. Grimm/Grimm 1812: 5). In der nhd. Übertragung bedienten sie sich allerdings der unpräfigierten Form: „Ich hörte sagen in alten Mären [...]“ (vgl. Grimm/Grimm 1812: 7).

dem zuwider fast einhundert Jahre älter. Die Autorin fügte darüber hinaus hinzu, dass sich die aspektuelle Opposition im passivischen Bereich erst viel später, nämlich im 17. Jh. vollzogen habe, nachdem sich die Formen des Passiv Perfekts etabliert hatten (vgl. Oubouzar 1974: 60ff, 70, nach Zeman 2010: 72). Diese Annahme scheint mir allerdings auch übertrieben zu sein, denn die Zeit des Phänomens ist hier wohl zu spät angesetzt. Akzeptabel wäre sie nur, falls sie auf Nicht-Alltags-Textsorten verengt wäre.

Im Korpus sind die Formen der Simplizia mit *ge-* schon selten (die Perfektumschreibungen dominieren hier bereits eindeutig), obwohl Ebert u.a. (1993: 386) deren immer seltenere Präsenz im Deutschen noch bis zu den Anfängen des 16. Jh.s nachweisen. Die Frequenzabnahme der mit *ge-* präfigierten Finita im Zeitfenster zwischen dem Hochmittelalter und der Frühen Neuzeit geht selbstverständlich mit gleichzeitigem Zuwachs der Intensivität von periphrastischen Perfektformen einher, deren Hilfsverben die Nuancen der Aktionsartunterscheidung weitgehend indizierten. Die Parallelität von diesen Strukturen dauerte also etwa 2-3 Jahrhunderte.

In den mittelalterlichen Handschriften begegnet man manchmal Stellen, die man bestimmten sprachhistorischen Erscheinungen nur schwer zuordnen kann. Schauen wir beispielsweise auf die folgende Textpassage aus dem Korpus (Quelle für den Beleg 18: 180, S. 25v):



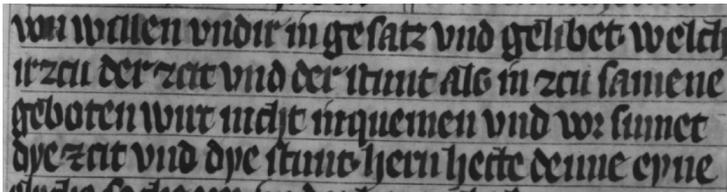
Beleg 18: [...] tvn kvnt an disen brife alle den die in lesen odir gesen. daz [...]

Hier drängt sich sofort die Frage auf, was hier von den zwei Vorfällen vorkommt: Fehlt bei *gesen* ein Hilfsverb bzw. reichte es dem Schreibenden zugleich aus, das perfekt-denotierende *ge-* nur einmal anzuwenden? Soll es also die Auxiliar-Ellipse oder die Auslassung des Präfixes sein oder beides zugleich? Beides kommt ja zu dieser Zeit in den Handschriften gar nicht selten vor. Oder gibt es vielleicht eine dritte Möglichkeit, die mit dem Beleg mit *gesin* korrelieren würde, und wofür hier plädiert wird: Sind die beiden einfach Infinitive, bloß das eine von ihnen (also *gesen* ‚gesehen‘) besitzt dieses aspektual wirkende *ge-*, wie bei *gesin*? Nicht zu vergessen ist ja, dass das Präfix *ge-*, das die perfektive Aktionsartigkeit inbegriffen hat, im Mittelhochdeutschen noch gebräuchlich war, was Beispiele wie *stân/gestân*, *sitzen/gesitzen* oder eben *sehen/gesehen* ausdrücklich nachweisen (vgl. Mettke 1983: 219).

6. Zur werden-Periphrase

Im *Ersten Stadtbuch* von Schweidnitz gibt es noch relativ seltene Fälle, in denen die Periphrase des Passivs durch *werden* + Part. Prät. gebildet wurde, wie z. B. in den folgenden Sätzen aus dem Jahr 1328 (Quelle für den Beleg 19: 180, S. 39; Quelle für den Beleg 20: 180, S. 28):

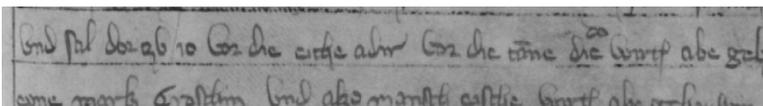
Beleg 19: **wirt**¹² abir im daz burgerdink **gekvnndigit** vnd in kvmit her dar nicht her wertit vnf schillinge



Beleg 20: welch ir zcu der zeit vnd der stunt als in zcu samene **geboten wirt** nicht in quemen vnd vor sumet dye zeit vnd dye stunt. [...]

Die syntaktische Platzierung des Finitums und des Partizips ist in den obigen Sätzen mit der nhd. Tendenz übereinstimmend. Morphologisch parallele Formen lassen sich aber auch in noch nicht so modernen syntaktischen Kompositionen vorfinden (oder in solchen, die sozusagen zwischen Altem und Neuen noch variieren), z. B. (Quelle für den Beleg 21: 180, S. 55; Quelle für den Beleg 22: 180, S. 15):

Beleg 21: Swen in daz **gevunden wirt** von dem eynen vnd von dem andirn vnd von dritten. So vrage her an eyne vrteyle zu vor suchen ab her volkvmen si. swen im daz **gevunden wirt** vnd der vridebrech[er] vor **geladin wirt** als recht ist. So sprech her alsust. [...]



Beleg 22¹³: [...] vnd sal dor zv ie vor die eiche adir ta[n]ne die **wirt abe gehouwin** gebin eyne mark Groschin vnd [...]

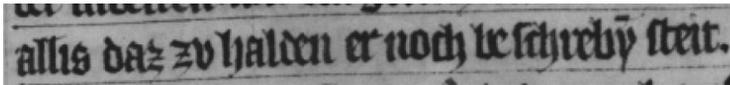
12 Die Großschreibung am Satzanfang war im Korpus noch eine Seltenheit.

13 Ins Stadtbuch 1368 niedergeschrieben.

Beim Beleg 21 muss darauf hingewiesen werden, dass hier das perfektive Verb *finden* anders behandelt wurde, als es in Belegen 4 und 13 (mit *bringen* und *kommen*) der Fall war. Hier wird die Partizipform mit *ge*-Präfigierung gebildet. Ein gewisses erklärendes Indiz für diese Inkonsequenz ist die Flüchtigkeit (auffallendes höheres Tempo) des Schreibens im Beleg 21. In den Handschriften gilt es nämlich meistens: Je höher das Schreibtempo, desto weniger Achtung vor der Tradition geschriebener Sprache. Die Tendenz ist ja bekannt – letztendlich sind die unpräfigierten Partizipformen (beinahe) verschwunden. Möglicherweise ist das 14. Jh. die Zeit, als beides noch in Frage kam. Das Buch wäre daher sozusagen ein Beweis für die Existenz von derartigen Parallelitäten, deren Grundlage psychophysische Merkmale des Schreibprozesses sind.

7. Zu sonstigen Periphrasen

Nicht selten erscheinen in mittelalterlichen Handschriften Konkurrenzformen des Zustandspassivs, die insgesamt im Grunde auch nur seine Parallelformen darstellen. Dies sind Strukturen, die aus einem finiten Funktionsverb und dem Part. Prät. des Vollverbs bestehen, wie z. B. im folgenden Satz (Quelle für den Beleg 23: 180, unpaginierter Teil des Buches):



Beleg 23: [...] allis daz zu halten er [,herⁱ] noch **beschreyt[n] steit**¹⁴.

8. Fazit

Mehrere Autoren bewerten die äußerst wichtige Aspekt-Diathese-Tempus-Problematik im Spätmittelhochdeutschen mit überraschend großer Vorsicht, was davon zeugen kann, dass die Quellen bisher einfach zu einseitig untersucht worden sind. Man fokussierte vermutlich zu stark auf populäre und wahrscheinlich z. T. sprachlich gekünstelte Texte (auch Lachmannscher Art). Dies resultierte mit scheinbarem Chaos des Aspekt-Tempus-Systems zur mhd. Zeit („Frage nach der Zugehörigkeit der Perfekt-Formen [...] bleibt [...] offen.“ – Zeman

14 Die Form *steit* ist *nota bene* ein gutes Beispiel für die rein phonetische Aufzeichnung der Laute der gesprochenen Sprache. Die Graphie <i> steht hier etwa für das heutige Dehnungs-*h* und soll nur die Länge des Vokals [e:] symbolisieren (nicht etwa die andere Diphthongskomponente sein).

2010: 71). In der Tat wird aber keine lebendige Sprache in einem von ihren Bereichen auf einmal „verwirrt“; sie kann sich höchstens in einer Übergangsphase zu neueren Formen befinden, was das Auftreten von Parallelitäten der Formen hervorruft. Das, was aus ferner Forschungsperspektive als „Verwirrung“ aussehen kann, ist einfach die Parallelität von nebeneinander gebräuchlichen Formen, von denen eine gerade im allmählichen Vormarsch, die andere im langsamen Rückgang ist. S. Zeman (2010: 72) äußert sich etwa in demselben Sinne; für sie ist der hier beschriebene Übergang auch ein „frequentieller Ausbau der Perfektkonstruktionen bei gleichzeitigem Abbau der *ge*-präfigierten Verben“. Für die jeweilige zeitgegenwärtige Generation blieben nichtsdestotrotz beide Formen in ihrer eingegengten Zeitperspektive völlig im Einklang, sodass das System darunter ganz und gar keinen Störungen ausgesetzt worden wäre. Wenn also von einem „weißen Fleck“ überhaupt die Rede sein darf, dann wohl nicht „innerhalb der diachronischen Entwicklungslinie“ (Zeman 2010: 75), sondern vielmehr in der diachron orientierten korpusgestützten Forschung.

Quelltext

Erstes Stadtbuch aus Schweidnitz 1321-1330¹⁵, Archivsignatur¹⁶: 180

Literatur

- Ballweg, Joachim (1988): Die Semantik der deutschen Tempusformen. Eine indirekte Analyse im Rahmen einer temporal erweiterten Aussagelogik (Sprache der Gegenwart 70). Düsseldorf.
- Behagel, Otto (1947): Deutsche Syntax II. Heidelberg.
- Ebert, Robert Peter/ Reichmann, Oskar/ Solms, Hans-Joachim/ Wegera, Klaus-Peter (1993): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Herausgegeben von Oskar Reichmann und Klaus Peter Wegera. Tübingen.
- Fleischer, Jürg (2011): Historische Syntax des Deutschen. Eine Einführung. In Zusammenarbeit mit Oliver Schallert. Tübingen.
- Grimm, Wilhelm/ Grimm Jakob (1812): Die beiden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: Das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel.

15 Im Buch befinden sich ebenfalls später aufgetragene Textpassagen aus den Jahren: 1344, 1368 und 1375.

16 Die angegebenen Archivsignaturen beziehen sich auf die Symbolik des Staatsarchivs zu Breslau/Wrocław.

- Guchman, Mirra M. (1977): Tipologija razvitija zalogovych oppozicij. In: Jarceva, Viktoria N. u.a. (Hrsg.) (1977): Istoriko-tipologičeskaja morfologija germanskich jazykov. Band 2: Kategorija glagola. Moskva, S. 128-211.
- Hartweg, Frédéric/ Wegera, Klaus-Peter (2005): Frühneuhochdeutsch. Eine Einführung in die deutsche Sprache des Spätmittelalters und der Frühen Neuzeit. Tübingen.
- Hashimoto, Ikuo (1962): Noch Einmal: Der Gebrauch des Präfixes ge- im Mittelhochdeutschen. In: Hitotsubashi journal of arts and sciences, 2(1), S. 15-22.
- Keller, Rudolf Ernst (1995): Die deutsche Sprache und ihre historische Entwicklung. Hamburg.
- Keller, Rudi/ Kirschbaum, Ilja (2003): Bedeutungswandel: eine Einführung. Berlin.
- Kotin, Michail L. (1998): Die Herausbildung der grammatischen Kategorie des Genus verbi im Deutschen. Eine historische Studie zu den Vorstufen und zur Entstehung des deutschen Passiv-Paradigmas. Hamburg.
- Kotin, Michail L. (2000): Das Partizip II in deutschen periphrastischen Verbalfügungen im 9.-15. Jh. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik 28, S. 319-345.
- Kotin, Michail L. (2003): Die werden-Perspektive und die werden-Periphrasen im Deutschen. Historische Entwicklung und Funktionen in der Gegenwartssprache. Frankfurt am Main.
- Kotin, Michail L. (2007): Die Sprache in statu movendi. Sprachentwicklung zwischen Kontinuität und Wandel. Zweiter Band: Kategorie – Prädikation – Diskurs. Heidelberg.
- Leiss, Elisabeth (2002): Die Rolle der Kategorie des Aspekts im Sprachwandel des Deutschen: ein Überblick. In: Japanische Gesellschaft für Germanistik (Hrsg.): Grammatische Kategorien aus sprachhistorischer und typologischer Perspektive. Akten des 29. Linguisten-Seminars in Kyoto 2001. München.
- Lindgren, Kaj B. (1957): Über den deutschen Präteritumschwund. *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*. Helsinki.
- Mettke, Heinz (1983): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. Leipzig.
- Oubouzar, Erika (1974): Über die Ausbildung der zusammengesetzten Verbformen im deutschen Verbalsystem. In: *PBB (T)* 95, S. 5-96.
- Paul, Hermann (2007): *Mittelhochdeutsche Grammatik*. 25. Auflage neu bearbeitet von Thomas Klein, Hans-Joachim Solms, Klaus-Peter Wegera und Heinz-Peter Prell. Tübingen.
- Piotrowski, Rajmond G./ Bektaev, Kaldybaj B./ Piotrowskaja, Anna A. (1985): *Mathematische Linguistik. Quantitative Linguistics*. Band 27. Bochum.
- Polenz, Peter von (2000): *Deutsche Sprachgeschichte vom Spätmittelalter bis zur Gegenwart*. Band 1: Einführung. Grundbegriffe. 14. bis 16. Jahrhundert. Berlin/New York.
- Ronneberger-Sibold, Elke (1997): Sprachökonomie und Wortschöpfung. In: Birkmann, Thomas u.a. (Hrsg.): *Vergleichende germanische Philologie und Skandinavistik*. Festschrift für Otmar Werner. Tübingen. S. 249-261.
- Schieb, Gabriele (1970): *Mittelhochdeutsch*. In: Schmitt, Ludwig Erich (Hrsg.): *Kurzer Grundriss der germanischen Philologie bis 1500*. Band 1: Sprachgeschichte. Berlin. S. 374-385.
- Schmidt, Wilhelm (2000): *Geschichte der deutschen Sprache*. Ein Lehrbuch für das germanistische Studium. Stuttgart.

- Schweikle, Günther (1990): Germanisch-deutsche Sprachgeschichte im Überblick. Dritte Auflage. Stuttgart.
- Streitberg, Wilhelm (1891): Perfective und imperfective actionsart im Germanischen. In: Paul, Hermann/ Braune, Wilhelm (Hrsg.): Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PPB). XV. Band. Halle an der Saale, S. 70-177.
- Wiktorowicz, Józef (2011): Krakauer Kanzleisprache. Forschungsperspektiven und Analysemethoden. Warszawa.
- Zeman, Sonja (2010): Tempus und Mündlichkeit. Zur Interdependenz grammatischer Perspektivensetzung und „Historischer Mündlichkeit“ im mittelhochdeutschen Tempussystem. Berlin/New York.



**Zur Entwicklung der Sprache der Finanzen
in der Zeit 1886-1995 – eine Wortschatzanalyse
anhand von Wirtschaftsartikeln und
Wörterbuchdefinitionen aus dem
19. und 20. Jahrhundert**

Grażyna Strzelecka (Warszawa)

1. Einleitung

Der vorliegende Artikel ist ein Ausschnitt aus einer längeren Analyse des Wirtschaftswortschatzes im 19. und 20. Jahrhundert, die den thematisch geordneten Wortschatz aus verschiedenen Wirtschaftsbereichen umfasst und ihn in einer Zeitspanne von etwa 100 Jahren vergleicht. Hier wird der Versuch unternommen zu zeigen, wie sich die Sprache der Finanzen in der Zeit von etwa 1886 bis etwa 1995 entwickelt und verändert hat. Zu diesem Zweck werden drei thematische Gruppen, die eng mit der finanziellen Sphäre der wirtschaftlichen Tätigkeit des Menschen verbunden sind, untersucht. Sie umfassen das Bankwesen und die Währung, das Börsenwesen sowie allgemeine Erscheinungen und Prozesse in der Finanzwelt. Es werden Wörter aus Wirtschaftszeitungen und Wirtschaftszeitschriften verglichen und mit Zitaten belegt. Ihre Bedeutung wird anhand von Wirtschaftswörterbüchern aus dem 19. und 20. Jahrhundert untersucht und erschlossen. Angestrebt wird das Ziel, zu beantworten, welche Zeitreise die Sprache der Finanzen in der erforschten Zeit erlebte und wie die Zeit und die Ereignisse in der Wirtschaftswelt die Sprache der Finanzen beeinflussten und veränderten. Welche Wörter gab es schon anno dazumal, welche unterlagen einem Bedeutungswandel, welche sind aus dem Gebrauch gekommen und welche fungierten unverändert weiter? Dies wird nun anhand von ausgewählten Wortschatzgruppen, die besonders häufig vorkommende Wörter und Ausdrücke aus der Welt der Finanzen umfassen, untersucht. Um den Rahmen des Artikels nicht zu sprengen, wird eine große Gruppe nicht nativer Wörter ausgeklammert, es sei denn, das ein Wort als

Grund- oder Bestimmungswort Bestandteil eines nativen zusammengesetzten Wortes ist.

Zunächst zum Wort *Finanzen* selbst: Es wird von Alfred Schirmer im „Wörterbuch der Kaufmannssprache“ gar bis auf das 14. Jahrhundert zurückverfolgt. Ursprünglich in der Singularform „Finanz“, wird es auf das lateinische *finantia* (Schlußleistung, Geldleistung) zurückgeführt und im kölnischen *finantie* (wucherisches Geldgeschäft) wiederentdeckt. Im 15. und 16. Jh. überwiegt die Bedeutung „Darlehensgeschäft“, die sich in der Richtung „unredliches Geldgeschäft, Betrug“ entwickelt, die dann im 17. Jh. bereits üblich ist (Schirmer 1911: 61). Erst gegen Ende des 17. Jahrhunderts setzte sich der Gebrauch der Pluralform „Finanzen“ durch und die aus dem französischen *finances* abgeleitete Bedeutung als „Geldeinkünfte eines Staates“. Schirmers Wörterbuch gibt auch die Personenbezeichnung *Finanzier* an, die mit „Geldmann“ definiert wird. Das Verb *finanzieren* wird durch „Geld beschaffen, mit Geld versehen“ beschrieben. Diese Bezeichnungen sind in der Welt der Finanzen bis heute präsent, und ihre Bedeutung weicht im Wesentlichen nicht von den Bedeutungen ab, die sich etwa Ende des 18. und Anfang des 19. Jahrhunderts etabliert hatten. Schirmer erwähnt auch bereits solche Wörter wie *Finanzierung* und *finanziell*, die er mit Quellen aus dem 19. Jahrhundert belegt. Das „Wörterbuch der Wirtschaft“ von Friedrich Bülow definiert im Jahre 1936 nur noch solche Fachbegriffe wie *Finanzierung* (Kapitalbeschaffung durch Selbstfinanzierung, Kapitalbildung oder Aufnahme von Fremdkapital) oder *Finanzkapital* (das im Gegensatz zum Industriekapital in den Händen von Banken befindliche Kapital). Diese Fachbegriffe haben bis heute ihre Bedeutung behalten. Doch Gablers Wirtschaftslexikon aus dem Jahre 1995 gibt bereits etwa 90 Fachbegriffe an, die zusammengesetzte Wörter mit dem Bestimmungswort *Finanzierung-* oder *Finanz-* sind, dazu noch mehrere Wörter mit dem direkt aus dem Englischen übernommenen Wort *financial* (z.B. *financial services*). Wie die nachstehende Analyse zeigen wird, wird dies alles als allgemeine Tendenz in der Sprache der Finanzen eine Bestätigung finden.

Eine besonders umfangreiche Gruppe bilden in der Sprache der Finanzen die Metaphern, die vor allem der Sprache der Börse (sowohl im 19. als auch im 20. Jahrhundert) zu verdanken sind. Der Kargheit und der trockenen Information der Tabellen und Kurse steht eine besonders bildhafte Sprache der metaphorischen Börsenberichte und Analysen gegenüber. Zur Sprache der Börse und deren Entwicklung in der Zeit finde man mehr in einem anderen Artikel der Autorin, der einer Untersuchung zu häufig gebrauchten Verben und Metaphern in der Sprache der Wirtschaft gewidmet ist.

2. Bezeichnungen aus dem Bereich Banken und Währung

Die erste der drei Wortschatzgruppen, die hier besprochen wird, sind Bezeichnungen aus dem Bereich Banken und Währung, zuerst im Wortschatz aus dem 19. und anschliessend aus dem 20. Jahrhundert.

Nehmen wir uns ein Wort aus dieser thematischen Gruppe vor, das eine zentrale Stellung einnimmt: die *Anlage*. Es wird vom Großen Duden als das *Anlegen von Geld* definiert und ist bis heute eine gängige umgangssprachliche Bezeichnung. Es sei aber darauf hingewiesen, dass fachsprachlich das Wort *Anlagekapital* benutzt wird, und das sowohl im 20. Jahrhundert (nach Gablers Wirtschaftslexikon: *Anlagekapital: im Sprachgebrauch der Wirtschaft Bezeichnung für Anlagevermögen*), als auch bereits in der Wirtschaftssprache des 19. Jahrhunderts. Das Wörterbuch der Wirtschaft von Friedrich Bülow aus dem Jahr 1936 gibt eine besonders ausführliche Definition des Anlagekapitals an, das als Gegensatz zum Betriebskapital (es gibt auch die Gegenüberstellung von *Anlagevermögen* und *Umlaufvermögen*) definiert wird. Daraus wird ersichtlich, dass es sich bei einer Anlage darum handelt, Geld für dauernde Vermögenswerte auszugeben, wie Grund und Boden, Gebäude, Maschinen, Inventar oder Werkzeuge. Nach Gablers Wirtschaftslexikon kann man die Anlagen in betriebsnotwendige, verbrauchbare, technisch oder körperlich abnutzbare sowie wirtschaftlich verzehrbare Anlagen einteilen. In der heutigen Umgangssprache scheint man die Anlage mit etwas festem zu assoziieren, das nicht verbraucht oder verzehrt (konsumiert) wird, sondern daliegt, an Wert gewinnt und seinem Besitzer finanzielle Sicherheit bietet (Immobilien, Wertpapiere). Genau in diesem Sinne wurde das Wort *Anlage* in der Wirtschaftspresse vor 100 Jahren gefunden. Hier ein Zitat:

Die Sicherheit dieser Anlage ist keine bessere als diejenige zweier Berliner Hypotheken (...).
BFH 1/1886, S.2 „Das Hypothekengeschäft im Jahr 1885“

Wenn es um zusammengesetzte Substantive mit dem Grundwort *Anlage* geht, so wurde in der alten Wirtschaftspresse vor allem das Wort *Kapitalanlage* gefunden:

(...) wenn nicht neuer Grund zur Abneigung gegen diese Form der Kapitalanlage (...) geschöpft worden wäre.
BFH 1/1886, S.2 „Das Hypothekengeschäft im Jahr 1885“

Ein weiteres Wort, das der alten Sprache der Finanzen entstammt und in der alten Wirtschaftspresse mehrmals gefunden werden konnte, sind die *Baarvorräte* einer Bank:

Die Reichsbank verfügt am Schluß des Jahres über ganz bedeutende Baarvorräte.
BFH 1/1886, S.2. „Über das Jahr 1885“

Dieses Wort ist bis heute verständlich, doch schon in der Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts wird statt *Vorräte* das nichtnative Wort *Reserven* benutzt. So wird von Gablers Wirtschaftslexikon das Wort *Barreserve* angegeben, dessen Definition genau auf den alten *Baarvorrath* zutrifft. Es handelt sich um die Kassenbestände eines Kreditinstituts, einschließlich ausländischer Zahlungsmittel (und heute auch der Einlagen bei der Bundesbank). Diese Mittel sind flüssig und können, falls nötig, sofort eingesetzt werden. In der Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts ist vor allem von den sog. *Mindestreserven* die Rede, d.h. von den Guthaben eines Kreditinstituts auf einem Girokonto bei der Zentralbank, die es aufgrund der gesetzlichen Mindestreserveverpflichtung haben muss. Durch die sog. *Mindestreservepolitik* wird u.a. die Zahlungsfähigkeit der Banken gesichert. Das alte Wort *Baarvorräte* scheint von den Ansätzen einer solchen Politik zu zeugen.

Die alte Form *Darlehnen* (nicht: *Darlehen*) konnte dagegen weder in der Wirtschaftspresse noch in den Wirtschaftswörterbüchern des 20. Jahrhunderts gefunden werden:

(...) und endlich fließen die für Konvertirung oder Rücknahme von Darlehnen gezahlten Provisionen spärlicher.

(...) daß der Rückfluß von Darlehnen nachgelassen hat.

BFH 41/1886, 17 Okt., S.309 „Deutsche Grundkreditbank in Gotha“

Trotzdem kann nicht in Frage gestellt werden, dass es sich dabei um ein *Darlehen* (möglich auch die Form: *Darlehn*) handelt, nach dem Großen Duden ein bestimmtes Kapital, das für eine bestimmte Zeit jemandem zur Nutzung überlassen wird. Gablers Wirtschaftslexikon unterscheidet zwischen einem Darlehen in der bankbetrieblichen Praxis und dem Rechtsbegriff. Es wird betont, dass ein Darlehen am Ende der Laufzeit in einer festgelegten Summe (auch früher in Raten) oder je nach Vereinbarung in Sachen gleicher Art, Güte und Menge zurückgezahlt werden muss. Das Wörterbuch der Wirtschaft von Friedrich Bülow betont, dass es sich bei einem Darlehen um Geld oder andere Sachen handelt, die in das Eigentum des Darlehensnehmers übergehen und ihn verpflichten, sie in gleicher Art usw. zurückzuzahlen. Nach Bülow wird im allgemeinen Sprachgebrauch auch die versprochene Summe als Darlehen bezeichnet, was in der modernen Sprachpraxis vorzufinden ist. Die oben angeführte alte Form *Darlehnen* wird bei Bülow nicht mehr ange-

geben, obwohl wir dort beispielsweise die Information finden können, dass in Krisenjahren staatliche Darlehenskassen geschaffen wurden, davon die erste in Preußen im Jahr 1848, also über vierzig Jahre vor der für die vorliegende Analyse genommenen Zeitperiode.

Von den alten Wörtern scheint die Bezeichnung *Doppelwährung* bemerkenswert. Sie ist in der Wirtschaftspresse des ausgehenden 19. Jahrhunderts in aller Munde:

Die Anhänger der Doppelwährung verlangen in richtiger Konsequenz ihres Systems vor allem die freie Silberprägung auch für Private.

Die Einführung der Doppelwährung ist eine Utopie, aber – eine der allergefährlichsten Art, eine Modekrankheit.

DLP 3/1886, 9 Jan., S.15 „Zur Währungsfrage“

(...) ob etwa die Goldwährung oder die internationale Doppelwährung (...) vorzuziehen sei?

HUG 45/1885, 7 Nov., S.712 „Der Zentralverband deutscher Industrieller und die Währungsfrage“

Bühlow's „Wörterbuch der Wirtschaft“ gibt eine kurze und treffende Definition dieses Wortes an. Danach handelt es sich bei der *Doppelwährung* (auch *Bimetallismus*) darum, dass Goldgeld und Silbergeld gesetzliche Zahlungsmittel sind und beide in einem festgesetzten Wertverhältnis zueinander stehen. Diese Bezeichnung kann heute als historisch angesehen werden, zumal in der Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts mit Wörtern, deren Bestandteil das Bestimmungswort *Doppelwährung* ist, zumeist die Währungen verschiedener Länder gemeint werden: Die *Doppelwährungsanleihe* ist beispielsweise eine Anleihe, bei der die Einzahlung sowie die Zinszahlungen in einer anderen Währung erfolgen als die Rückzahlung (nach Gabler). So unterlag dieses Wort in der Sprache der Wirtschaft in der Zeit einem Bedeutungswandel.

Nehmen wir uns als Nächstes ein Wort vor, dessen Bedeutung im Gegensatz zu dem obigen Beispiel in der neueren Wirtschaftssprache gleich geblieben ist. Es ist die sog. *Flüssigkeit*“ der Geldmittel oder des Geldmarktes, die nicht unerwähnt bleiben darf, wenn von Banken die Rede ist. In dem vorliegenden Kapitel wird diese Bezeichnung auch bei der Besprechung eines anderen Wortes zu Hilfe gezogen:

Die günstige Meinung zu Anfang des Jahres war getragen von der Flüssigkeit des Geldmarktes und der Hoffnung, daß neue Rückgänge für Eisen und Kohlen nicht zu erwarten seien.

BFH 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

Ähnlich wie es bei den *Barreserven* der Fall war, wird bereits im 20. Jahrhundert statt *Flüssigkeit* das nichtnative Wort *Liquidität* verwendet. Doch auch das Wort *Flüssigkeit*, obwohl weder vom Großen Duden noch von Gablers Wirtschaftslexikon angegeben (bei Gabler sind allerdings *flüssige Mittel* als der Bestand an Werten, die bei Bedarf in Geld verwandelt werden können, zu finden) wird genauso wie 100 Jahre zuvor verstanden, und zwar als die Fähigkeit eines Kreditinstituts, seine Aktiva jederzeit und ohne Verluste in Bargeld umzuwandeln. Die oben zitierte Flüssigkeit des Geldmarktes bedeutet die Zahlungsfähigkeit der Wirtschaft, d.h. die Fähigkeit, allen Zahlungsverpflichtungen termingerecht nachzukommen (Vahlsens Großes Wirtschaftslexikon). In der Wirtschaftspresse des ausgehenden 19. Jahrhunderts wurde auch das zusammengesetzte Substantiv *Geldflüssigkeit* gefunden:

Die Geldflüssigkeit nahm zu (...)
BFH 2/1886, S.9 „Finanzielle Wochenschau“

Wenn von Geldmarkt (im weitesten Sinne des Wortes: dem Markt für Geld, der selbstverständlich von Nachfrage und Angebot nach Geld bestimmt wird) die Rede ist, so fällt in der alten Wirtschaftspresse das Wort *Geldverkehr* ins Auge:

Der lebhafte Geldverkehr zwischen den drei skandinavischen Ländern und (...) machen oft größere Sendungen gemünzten Geldes von einem Lande zum anderen erforderlich.
BFH 1/1886, S.3 „Check-Verkehr zwischen den skandinavischen Hauptbanken“

Es handelt sich um die Bewegung des Geldes auf dem Geldmarkt (im Inland oder auch zwischen den Ländern wie in dem obigen Zitat). Im 20. Jahrhundert ist in diesem Zusammenhange zumeist von *Geldumlauf* oder von *Zahlungsmittelumlauf* die Rede.

Ein Beispiel für ein Substantiv aus dem Bereich der Wertpapiere, dessen Bedeutung gleich bleibt, ist das Wort *Pfandbrief*. Er scheint als Kapitalanlage schon vor über 100 Jahren genauso beliebt gewesen zu sein wie später im 20. Jahrhundert und wie auch heute. Das Wort wurde in der alten Wirtschaftspresse in gleicher Bedeutung gefunden:

Die Hypothekenbanken bieten ihrerseits alles mögliche auf, um dem Andrängen ihrer Darlehensnehmer (...) gerecht zu werden, indem ganze Kategorien von Pfandbriefen zurückgekauft (...) werden.
BFH 1/1886, S.2 „Das Hypothekengeschäft im Jahr 1885“

Der *Pfandbrief* (oder: *Hypothekendarlehen*) war und ist damals wie heute eine Anleihe, die von Hypothekenbanken, Landesbanken und Pfandbriefanstalten zur Finanzierung von Hypothekendarlehen (Hypothekarkrediten) vergeben wird. Für die Emission und Deckung der Pfandbriefe bestehen spezielle Vorschriften.

Zwei Wörter aus dem Bereich Banken und Währung, die in der alten Wirtschaftspresse mehrmals gefunden werden konnten, sind die *Papierwährung* und die „*Geldverschlechterung*“, hier in einem Zitat:

Wenn einmal der Staatskredit durch Geldverschlechterung ruiniert werden soll, dann doch lieber gleich Papierwährung.

DLP 3/1886, 9 Jan., S.15 „Zur Währungsfrage“

„Papierwährung“ ist eine auch im 20. und 21. Jahrhundert verwendete Bezeichnung. Sie bedeutet auf der einen Seite alle Währungen, in denen Papiergeld gesetzliches Zahlungsmittel ist und auf der anderen freie Währungen, bei denen durch die Loslösung vom Metall die Anpassung der Kredite an wirtschaftliche Erfordernisse als bestimmend für die Notenausgabe angesehen wird. Diese zweite Bedeutung scheint für das alte Zitat zuzutreffen. Die Währungsdiskussion drehte sich in der Wirtschaftspresse des ausgehenden 19. Jahrhunderts um den Bimetallismus, doch wie aus dem obigen Zitat hervorgeht, wurde auch die Papierwährung erwogen. Wenn es um die *Geldverschlechterung* geht, so hier noch ein altes Zitat:

Ebenso unsinnig ist das Geschrei über Geldverschlechterung.

DLP 12/10 Feb.1886, S.68 „Die Agitation für die Goldwährung“

Mit diesem Wort das *Sinken des Geldwertes* gemeint, was auch in dieser Umschreibung gefunden werden konnte:

(...) das Bestreiten ist der Besitzer, das Sinken des Geldwertes auch für ihren Hypotheken-Stand auszunützen (...)

BFH 1/1886, S.2 „Das Hypotheken-Geschäft im Jahre 1885“

Der Geldwert ist nach Gablers Banklexikon gesunken, wenn für einen bestimmten Betrag nach Ablauf einer bestimmten Zeit weniger Güter erworben werden können als bisher (und umgekehrt: Er ist gestiegen, wenn mehr Güter erworben werden können. Eine anhaltende Abnahme des Geldwertes wird heute mit dem nichtnativen Wort *Inflation* bezeichnet, das in der Gruppe der nichtnativen Wörter in einem anderen Artikel behandelt wird. Es

scheint vor 100 Jahren noch nicht im Gebrauch gewesen zu sein und zeugt bereits als das dritte Beispiel von der Hinwendung der zeitgenössischen Sprache der Finanzen zum internationalen Ausdruck für wirtschaftliche Erscheinungen (*Vorräte – Reserven, Flüssigkeit – Liquidität, Geldverschlechterung – Inflation*).

Ist von Banken die Rede, so darf der Sitz dieser geschätzten Kreditanstalten nicht unerwähnt bleiben. In der alten Wirtschaftspresse konnte bereits das Wort „*Zweiganstalt*“ gefunden werden, das in gleicher Bedeutung wie im 20. Jahrhundert als Zweigstelle oder Zweigniederlassung fungiert, d.h. die Nebenstelle eines Kreditinstituts, zumeist mit Ein- und Auszahlungsverkehr. Zweigstellen werden je nach Bedarf an anderen Orten (in anderen Stadtvierteln, Städten oder auch Ländern) eingerichtet:

Die deutsche Bank wird den Frankfurter Bankverein in sich aufnehmen und an dessen Stelle eine Zweiganstalt in Frankfurt a.M. errichten.

BFH 19/1886, S.160 „Die Fusion des Frankfurter Bankvereins mit der Deutschen Bank“

Auch das Wort *Zweiganstalt* wird in dem häufiger gebrauchten nicht-nativen Wort *Filiale* wiederzufinden sein. Schon Bühlows „Wörterbuch der Wirtschaft“ weist unter dem Stichwort „*Zweigniederlassung*“ ohne jegliche Definition auf das Wort *Filiale* hin.

Ein wichtiger Grundbegriff der Bankoperationen ist der *Zinssatz*. Das Wort wurde in der Bedeutung von dem in Hundertteilen ausgedrückten Preis für die zeitlich begrenzte Zuverfügungstellung von Fremdkapital (Bühlow, Gabler) gefunden. Hier alte Zitate:

(...) suchen nun den gewünschten höheren Zinssatz durch den Erwerb ausländischer Effekten zu erreichen.

(...) sich noch weitere Reduktionen, allerdings nur in kleinen Bruchteilen des Zinssatzes bestehend, erzielen lassen werden.

BFH 1/1886, S.2. „Das Hypothekengeschäft im Jahr 1885“

Der *Zinsrückgang* (oder die *Zinssenkung*) bedeuten niedrigere Zinsen für das zur Verfügung gestellte Kapital:

Es scheint, daß der Zinsrückgang noch nicht auf dem niedrigsten Punkte angelangt ist (...)

BFH 1/1886, S.2. „Das Hypothekengeschäft im Jahr 1885“

Wenden wir uns nun den Bezeichnungen aus dem Bereich Banken und Währung im Wortschatz des 20. Jahrhunderts zu.

Im Finanzteil einer Wirtschaftszeitschrift vom Ende des 20. Jahrhunderts tauchen in Texten, die Banken und Währungen betreffen, neben den Grundbegriffen *Bank* und *Währung* vor allem folgende Wörter auf: *Anlagen*, *Darlehen*, *Finanzmärkte*, *Hypotheken*, *Kredite*, *Kurse* und *Zinsen*. Viele dieser Substantive gehören in den Bereich der nichtnativen Wörter, bilden aber auch Zusammensetzungen und werden deshalb zum Teil in dem vorliegenden Artikel besprochen.

Nehmen wir uns zunächst wieder das Wort *Anlage* vor. Hier ein Zitat aus einem Wirtschaftsartikel, der aus dem 20. Jahrhundert stammt:

(...) nutzten immer mehr Anleger (...) durch die regelmäßige Anlage (...) die Möglichkeit eines kontinuierlichen Vermögensaufbaus (...)

WK 37/Mai 1995, S.4 „Langfristig positiver Charakter der Investmentanlage bestätigt“

Genau wie vor über 100 Jahren wurde hier dieses Wort in der Bedeutung von dem „Anlegen des Geldes“ gebraucht, und das Anlegen bedeutete den „Aufbau des Vermögens“. Das Wort hat bis heute nichts an seiner Aktualität eingebüßt. Die Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts hat viele zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Anlage* gebildet. Dazu gehört beispielsweise die bis heute allgegenwärtige, im 19. Jahrhundert aber noch nicht existierende *Anlageberatung*:

(...) der Handel (...) sowie die Anlageberatung und Vermögensverwaltung.

WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Auch das Wort *Darlehen* funktioniert in unveränderter Bedeutung bis heute, lediglich die früher vorkommende Form *Darlehmen* ist heute nicht mehr anzutreffen:

Insgesamt nahmen die von der LfA zugesagten Hilfen in Form von Darlehen (...) um 10% (...) zu.

WK 37/Mai 1995, „Qualitatives Wachstum bringt Dividendenplus“

Als Nächstes sollen die zentralen Bezeichnungen *Bank* und *Währung* erörtert werden. Hier einige Zitate aus Wirtschaftsartikeln des 20. Jahrhunderts mit dem Wort *Bank*:

Der Bundesbankgewinn ist – im Vergleich etwa zu normalen Banken – kein Gradmesser des Erfolgs.

WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Wie praktisch alle Schweizer Banken hält sich jedoch auch die Bankgesellschaft in diesem Bereich bedeckt.

WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Die Bank ist nach wie vor ein Geldinstitut, dessen Aufgabe es ist, gegen Zinsen Geld in Verwahrung zu nehmen und entsprechend gegen Zinsen Geld zu leihen, also Kredite zu geben. Die Sprache des 20. Jahrhunderts ist jedoch ähnlich wie es bei dem Wort *Anlage* der Fall war, schon voller Zusammensetzungen mit dem Wort *Bank* (oder: *Banken*) als Bestimmungswort- und als Grundwort. Es lässt sich beobachten, dass die meisten dieser zusammengesetzten Substantive Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht gebildet wurden. Nehmen wir die in dem folgenden Zitat nebeneinander auftretenden Wörter: *Bankengruppe*, *Großbank* und *Genossenschaftsbank*:

Andere Bankengruppen, wie zum Beispiel die Großbanken, die Sparkassen und die Genossenschaftsbanken (...) haben ihr Engagement (...) verstärkt.

WK 37/Mai 1995, S.12 „Die Weichen sind neu gestellt“

Die *Bankengruppe* war im 19. Jahrhundert in der Bedeutung eines Zusammenschlusses von zwei oder mehreren Banken zu einem Großunternehmen (z.B. einer Großbank) als Erscheinung und als Bezeichnung noch nicht bekannt. Es scheint, dass im Allgemeinen keine zusammengesetzten Substantive mit *Banken* als Bestimmungswort gebildet wurden: In der untersuchten Wirtschaftspresse des 19. Jahrhunderts konnte kein einziges gefunden werden. Zum Vergleich sei erwähnt, dass Gablers Banklexikon neben der Bankengruppe beispielsweise noch folgende zusammengesetzte Substantive mit diesem Bestimmungswort definiert: *Bankenabkommen*, *Bankenaufsicht*, *Bankendichte*, *Bankengeld*, *Bankengeldmarkt*, *Bankenkonzentration*, *Bankenliquidität*, *Bankensektor*, *Bankenstatistik*, *Bankensystem* und *Bankenverbände*. Davon erwähnt Bühlows Wörterbuch der Wirtschaft im Jahre 1936 lediglich das Wort *Bankenaufsicht*, sehr wohl in der Bedeutung einer „staatlichen Aufsicht“ über das Kreditwesen. Verschiedene Arten von Banken, waren auch zum Teil schon am Ende des 19. Jahrhunderts bekannt, darunter die oben zitierten *Genossenschaftsbanken*. Es scheint, dass noch nicht genau zwischen der *Zentralbank* und den *Geschäftsbanken* unterschieden wurde (z.B. durften auch Privatbanken Banknoten ausgeben). Bereits im 20. Jahrhundert war jedoch diese Unterscheidung schon wichtig. Die *Zentralbank* (genaues Fachwort: *Zentralnotenbank*, in Kurzform auch *Notenbank*) war bereits die nationale Bank eines Staates, die Geld schafft (schöpft, bereitstellt) oder eine überstaatliche, internationale Währungsbank. *Geschäftsbanken* waren (und sind es bis heute)

dagegen alle Banken außer der *Zentralbank* (nach Gablers Banklexikon). Diese Bezeichnung wird heute oft einfach synonym für Kreditinstitute oder Geldinstitute gebraucht; manchmal nur für jene Institute, die alle Bankgeschäfte betreiben (also genau definiert *Universalbanken* sind). Hier Zitate aus der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts (mit den Wörtern *Geschäftsbanken* und *Universalbanken*):

(...) durch die abnehmende Kreditanspruchnahme der Geschäftsbanken.

WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...

Die Schweizerische Bankgesellschaft (SBG) ist eine klassische Universalbank.

WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Eine alte Faustregel besagt indessen, daß das von Schweizer Universalbanken verwaltete Vermögen in etwa der jeweiligen Bilanzsumme entspricht.

WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Ende des 19. Jhs. war auch noch nicht von *Bankgesellschaften* die Rede. Dieses zusammengesetzte Substantiv ist in der heutigen Wirtschaftswelt gang und gäbe:

Außerhalb der Schweiz beschränkt sich die Bankgesellschaft auf das Wholesale-Banking, das heißt auf das Geschäft mit Cross- und Firmenkunden.

Die zweite Rechtsvorgängerin der Bankgesellschaft (...) öffnete ihre Schalter (...) am 1. Juli 1863 (...)

WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Ein ähnliches zusammengesetztes Substantiv aus der Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts ist auch der *Bankkonzern*, der im 19. Jahrhundert noch unbekannt war, obwohl bereits das Wort *Konzern* („die unter einheitlicher Leitung eines herrschenden Unternehmens stehende Zusammenfassung mit einem oder mehreren abhängigen Unternehmen“ nach Gabler oder ein „Gesamtunternehmen mehrerer Unternehmen“ nach Bühlow) gebraucht wurde, das wiederum in einer getrennten Untersuchung zu nichtnativen Wörtern besprochen wird. Hier ein Zitat mit dem Wort *Bankkonzern*:

Die Bilanzsumme des zweitgrößten deutschen Bankkonzerns überschritt (...)

WK 37/1995, S.9 „Das grüne Band (...) soll künftig noch kräftiger flattern“

Ist allerdings von zusammengesetzten Substantiven mit dem Bestimmungswort *Bank* die Rede, so muss nun ein Wort erwähnt werden, das seit über 100 Jahren in der gleichen Bedeutung fungiert, nämlich die „*Banknoten*“

als gesetzliches Zahlungsmittel (und „Geldzeichen“ – so Bühlow und so auch Gabler). In der Umgangssprache des 20. Jahrhunderts wurde dieses Wort durch das Wort „*Geldscheine*“ verdrängt, doch Wirtschaftswörterbücher gaben „*Banknoten*“ als Fachwort an:

Nur sie hat das alleinige Recht zur Ausgabe von Banknoten (...)
WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

An dieser Stelle sei vermerkt, dass Gablers Banklexikon (auch dieser Name ist eine solche Zusammensetzung) über 50 zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Bank* definiert, angefangen von *Bankakademie* über *Bankmanagement* bis zur *Bankzweigniederlassungsrichtlinie*.

Nehmen wir uns jetzt drei zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Finanz-* vor, die in der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts häufig vorkommen. Es sind: *Finanzdienstleistungen*, *Finanzhäuser* und *Finanzmärkte*.

Ein Modewort, Ende des 19. Jahrhunderts noch unbekannt, sind im 20. Jahrhundert die *Finanzdienstleistungen*, die in Wirtschaftskreisen gern auch mit dem dem Englischen entnommenen nichtnativen Wort *Financial Services* bezeichnet werden. Es handelt sich um Leistungen (also Produkte), die von Kreditinstituten und sog. banknahen Instituten angeboten werden (Gablers Banklexikon). Auch Nichtbanken können zum Teil solche Dienstleistungen anbieten, z.B. Einzelhandelsunternehmen, wenn sie Kreditkarten ausgeben oder Autohersteller, wenn sie eigene Absatzbanken, also Autobanken gründen. Angestrebt wird oft ein Gesamtangebot an Finanzdienstleistungen (das dann als *Allfinanz-Angebot* bezeichnet wird). Hier ein Zitat aus der Wirtschaftspresse:

Als solche bietet sie ihren Kunden in der Schweiz ein umfassendes Spektrum an Finanzdienstleistungen an (...)
WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Finanzhäuser scheint dagegen kein Fachwort zu sein, sondern ein von der Wirtschaftspresse geschaffenes Wort, das Finanzinstitute bezeichnet. Solche betreiben aber genau genommen keine Bankgeschäfte, sondern erbringen andere finanzielle Dienstleistungen: Sie handeln z.B. mit Wertpapieren auf eigene Rechnung, erwerben entgeltlich Geldforderungen und geben Reiseschecks aus. Das Wort *Finanzhäuser* wird von der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts aber nicht nur auf bankähnliche Geldinstitutionen bezogen, sondern auch auf die Banken selbst:

(...) daß die Interessen bei den Industriebeteiligungen keineswegs (...) von den Finanzhäusern ausgehen.“

WK 37/Mai 1995, S.10 „Mit dem Ergebnis zufrieden, über Zwischenfälle empört“

Die *Finanzmärkte* sind wiederum ein Fachwort, dem eine ausführliche Definition sowie eine Abbildung in Gablers Banklexikon gewidmet ist und für die es in der Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts mehrere synonymisch gebrauchte Substantive gibt (*Kreditmärkte*, *Finanzmittelmärkte*, *Finanzierungsmittelmärkte*, *monetäre Märkte*). Man kann sie unter verschiedenen Gesichtspunkten in andere Märkte unterteilen: erstens in *Kassamärkte* und *Terminmärkte* und diese wiederum in *Optionsmärkte*, *Futures-Märkte* und *Forward-Märkte* (dies ist eine Einteilung hinsichtlich ihrer Erfüllung von Finanzgeschäften), zweitens in *in- und ausländische Finanzmärkte* (räumlicher Gesichtspunkt) und drittens in *in nationale und internationale Finanzmärkte* (der *Euro-Markt* ist beispielsweise ein internationaler Finanzmarkt). Für den nationalen Finanzmarkt gibt es in der Bundesrepublik Deutschland beispielsweise die sog. *Finanzmarktförderungsgesetze*, was in sprachlicher Hinsicht ein viergliedriges zusammengesetztes Substantiv ergibt. Hier einige Kontexte aus der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts, in denen das Wort *Finanzmärkte* gefunden wurde:

Nachdem (...) Zinssteigerungen für (...) Turbulenzen an den meisten Finanzmärkten gesorgt hatten (...)

WK 5/1995, S.5 „Die Morgenröte am Zinshorizont“

Kein Grund also für die Finanzmärkte, die SBG (Schweizerische Bankgesellschaft) (...) mit einem Malus zu versehen.

WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Die Dresdner Bank habe sich auf die höheren Volatilitäten der Finanzmärkte eingestellt (...)

WK 37/1995, S.9 „Das grüne Band (...) soll künftig noch kräftiger flattern“

War von den Bezeichnungen für die Arten der Banken die Rede, so darf die *Hypothekenbank* nicht unerwähnt bleiben. Sie war Ende des 19. Jahrhunderts bereits seit etwa 40 Jahren bekannt. Das nichtnative Wort *Hypothek* muss hier vorweggenommen werden: Es bedeutet das Pfandrecht zur Sicherung der Forderung eines Gläubigers (z.B. einer Bank oder gerade einer Hypothekenbank). In dieser Grunddefinition sind sich Bühlow und Gabler (Banklexikon) einig. Nach Bühlow sind *Hypothekenbanken* Bodenkreditinstitute, die Grundbesitzern gegen die Sicherstellung durch Hypotheken langfristige Kredite gewähren. Geschichtlich mag interessant erscheinen, dass die erste deutsche Hypothekenbank die im Jahre 1862 gegründete Frankfurter Hypothekenbank war. Davor hatte die in Leipzig im Jahre 1856 gegründete Allgemeine Deutsche

Credit-Anstalt das Hypothekengeschäft betrieben, indem sie jedoch nur städtische Grundstücke bediente. Bühlow räumt in seinem Wörterbuch der Wirtschaft ein, dass die Hypothekenbanken außer dem Hypothekengeschäft nur beschränkt Bankgeschäfte betreiben dürfen, damit die Sicherheit der ausgegebenen Pfandbriefe nicht gefährdet wird. Bis heute sind Hypothekenbanken Spezialbanken, die sich vorwiegend dem Kreditgeschäft widmen, doch sie müssen, um der Konkurrenz standzuhalten, auch ein breiteres Spektrum an anderen Dienstleistungen anbieten. Es folgen drei Zitate mit dem Wort *Hypothekenbank*, wovon das Letzte darauf hindeutet, dass die *Hypothekenbanken* ihre Geschäfte oft regional bzw. lokal tätigen:

Die Hypothekenbanken (...) haben (...) nicht an die (...) erfolgreichen Vorjahre anknüpfen können.

WK 37/1995, S.9 „Konsolidierung auf hohem Niveau“

Zu diesem Wachstumsschub hat der Erwerb einer 51% Mehrheitsbeteiligung an der Hypothekenbank in Essen (...) beigetragen.

WK 37/Mai 1995, S.II „Wachstumsschub auf 345 Mrd. DM“

(...) den eigentlich recht lokal-bodenbeständigen Hypothekenbanken.

WK 37/Mai 1995, S.12 „Die Weichen sind neu gestellt“

Bei dem Wort *Hypothekengeschäft* bzw. *Hypothekenbankgeschäft*, das in der Wirtschaftspresse oft gefunden werden konnte, handelt es sich um das Vergeben von sog. *Hypothekarkrediten*, also *Boden- oder Immobiliarkrediten*:

Dabei wuchs der Überschuß im Bankgeschäft um 7,6% auf 2,5 Mrd. DM und im Hypothekenbankgeschäft um 24% auf 1,5 Mrd. DM.

WK 37/Mai 1995, S.10 „Mit dem Ergebnis zufrieden, über Zwischenfälle empört“

(...) das in dieser Form einmalig im privaten Hypothekengeschäft ist.

WK 37/1995, S.9 „Konsolidierung auf hohem Niveau“

(...) daß die Deutsche Bank im Wandel des Marktgeschehens die Hand nicht vom Hypothekengeschäft lassen will (...)

WK 37/Mai 1995, S.12 „Die Weichen sind neu gestellt“

Es gibt auch das „*Hypothekendarlehen*“, das von Gablers Banklexikon als Darlehen definiert wird, das durch Grundpfandrechte gesichert ist und im Sprachgebrauch mit dem „*Hypothekarkredit*“ synonym verwendet wird:

Der Marktanteil der Hypothekenbanken, bezogen auf den Gesamtbestand an Hypothekendarlehen der deutschen Kreditinstitute (...)

WK 37/Mai 1995, S.12 „Die Weichen sind neu gestellt“

Für das Wort *Kredit* selbst gibt Bühlows Wörterbuch der Wirtschaft eine sehr treffende und bildliche Definition an, und zwar: „Kaufkraft ohne Geldbesitz“. Das aus dem Lateinischen stammende nichtnative Wort muss hier berücksichtigt werden, da in der modernen Wirtschaftssprache sehr viele zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Kredit* gebildet werden. Der Kredit wird von Gablers Banklexikon als „die Überlassung von Kapital bzw. Kaufkraft auf Zeit“ definiert, wobei natürlich eingeräumt werden muss, dass der Kreditnehmer (diese Person wird wie auch die Person des Kreditgebers in dem nächstfolgenden Abschnitt besprochen) die Verpflichtung zur Rückzahlung eingeht. Hier ein Zitat mit dem Wort *Kredit*:

(...) im Rahmen bestimmter Höchstgrenzen für kurzfristige Kredite.
WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

In der Wirtschaftspresse wurden u.a. folgende häufig auftretende zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Kredit* gefunden: *Kreditgeschäft*, *Kreditinstitut*, *Kreditpolitik*, *Kreditvolumen*, *Kreditwesen* und *Kreditwürdigkeit*. Das *Kreditgeschäft* bedeutet im Allgemeinen das Gewähren von Krediten. Hier drei Zitate:

Die vier wichtigsten Sparten sind das Kreditgeschäft (...)
WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“
Das Kreditgeschäft werde allerdings nur verhalten wachsen (...)
WK 37/1995, S.9 „Das grüne Band (...) soll künftig noch kräftiger flattern“
Risiken im Kreditgeschäft und die unerwartete Zinsentwicklung an den Kapitalmärkten (...)
WK 37/Mai 1995, S.12 „Westfalenbank: Ergebnis abgerutscht“

Es wurde aber auch die Zusammensetzung *Kreditgewährung* gefunden:

Die noch junge Bank (...) ist bisher sehr stark auf die Kreditgewährung an öffentliche Haushalte (...) ausgerichtet.
WK 37/Mai 1995, S.11 „Risikovorsorge belastete erheblich das Ergebnis“

Das *Kreditinstitut* ist ein Unternehmen, das Bankgeschäfte betreibt (Gablers Banklexikon). Hier zwei Zitate mit dem Wort *Kreditinstitut* aus der neueren Wirtschaftspresse (in der alten Presse wurde diese Bezeichnung nicht gefunden):

Die Frankfurter Währungshüter werten die monatlichen Berichte der Kreditinstitute aus.
WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Der Marktanteil der Hypothekenbanken bezogen auf den Gesamtbestand an Hypothekendarlehen der deutschen Kreditinstitute, ging (...) zurück.

WK 37/Mai 1995, S.12 „Die Weichen sind neu gestellt“

Auch das Wort *Kreditpolitik* als einer Gesamtheit aller Maßnahmen eine Zentralbank zur Regulierung des volkswirtschaftlichen Kreditvolumens ist relativ neu. Das in dieser Definition verwendete Wort *Kreditvolumen* bedeutet den Umfang der Kreditgewährung des Bankensystems (in Deutschland der Deutschen Bundesbank und der Kreditinstitute) an inländische Nichtbanken (Gabler). Auch dieses Wort war Ende des 19. Jahrhunderts unbekannt. Hier zwei Zitate:

Allerdings befindet sie sich in der einmaligen Situation (...) über die (...) Kreditpolitik (...) zu bestimmen (...)

WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

(...) während das gesamte Kreditvolumen um 7,96% auf 215 Mio. DM expandierte.

WK 37/Mai 1995, S.10 „Mit dem Ergebnis zufrieden, über Zwischenfälle empört“

Zu diesen beiden Wörtern gesellt sich die allgemeine Bezeichnung *Kreditwesen*, die vor allem durch das sog. *Kreditwesengesetz* (das „Gesetz über das Kreditwesen“ aus dem Jahre 1961) geprägt wurde. Das Gesetz legt Funktionen und Struktur des Kreditwesens fest; es beschreibt u.a. das Wesen der Bankenaufsicht, die Beziehungen zwischen Bankkunden und dem Kreditinstitut, es äußert sich zum Wettbewerb zwischen den Banken und zu den Leistungen, die die Banken erbringen sollen. Hier ein Zitat mit dem Wort *Kreditwesen* aus der Wirtschaftspresse:

Die Bundesbank hat nämlich (...) für das Kreditwesen die Bankenaufsicht.

WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Die *Kreditwürdigkeit* wird mit einem nichtnativen Wort als *Bonität* bezeichnet und ist ein Wort, das die Eigenschaften und Fähigkeiten umschreibt, die die Bank von einem Kreditnehmer erwartet. Die *Kreditwürdigkeit* liegt vor, wenn von einem Kunden erwartet werden kann, dass er den Kredit abzahlt, d.h. seinen sich aus dem Kreditvertrag ergebenden Verpflichtungen nachkommt. Um die Kreditwürdigkeit zu prüfen, wird die sog. *Kreditwürdigkeitsanalyse* durchgeführt, die ein Verfahren zur Feststellung der mit der Kreditgewährung verbundenen Risiken ist (Gabler Banklexikon). Hier ein Zitat aus der Presse:

Fidelity Cash Funds wurde von Moodys, einer der führenden internationalen Agenturen zur Prüfung der Kreditwürdigkeit, die bestmögliche Einstufung (...) verliehen.

WK 5/1995 „Cash Funds jetzt noch attraktiver“

Die oben aufgeführten Zusammensetzungen sind nur Repräsentanten der vielen möglichen und in der modernen Wirtschaftssprache oft gebrauchten Wörter mit dem Bestimmungswort *Kredit*. Gablers Banklexikon definiert etwa 90 zusammengesetzte Substantive dieser Art., von *Kreditangebot*, über *Kreditkarten*, *Kreditlinien* und *Kreditmanagement* bis zur *Kreditzusagenstatistik*.

Nehmen wir uns jetzt das Wort *Kurs* vor. Es geht bei diesem Wort um den Preis für Währungen und Wertpapiere. Die Wirtschaftspresse bedient sich da einiger zentraler Bezeichnungen, die aus zusammengesetzten Substantiven mit dem Bestimmungswort *Kurs* bestehen. Es sind: die *Kursentwicklung* (sie wird am Aktienmarkt durch die Entwicklung des Aktienindex gemessen), die *Kurssteigerung* (Wertgewinn) und der *Kursverlust* oder *Kursrückgang* (Wertverlust). Hier zwei Zitate:

In Abhängigkeit von der erwarteten Kursentwicklung der Währung können (...)

WK 37/Mai 1995, S.4 „An Währungskapriolen verdienen“

(...) da bei diesen die Kursverluste am größten ausfallen werden.

WK 37/Mai 1995, S.4 „An Währungskapriolen verdienen“

Wichtig ist noch die Zusammensetzung *Kursnotierung*, d.h. die Festsetzung des Kurses; ein Modewort ist der *Kurs-Chart*, also die graphische Darstellung der Kursentwicklung. Natürlich gibt es auch Arten von Kursen, die als zusammengesetzte Substantive mit dem Grundwort *Kurs* auftreten. Ein Beispiel ist hier der *Wechselkurs*, also der Preis einer Währung, der in einer anderen Währung ausgedrückt ist:

Selbst wenn die Wechselkurse auf dem (...) niedrigen Niveau bleiben (...)

WK 37/Mai 1995, s.7 „Tip des Monats“

Das Wort *Kurs* wurde bereits im 19. Jahrhundert in der gleichen Bedeutung verwendet (vgl. alter Wortschatz in diesem Kapitel). Auch einige von den oben erwähnten Zusammensetzungen waren schon damals präsent (z.B. die Wörter *Kursrückgang* und *Kursnotierung*).

Nun zum Wort *Währung*. Im 20. Jahrhundert hat es zwei Bedeutungen. Erstens bedeutet es die Währungseinheit, also die Geldeinheit eines bestimmten Währungsgebietes (z.B. die Deutsche Mark) und zweitens die Währungs-

ordnung, also Geldordnung oder Geldverfassung eines Währungsgebietes. Die Wirtschaftspresse bedient sich dieses Wortes zumeist in der ersten Bedeutung:

(...) ein Unternehmen, das seine Produkte in amerikanischer Währung fakturiert (...)
Überhaupt sind ja von den weltweiten Währungen lediglich der Yen und der Franken (...)
stärker.
WK 37/Mai 1995, S.I „Starke Mark oder 3% Wachstum“

Manchmal aber ist es schwer, diese Bedeutungen streng auseinanderzuhalten:

(...) dabei fällt ins Gewicht, daß zusammen mit verschiedenen wichtigen Währungen (...)
WK 5/1995 „Die Morgenröte am Zinshorizont“
(...) mit dem Ziel die Währung zu sichern
WK 37/Mai 1995, S.I „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Ein Wort, das Ende des 20. Jahrhunderts oft im Gespräch ist, ist die *Aufwertung* bzw. *Abwertung* einer Währung, hier beispielsweise der D-Mark:

Namentlich erwähnte Schmidt vor allem die unerwartete und massive Aufwertung der D-Mark.
Dabei falle die Aufwertung gegenüber den europäischen Währungen noch mehr ins Gewicht (...)
WK 37/Mai 1995, S.II „Recht erfreuliches Jahresergebnis“

An zusammengesetzten Wörtern mit dem Bestimmungswort *Währung* fallen vor allem die *Währungsreserven* und das *Währungssystem* ins Auge. Die *Währungsreserven* sind von der Zentralbank eines Landes gehaltene Zahlungsmittel, die im Ausland akzeptiert werden und die die Liquidität dieses Landes sichern (z.B. Gold oder Reserve in US-Dollar). Hier ein Zitat (siehe auch oben unter „Vorräte“):

(...) und schließlich Abschreibungen auf Währungsreserven von 2,8 Mrd.DM.WK 37/Mai 1995, S.I „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Das *Währungssystem* ist die oben erwähnte *Währungsordnung*, die eine Grundlage für die Ordnung der Währung eines Landes bildet. Es sei hier an den am Ende des 19. Jahrhunderts modischen Begriff des *Bimetallismus* erinnert, der oben bereits erwähnt wurde. Er bedeutete ein bimetalлистisches

Währungssystem, das zwei Edelmetalle, nämlich Gold und Silber als Währungsmetalle zu seiner Grundlage machte. Diesem System kann das monometallistische Währungssystem entgegengesetzt werden, das nur ein Edelmetall, nämlich Gold als Grundlage nahm (nach Gablers Wirtschaftslexikon). Ende des 20. Jahrhunderts ist in der Wirtschaftspresse vor allem von dem *Europäischen Währungssystem* (Ordnung der Währungen in Europa) die Rede:

Im europäischen Währungssystem (EWS) wurden (...) stabile Wechselkurse festgelegt.
WK 37/1995, S.4 „Neue Kurse im EWS“

Als letztes Wort in der alphabetischen Ordnung kommt das Wort *Zinsen* an die Reihe (Pluralform). Die *Zinsen* waren selbstverständlich auch vor 100 Jahren bekannt, da sie ja mit dem Bankgeschäft unauflösbar verbunden sind. Sie bedeuteten auch im 20. Jahrhundert weiterhin die vom Schuldner zu entrichtende Vergütung für die Überlassung von Kapital (Gablers Banklexikon). Mit dem Bestimmungswort *Zins-* bzw. *Zinsen-* wurden in der Wirtschaftssprache des 20. Jahrhunderts bereits viele Zusammensetzungen gebildet. Hier zwei Beispiele:

Wichtigster Ertragsfaktor waren die Zinserträge (...)
WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“
Infolge des höheren Zinsniveaus und auch durch die (...)
WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Der *Zinsertrag* ist die Bilanz der Bank. Das *Zinsniveau* ist nicht nur für die Bank vom Belang, sondern auch für den Bankkunden. Dieser wünscht sich hohe Zinsen für seine Einlagen und niedrige Zinsen für seine Kredite.

3. Bezeichnungen aus dem Bereich der Börse

Gehen wir nun zu den Bezeichnungen aus dem Bereich der Börse im Wortschatz aus dem 19. Jahrhundert über, sowohl zu der *Geldbörse*, auf der mit Wertpapieren gehandelt wird, als auch der vor 100 Jahren nicht weniger wichtigen und in der Wirtschaftspresse vielbesprochenen *Produktenbörse*, auf der landwirtschaftliche Produkte ver- und gekauft werden. In der alten Wirtschaftspresse finden wir auf der Börse eine interessante sprachliche Gegenüberstellung der Bezeichnungen für auf den Börsen agierende Personen vor. Es sind auf der einen Seite die *Abgeber* und auf der anderen die *Benötigten*. Hier ein altes Zitat:

(...) und da Abgeber sehr reservierte Haltung zeigten, so waren Benötigte dann und wann gezwungen, für Ware etwas höhere Preise anzulegen.

DLP 7/23 Jan. 1886, S.41 „Getreide“

Die *Abgeber* bieten auf der Börse Wertpapiere oder Produkte zum Verkauf an. Sie werden später im 20. Jahrhundert als *Anbieter* bezeichnet. *Benötigte* sind im 19. Jahrhundert wiederum die Nachfrager, die diese Papiere oder Produkte erwerben wollen.

Ein veralteter Ausdruck, der sich auf den schwierigen Verkauf bestimmter Produkte auf der Produktenbörse bezieht, wurde in der alten landwirtschaftlichen Wirtschaftspresse gefunden, wo stand, dass die Ware nur „*schwerfälligen Abzug findet*“:

In Süddeutschland blieb der Verkehr schleppend, selbst einheimische Ware fand nur schwerfälligen Abzug.

DLP 7/23 Jan. 1886, S.41 „Getreide“

Die Wendung *Abzug finden* war im 20. Jahrhundert in der Bedeutung von *Absatz finden* nicht mehr im Gebrauch. Als Beleg dafür, dass dieses Wort vor 100 Jahren nicht nur vereinzelt auftrat, kann das zusammengesetzte Substantiv *Abzugsquelle*, das eine *Absatzquelle* bedeutet, gelten:

(...) um so mehr, als für das ungewöhnlich große Lager am Platze sich vorläufig keine Abzugsquellen zeigen und es an Beteiligung von Seiten der Provinz völlig fehlt.

DLP 7/23 Jan. 1886, S.41 „Getreide“

Weder in der Wirtschaftspresse noch in Wirtschaftswörterbüchern aus dem 20. Jahrhundert konnte eine solche Wendung gefunden werden. In dem obigen Zitat bedeutet sie, dass die Ware nur schwer von der Börse *abzieht* (abrückt), d.h., dass man sie zum gegebenen Zeitpunkt nur schwer verkaufen kann.

Nehmen wir uns nun einige abstrakte Substantive aus der alten Presse vor, die sich auf das „Verhalten der Börse“ beziehen. Von Wirtschaftswörterbüchern werden sie nicht als Fachbegriffe anerkannt, doch die Wirtschaftspresse bedient sich ihrer des Öfteren, wenn sie die „Börsenstimmung“ und die Preisbewegungen auf der Börse beschreiben will. Hier vier Beispiele solcher Substantive, die in der alten Wirtschaftspresse gefunden werden konnten: die *Befestigung*, die *Haltung*, die *Abspannung*, der *Begehr* und die *Ermattung*. An ihnen wird sichtbar, dass einige Bezeichnungen über 100 Jahre lang aktuell geblieben sind und in der Börsensprache des 20. Jahrhunderts in der gleichen

Bedeutung verwendet werden. Andere wiederum waren weiterhin zwar verständlich, doch schon selten oder nicht mehr im Gebrauch.

Das Substantiv *Befestigung* war im 20. Jahrhundert in Bezug auf die Börse durchaus weiterhin zu gebrauchen. Die *Befestigung der Börse* (oder wie in dem alten Zitat: *die Befestigung der Haltung der Börse*) bedeutete, dass die Börse stabil war und die Kurse keinen großen Schwankungen unterlagen:

Gegen Schluß der Berichtswoche lagen günstige Nachrichten aus Wien, Frankfurt a. M. und Hamburg vor, was wesentlich zur Befestigung der Haltung der hiesigen Börse beitrug. BFH 2/1886, S.9. „Finanzielle Wochenschau“

Auch die neutrale *Haltung* der Börse blieb weiterhin ein aktuelles Wort:

Die Haltung der Börse war (...) stark beeinflußt von der politischen Situation (...) BFH 17/2 Mai 1886, S.131 „Finanzielle Wochenschau“

Im Gegensatz dazu konnte das Wort *Abspannung* in Bezug auf die Börse im 20. Jahrhundert in der modernen Presse nicht mehr gefunden werden. Es ist jedoch bis heute ein verständliches Wort geblieben, das nach dem Großen Duden die „körperliche oder geistige Ermüdung“ bedeutet, was durchaus auch auf die Börse zutreffen kann, da sie damals wie heute von der Wirtschaftspresse mit Vorliebe wie ein lebendiger Organismus betrachtet wird:

Auf fast allen Gebieten (Börsen) zeigt sich eine gewisse Abspannung, (...), die Courschwankungen hielten sich innerhalb gewisser Grenzen. BFH 3/1886, S.17 „Finanzielle Wochenschau“

Ein Beispiel für ein Wort, das zwar verständlich, doch in Bezug auf die Börse nicht mehr anzuwenden ist, ist die früher häufige Bezeichnung *Begehr* (in der alten Wirtschaftspresse ausschließlich mit maskulinem Artikel gefunden). Dieses Wort entsprach in seiner Bedeutung der Nachfrage (abgeleitet wahrscheinlich von: *etwas begehren*, also verlangen, sich etwas wünschen). Hier zwei Zitate von der Produktenbörse:

Der Verlauf des Geschäfts war (...) ein recht unbefriedigender, trotz schwachen Angebots wollte sich entsprechender Begehr nicht einstellen (...)

DLP 30/14 April 1886, S.197 „Zucker“

Der Begehr nach dieser Ware war am besten während des Sommers (...)

DLP 8/27 Jan. 1886, S.45 „Der dänische Markt im Jahre 1885“

Die metaphorische *Ermattung der Preise* auf der Börse (*ermatten* bedeutet nach dem Großen Duden „an Kraft verlieren, schlapp werden“) wäre dagegen in der bildhaften Sprache der Börsenberichte aus dem 20. Jahrhundert vorstellbar. Hier in einem älteren Zitat:

In den letzten Tagen kam (...) eine Ermattung der Preise und des Verkehrs zum Durchbruch (...)

DLP 7/23 Jan.1886, S.41 „Getreide“

Auch die *Belebung* des Börsengeschäfts ist ein Ausdruck, der immer noch heutzutage gebraucht werden kann. Der Große Duden definiert das Verb *beleben* u.a. als „lebhafter machen, anregen, in Schwung bringen“ oder als „lebhafter werden“ und führt Beispiele aus der modernen Wirtschaftssprache an: „Der Markt, die Konjunktur beleben sich“. Hier ein altes Zitat mit dem Substantiv *Belebung* in Bezug auf das Börsengeschäft:

(...) so kann auch eine Belebung des Börsengeschäfts werden.

BFH 1/1886, S.2 „Das Jahr 1885“

Zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Börse* bilden eine besondere Gruppe: Alle, die in der alten Wirtschaftspresse gefunden werden konnten, klingen zeitgenössisch und könnten auch aus Wirtschaftstexten des 20. bzw. des 21. Jahrhunderts stammen. Dazu gehört das oben zitierte *Börsengeschäft* sowie beispielsweise der *Börsenbesuch*:

Jedenfalls wird die Behauptung allgemein als zutreffend erkannt, daß Bedingungen für den Börsenbesuch die gewünschten Wirkungen nicht haben.

BFH 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

Das Wort *Börsenspekulation* hat keinen Bedeutungswandel erfahren. Lediglich in der heutigen Umgangssprache klingt das Wort *Spekulation* negativ (man assoziiert es etwa mit „schmutzigen“ Geschäften). In der Fachsprache gilt sowohl im 19. als auch im 20. Jahrhundert die neutrale Bedeutungsvariante. Nach dem Großen Duden ist die Spekulation in der Wirtschaft eine „Geschäftstätigkeit“, die auf Gewinne aus zukünftigen Preisveränderungen zielt. Dies stimmt auch mit Gablers Definition überein. Im Börsengeschäft bedeutet die Spekulation, dass man sich auf der Börse kurzfristig betätigt und nur auf die gewinnbringende Ausnutzung der Preisunterschiede zu verschiedenen Zeitpunkten aus ist. Man spekuliert auf ein Steigen oder auf das Fallen der Kurse (Gabler definiert dies als *Hause-Spekulation* und *Baisse-Spekulation*).

Hier ein Zitat aus der alten Wirtschaftspresse, in dem das Wort *Börsenspekulation* im völlig neutralen Sinne verwendet wurde:

(...) was eine deprimierende Wirkung auf die Börsenspekulation selbst ausübte.
BFH 1/1886, S.1. „Das Jahr 1885“

Der *Börsenspekulant* (zeitgenössisch jemand, der aus unerwarteten Kurschwankungen Gewinne ziehen möchte) war in der alten Wirtschaftspresse eine neutrale Bezeichnung (also kein Schimpfwort). Der *Börsenspekulant* wurde auch oft als *Börsianer* bezeichnet. Heute ist zunehmend die Bezeichnung *Börsenmakler* im Gebrauch (dieser aber als „berufsmäßiger“ Vermittler von Börsengeschäften, Definition nach dem Großen Duden). Die Personenbezeichnung *Börsianer* war vor 100 Jahren schon präsent:

Kein Börsianer hatte sich träumen lassen (...) daß das (...) Jahr so unbefriedigend verlaufen würde.
BFH 1/3 Jan.1886, S.1 „Das Jahr 1885“

Zum Wortschatzbereich der Börse gehören selbstverständlich mehrere Grundbegriffe, die die Erscheinungen auf der Börse bezeichnen. Viele davon gehören in die Gruppe der nichtnativen Wörter, z.B. der *Kurs* (in der Bedeutung des Marktpreises für Wertpapiere oder Devisen) sowie zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Kurs*, wie *Kurschwankungen* und *Kursrückgänge*:

Der Coursrückgang der Letzteren (Kredit=Aktien) wurde auf (...) zurückgeführt.
BFH, 3/1886, S.17 „Finanzielle Wochenschau“
Ungeachtet des Rückgangs österreichischer Eisenbahnpapiere (...) erreichte man im Monat Februar die höchsten Course des Jahres:
BFH 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

Dies sind weiterhin grundsätzliche, durchaus aktuelle Bezeichnungen aus der Börsensprache. Der *Kursrückgang* bedeutet ein plötzliches Sinken der Kurse (ein noch plötzlicheres Sinken wird als *Kurssturz* bezeichnet). Beachtenswert ist die französische Schreibweise des Wortes *Cours*, die damals als die einzig richtige gegolten hatte. Zum Vergleich sei hier noch das zusammengesetzte Substantiv *Preisrückgang* herangezogen, das gleichermaßen in der alten wie in der modernen Sprache gebraucht wird:

Viel besprochen wird der fortgesetzte, bedeutende Preisrückgang des Silbers (...)
BFH 19/16 Mai 1886, S.159 „Finanzielle Wochenschau“

Bereits im 20. Jahrhundert kann aber nicht mehr von einer *Preiserniedrigung* die Rede sein, die damals in demselben Sinne gebraucht wurde:

(...) es folgte der (...) festen Stimmung in der Vorwoche (...) eine (...) Erniedrigung der Preise.

DLP 7/23 Jan.1886, S.41 „Getreide“

In der alten Presse konnte in der Bedeutung des Rückgangs der Kurse auch der Ausdruck des *Weichens der Kurse* gefunden werden:

(...) denn ein fachlicher Grund zum Weichen der Course lag an keinem der drei Plätze vor.
BFH 2/1886, S.9 „Finanzielle Wochenschau“

In der Bankensprache konnte parallel dazu das *Weichen des Zinsfußes* (also sein Rückgang) gefunden werden:

Das Weichen des Zinsfußes hat (...) dazu beigetragen (...) Zwangsentäußerungen zu verhüten

BFH 1/1886, S.2 „Das Hypotheken -Geschäft im Jahre 1885“

Neben den Kursen ist auch die *Emission* (Ausgabe von Aktien und Wertpapieren) ein Grundbegriff der Börsensprache, auf den in der Untersuchung zu den nichtnativen Wörtern eingegangen wird. Hier wiederum zwei zusammengesetzte Substantive, die im 20. Jahrhundert in der Wirtschaftssprache ihre Bedeutung behalten haben. Es sind die *Emissionstätigkeit* und der *Emissionswert* (beides in der alten Schreibweise):

Charakteristisch für den weiteren Verlauf des Börsengeschäfts und auch für die allgemeine wirtschaftliche Lage war es, daß die Emissionthätigkeit der großen Banken sich in der Hauptsache auf die Papiere ausländischer Staaten und ausländischer Unternehmungen beschränkte.

BFH, 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

(...) viele andere aber sind auf den vierten oder fünften Theil ihres Emissionswerthes gesunken (...)

BFH 15/11 April 1886, S.113 „Finanzielle Wochenschau“

Unter der *Emissionstätigkeit* wird im Allgemeinen dasselbe verstanden wie unter der *Emission*, wobei besser zum Ausdruck gebracht wird, dass es sich dabei nicht allein um die Ausgabe von Wertpapieren, sondern auch ihre Einführung in den Verkehr und die Unterbringung im Publikum (Verkauf an die

Kunden) handelt. Der *Emissionswert* ist der Emissionskurs, d.h. der Kurs, zu dem ein Wertpapier emittiert, also ausgegeben wird.

Ein Ausdruck, der im 20. Jahrhundert in der Börsensprache nicht mehr existiert, wurde in der alten Wirtschaftspresse in Bezug auf die Produktenbörse gefunden. Das Substantiv *Frage* wurde im Sinne von *Nachfrage* auf der Produktenbörse verwendet. Mit der alten Rektion mit der Präposition „für“ bildete dies einen heute sehr ungewöhnlichen Ausdruck, der damals häufig war (*Frage + für*):

Das österreichisch-ungarische Geschäft hat sich insofern gebessert, als die Frage für effektives Getreide eine entschieden stärkere geworden ist (...)

DLP 7/23 Jan.1886, S.41 „Getreide“¹¹

Die Frage seitens des Konsums ist sehr klein, während andererseits auswärtiges Angebot größer (...) geworden ist.

DLP 7/23 Jan.1886, S.41 „Getreide“

Geht es um zusammengesetzte Substantive mit dem Grundwort *Markt*, so konnten in der alten Sprache der Finanzen die Wörter *Geldmarkt*, *Rentenmarkt* und *Silbermarkt* gefunden werden:

Der Geldmarkt bleibt anhaltend flüssig

BFH 2/1886, S.9 „Finanzielle Wochenschau“

Die Versicherung, daß eine neue Renten=Emission nicht bevorstehe, kam dem Rentenmarkt zu statten.

BFH 2/1886, S.9 „Finanzielle Wochenschau“

Der Londoner Silbermarkt befestigte sich in der abgelaufenen Woche (...)

BFH 24/20 Juni 1886, S.199 „Finanzielle Wochenschau“

Alle drei Wörter haben im 20. Jahrhundert ihren Sinn behalten und sind bis heute aktuell. Der *Rentenmarkt* bedeutet den Markt der Rentenpapiere (festverzinsliche Wertpapiere), wobei ein Großteil der Umsätze in Rentenpapieren ohne Einschaltung der Börsen gehandelt wird, da die Kreditinstitute direkt Rentengeschäfte abschließen. Doch die Aufträge von Privatkunden werden trotzdem über die Börse ausgeführt.

Der alphabetischen Ordnung gemäß stehen an dieser Stelle noch zwei Wörter, die für die Börse grundlegende Bedeutung haben. Es sind die *Wertpapiere* (in der alten Schreibweise: *Werthpapiere*), die damals wie heute Vermögensrechte bedeuteten, die in der Form einer Urkunde verbrieft sind:

(...) daß das deutsche Kapital sich (...) den Werthpapieren des Auslandes zuwendet.

BFH 11/14 März 1886, S.80 „Von der Zinsreduktion“

(...) oder auf den Erwerb industrieller Werthpapiere gedrängt werden.

BFH 16/1886, S.124 „Zum Kapitel der Preisbildung“

Eine häufig verwendete Kurzform davon waren in der Sprache des ausgehenden 19. Jahrhunderts die *Werthe* (in der modernen Schreibweise: *Werte*). Diese Kurzform war im 20. Jahrhundert nicht mehr üblich:

Die Londoner Börse (...) sandte geradezu Unmassen von russischen Werthen hierher (...)

BFH 11/15 März 1885, S.82 „Unsere Bankiers und Bankdirektoren“

Derartig verzinsliche gute inländische Werthe sind in genügender Menge nicht zu haben (...)

BFH 11/14 März 1886, S.79 „Finanzielle Wochenschau“

Aber das Gros unserer (...) Banken hascht nur nach Betheilungen an Emissionen fremder Werthe.

BFH 11/15 März 1885, S.82 „Unsere Bankiers und Bankdirektoren“

Ohne konkreten Zusammenhang würden heute die oben zitierten *russischen Werte* oder *fremden Werte* kaum verstanden werden.

Wenden wir uns nun den Bezeichnungen aus dem Bereich der Börse im Wortschatz aus dem 20. Jahrhundert zu. Ein Wort, das in der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts sofort ins Auge fällt, ist das Wort *Aktienmarkt* oder – noch häufiger in der Pluralform – der *Aktienmärkte*, wobei damit oft die Märkte mehrerer Länder gemeint sind. Es bedeutet einen Markt für Beteiligungskapital und umfasst die Ausgabe von Aktien (also den *Primärmarkt*) und den Handel mit Aktien (also den „Sekundärmarkt“). Die Bezeichnung *Aktienmarkt* wurde in der alten Presse vom Ende des 19. Jhs. nicht gefunden:

(...) wodurch auch die europäischen Aktienmärkte unter starken Druck gerieten.

WK 5/1995 „Die Morgenröte am Zinshorizont“

Zu häufigen Zusammensetzungen mit dem Bestimmungswort *Aktie* zählen neben dem *Aktienmarkt* der oben erwähnte *Aktienindex* (mit dem die Kursentwicklung auf der Börse gemessen wird), die *Aktienanalyse* (also Diagnose und Prognose der Aktienkurse) und der *Aktienfond* (ein Investmentfond, dessen Anlageschwerpunkt u.a. bei Aktien liegt). Interessant ist das Wort *Aktienkorb* (also eine auf der Grundlage des *Aktienindex* gebildete Zusammenstellung von Aktien) sowie das *Aktienportfolio* (eine Zusammenstellung aus Aktien verschiedener Gesellschaften). All diese Zusammensetzungen entstammen

der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts und waren Ende des 19. Jahrhunderts nicht bekannt. Das Wort *Aktie* selbst ist hier von einer Besprechung ausgenommen, da es in dem erwähnten, den nichtnativen Wörtern gewidmeten Artikel definiert und analysiert wird. An zusammengesetzten Substantiven mit dem Grundwort *Aktie* treten vor allem die *Stammaktie* und die *Vorzugsaktie* auf. Hier beide in einem Zitat:

(...) Anhebung der Dividendenzahlungen auf (Vorjahr: 1,50) DM je Stammaktie und 9 (2,50) DM je Vorzugsaktie.

WK 37/Mai 1995, S.7 „Tip des Monats“

Die „*Stammaktien*“ werden von Bühlows Wörterbuch der Wirtschaft im Jahre 1936 als „die auf dem Grundsatz der Gleichberechtigung der Aktionäre beruhenden, die Regel bildenden Aktien einer AG“ definiert, die *Vorzugsaktien* dagegen sind mit Vorrechten gegenüber den *Stammaktien* ausgestattet. Bühlow merkt an, dass *Vorzugsaktien* früher auch mit dem nichtnativen Wort *Proritätsaktien* bezeichnet wurden, was im Jahr 1936 bereits als „veraltet“ gilt.

Nehmen wir uns nun das dem nichtnativen Wort *Aktie* etwa entsprechende Wort *Wertpapier* vor. Dieses zusammengesetzte Substantiv konnte oft gefunden werden:

Das Fondsvermögen wird hierzu in festverzinslichen Wertpapieren, Termingeldern und (...) Fremdwährungsanlagen investiert.

WK 37/Mai 1995, S.4 „DWS-Gruppe legt weiteren Renten-Laufzeitfonds auf“

(...) Vermögensaufbaus in Wertpapieren oder Immobilien.

WK 37/Mai 1995, S.4 „Langfristig positiver Charakter der Investmentanlage bestätigt“
Sparer, die eine Anlage in festverzinslichen Wertpapieren bevorzugten (...)

WK 37/Mai 1995, S.4 „Langfristig positiver Charakter der Investmentanlage bestätigt“

Das *Wertpapier* wird von Bühlow als eine „vermögensrechtliche Urkunde“ definiert und von Gablers Banklexikon übereinstimmend als „Urkunde, die ein privates Vermögensrecht (...) verbrieft“. Das *Wertpapier* hat einen breiteren Bedeutungsumfang als *Aktie*, obwohl beide Wörter häufig gleichbedeutend verwendet werden. Es gibt viele Arten von Wertpapieren und mehrere Möglichkeiten ihrer Einteilung. Ende des 19. Jahrhunderts war die oben zitierte Bezeichnung *festverzinsliche Wertpapiere* (Papiere, bei denen die Zinsen bereits bei der Emission vereinbart werden) noch nicht gängig, obwohl es bereits die sog. *Renten* gegeben hatte. Interessant ist, dass im 20. Jahrhundert als Kurzform für das Wort *Wertpapier* in der Wirtschaftspresse oft die Form *Papier* anzutreffen ist. Aus dem Kontext ist jeweils eindeutig, welche Art von

Papieren gemeint ist, wie in den folgenden Zitaten. Es sei daran erinnert, dass in der alten Wirtschaftssprache die Kurzform *Werthe* (von: *Werthpapiere*) gefunden wurde, die im 20. Jahrhundert nicht mehr gebraucht wird:

Problematisch kann es werden, wenn die Papiere wieder verkauft werden sollen (...)

Ein Papier ist dann marktgängig, wenn eine tägliche Kursnotierung zustandekommt(...)

WK 37/Mai 1995, S.4 „An Währungskapriolen verdienen“

(...) erscheinen neben Papieren in Schweizer Franken, Deutschen Mark und Holländischen Gulden auch solche in Französischen Franc (...) als attraktiv.

WK 5/1995 S.5 „Die Morgenröte am Zinshorizont“

Das Wort *Wert* wurde in der Wirtschaftspresse des 20. Jahrhunderts nur in seiner eigentlichen Bedeutung gefunden (obwohl für dieses Wort je nach der Wissenschaft, die es definiert, auch verschiedene Definitionen angegeben werden). Jedoch steht das Wort *Wert* heutzutage nicht mehr für *Wertpapier*, sondern erhält und bewahrt seine ursprüngliche Bedeutung:

Dabei ist diese Ziffer im Vergleich zum entsprechenden Wert für 1993 noch klein.

WK 37/Mai 1995, S.I „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

Es fallen zahlreiche zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Wertpapier* ins Auge, wie: *Wertpapierberatung*, *Wertpapierbereich*, *Wertpapierbestände*, *Wertpapiergeschäft*, *Wertpapierhandel*, *Wertpapiermärkte*. Bei der *Wertpapierberatung* geht es ähnlich wie bei der Anlageberatung darum, die Kunden beim Kauf von Wertpapieren zu beraten, damit sie möglichst großen Gewinn erzielen:

Sarrazin verwies (...) auf die neuen gesetzlichen Rahmenbedingungen für die Wertpapierberatung (...)

WK 37/1995, S.9 „Das grüne Band (...) soll künftig noch kräftiger flattern“

Mit der Bezeichnung *Wertpapierbereich* ist das Gebiet gemeint, das sich mit Wertpapieren beschäftigt:

Die weiter steigenden Erträge im Auslandsgeschäft konnten das Minus im Wertpapierbereich (...) nicht ausgleichen (...)

WK 37/Mai 1995, S.II „Wachstumsaufschub auf 345 Mrd. DM“

Die *Wertpapierbestände* sind (wie es bei Beständen aller Art ist) die vorhandene Menge an Wertpapieren, also der Vorrat:

Die Wertpapierbestände und Beteiligungen waren (...) nur wenig verändert.
WK 37/Mai 1995, S.10 „Mit dem Ergebnis zufrieden, über Zwischenfälle empört“

Das Wort *Wertpapiergeschäft* fungiert in einer ähnlichen Bedeutung wie das *Aktiengeschäft* und eigentlich wie jedes *Geschäft* in der Wirtschaft (dessen Ziel es ist, Gewinn zu bringen, wobei auch das Risiko eines Verlustes eingegangen wird):

Das neue integrierte Leistungsangebot der Bank im Wertpapiergeschäft sei gut gestartet (...)
WK 37/1995, S.9 „Das grüne Band (...) soll künftig noch kräftiger flattern“

Der *Wertpapierhandel* bedeutet selbstverständlich den Handel mit Wertpapieren:

So konzentriert sich die SBG in Deutschland auf die Bereiche Wertpapierhandel und Corporate Finance (...)
WK 37/Mai 1995, S.8 „Schweizerbank mit Weltformat“

Die Zusammensetzung *Wertpapiermarkt* fungiert ähnlich wie der *Aktienmarkt* und ebenso wurde sie häufiger in der Pluralform *Wertpapiermärkte* gefunden:

Für die Mehrzahl der Kunden sei dieses Element nicht die richtige Antwort auf die immer komplexeren (...) Wertpapiermärkte.
WK 37/1995, S.9 „Das grüne Band (...) soll künftig noch kräftiger flattern“

Als Nächstes fällt eine Gruppe von zusammengesetzten Substantiven mit dem Bestimmungswort *Börse* ins Auge. Hier Zitate mit dem häufig gebrauchten Wort *Börsenentwicklung*:

Ein Indiz für die Börsenentwicklung des Tages ist häufig die vorbörsliche Tendenz.
WK 37/Mai 1995, S.4 „An Währungskapriolen verdienen“
Die Börsenentwicklung wird (...) von den Verwerfungen an den Devisenmärkten überlagert.
WK 37/Mai 1995, S.7 „Tip des Monats“

Ein in der Presse oft gefundenes zusammengesetztes Substantiv ist auch die *Börsenlage*:

Je unsicherer die allgemeine Börsenlage ist (...)
WK 37/Mai 1995, S.4 „An Währungskapriolen verdienen“

Obwohl die Zusammensetzungen *Börsenentwicklung* und *Börsenlage* in Wirtschaftsartikeln des 20. Jahrhunderts sehr häufig auftreten, werden sie nicht zu Fachwörtern gerechnet und werden von Wirtschaftswörterbüchern nicht aufgeführt. In der Wirtschaftspresse des 19. Jahrhunderts konnten sie noch nicht geortet werden.

4. Bezeichnungen für Erscheinungen und Prozesse auf dem Geldmarkt

Zum Abschluss der Besprechung wird die Wortschatzgruppe angeführt, die Bezeichnungen für Erscheinungen und Prozesse auf dem Geldmarkt enthält, die sich nicht in andere hier aufgeführte Gruppen einordnen ließen. Zunächst folgt der Wortschatz aus dem 19. Jahrhundert.

Bei den Bezeichnungen für Erscheinungen und Prozesse, die den Geldmarkt regieren, handelt es sich oft um Wörter, die auf dem Markt vorkommende Vorgänge beschreiben. So gibt es hier Bezeichnungen, die allgemeine Tendenzen und Zyklen in der Wirtschaft beschreiben. Es sind beispielsweise der *Aufschwung* und der *Niedergang* (wobei das erste weiterhin im 20. Jahrhundert und bis heute aktuell bleibt, das zweite aber kaum noch auf Wirtschaftliches bezogen wird) sowie die auch zwar verständliche, doch in der Presse nicht mehr auftretende *Übersättigung*, nach der es zwangsweise zu einer *Wiederbelebung* kommen muß. Diese Bezeichnungen bilden durch ihren allgemeinen Charakter einen Grenzbereich zu dem oben besprochenen Wortschatz der Börse (vgl. z.B. *Ermattung*, daher werden an dieser Stelle nur einige Zitate aus der alten Wirtschaftspresse angeführt:

Später brachte der Abschluß der Österreichischen Kreditanstalt keinen Aufschwung zu Stande, da man allgemein der Ansicht war, daß dieses den höchsten Cours bereits erreicht hatte.

BFH 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

Erzeugung und Verbrauch dieses wichtigen Metalles hatten in der Zeit des großen Aufschwungs unseres Wirtschaftslebens zu Anfang der siebziger Jahre solche Dimensionen angenommen (...)

(...) gerade deshalb prägte sich in den Zeiten des wirtschaftlichen Niederganges die ungünstige Lage (...) aus.

BFH 3/1886, S.17 „Die Lage der Eisenindustrie“

Das sind ungesunde Verhältnisse, die zu einer Übersättigung führen müssen.

BFH 16/18 April 1886, S.123 „Finanzielle Wochenschau“

Die Wiederbelebung des Handels und der Aufschwung des Effektenmarktes haben bereits bewirkt, daß (...)

BFH 47/28 Nov. 1886, S.347 „Wiener Brief“

Eine andere Wortschatzgruppe aus einem Grenzbereich hängt mit der finanziellen Lage der Unternehmen zusammen und wird daher in einem der Industrie gewidmeten Artikel der Autorin zu finden sein. Hier soll nur das bereits im 20. Jahrhundert veraltete Wort *Erträgnis* (erhalten nur in der Sprache der Landwirtschaft), das den *Ertrag* eines Unternehmens (auch einer Bank), d.h. seine Einnahmen, bedeutet (nach Gablers Banklexikon bedeutet der Ertrag einer Bank ihre „periodisierten Einnahmen“). In der alten Sprache der Finanzen war das *Erträgnis* ein wichtiger und oft verwendeter Grundbegriff. Die folgenden alten Zitate zeigen dieses Wort genau in einem banken- und nicht industriebezogenen Kontext:

Das Erträgnis an Zinsen und Provisionen aus dem Bankgeschäfte hat (...) zugenommen (...)

Das Erträgnis der (...) Bank war bei Verfassung dieses Berichtes nicht bekannt (...)

Beilage zu BFH 17/1886, S.139 „Bericht des Gouverneurs“

(...) und so blieb denn die Sicherheit des Erträgnisses das Lösungswort der Finanzwelt (...)

BFH 51/30 Dez.1886, S.373 „Die Finanzlage 1886 und 1887“

Ein zusammengesetztes Wort mit dem Grundwort *Erträgnis* ist beispielsweise das *Reinerträgnis*:

Das Gesamtergebnis der Bilanz weist in Folge der oben dargestellten Verhältnisse ein (...) kleineres Reinerträgnis aus als im Vorjahre.

Beilage zu BFH 17/1886, S.139. „Bericht des Gouverneurs“

Das Reinerträgnis war dem *Reingewinn* gleich:

Der für das Jahr 1885 ausgewiesene Reingewinn beträgt (...)

Beilage zu BFH 17/1886, S.140 „Bericht des Gouverneurs“

Am Jahresende wurde das *Jahreserträgnis* ausgerechnet:

Das Jahres-Erträgnis (...) ist für (...) Investitionen verwendet worden.

Beilage zu BFH 17/1886, S.139 „Bericht des Gouverneurs“

Das Jahreserträgnis sagte viel über die *Geschäftsresultate* aus, was auch eine alte Bezeichnung ist, die nicht nur in der Sprache der Finanzen, sondern in

mehreren Wirtschaftsbereichen gefunden wurde und die weiterhin aktuell ist:

(...) ein weiteres trugen die im Jahre 1884 verhältnismäßig günstigen Geschäftsergebnisse einiger großer Gesellschaften bei.
BFH 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

Die Geschäftsergebnisse sagten etwas über die allgemeine *Geschäftslage* eines Unternehmens (auch einer Bank) aus. Die *Geschäftslage* wiederum wird auch in vielen Wirtschaftsbereichen vorzufinden sein. Auch das ist ein Wort, das schon vor 100 Jahren in der gleichen Bedeutung wie heute existierte:

Auch die Nachrichten über die Geschäftslage der deutschen Handels-Gesellschaft (...) übten günstigen Einfluß; (...)
BFH 1/1886, S.1 „Das Jahr 1885“

In der industriellen Tätigkeit des Menschen kommt auch das Wort *Zahlungsbedingungen* vor, das im 20. Jahrhundert in gleicher Bedeutung wie am Ende des 19. Jahrhunderts fungiert. Nach Gablers Wirtschaftslexikon sind die *Zahlungsbedingungen* Vereinbarungen über den Zahlungsort und -zeitpunkt von Geldschulden. Da das Wort *Zahlungsbedingungen* aber nicht nur mit dem Absetzen der hergestellten Ware, sondern zwangsweise auch mit Geld und meistens mit den Banken verbunden ist, wird er hier angeführt:

(...) weil Frankreich infolge seiner Verbindung mit Serbien für das Land günstigere Zahlungsbedingungen stellen konnte.
BFH 5/1886, S.34 „Deutsche und französische Industrie“

Es funktioniert bis heute in exakt gleicher Bedeutung.

Zum Schluss sind wir bei den Bezeichnungen für Erscheinungen und Prozesse im Wortschatz des 20. Jahrhunderts angekommen. Zum Teil wurden Erscheinungen und Prozesse, die an dieser Stelle erwähnt werden müssten, bereits in anderen Untergruppen besprochen, weil sie zusammengesetzte Substantive bildeten. An dieser Stelle seien jedoch noch einige erwähnt, die bis jetzt thematisch nicht eingeordnet sind. Nicht alle davon können exakt als Erscheinungen oder Prozesse bezeichnet werden (z.B. *Geldwirtschaft*), doch sie verdienen es, besprochen zu werden, da sie für die Finanzwelt von grundlegender Bedeutung sind. Es sind: die *Ertragssteigerung*, die *Geldwertstabilität*, die *Geldwirtschaft*, das *Geschäftsjahr* und die *Währungskrise*. Sie wurden ge-

wählt, weil sie in dem finanziellen Teil der Wirtschaftszeitschriften aus dem 20. Jahrhundert besonders häufig vorkommen.

Die *Ertragssteigerung* ist ein zusammengesetztes Substantiv, dem das Bestimmungswort *Ertrag* und das Grundwort *Steigerung* zugrunde liegen. Das Wort *Ertrag* in der Bedeutung von periodisierten Einnahmen ist oben besprochen worden, das Wort *Steigerung* aber war ein Schlagwort der Presse des ausgehenden 20. Jahrhunderts. Dies scheint verständlich, da es in der Wirtschaft darum geht, die Erträge, also den Gewinn auf die Dauer zu erhöhen:

Die Kombination aus deutlicher Ertragssteigerung und spürbar verbessertem Chance-Risiko-Verhältnis (...) macht die GEA-Aktie (...) interessant.

WK 37/Mai 1995, S.7 „Tipp des Monats“

Eine andere Erscheinung, die in und von der Wirtschaft angestrebt wird, weil sie für die Geschäfte förderlich ist, ist die *Geldwertstabilität*:

Die Qualität zeigt sich an der (...) Erhaltung der Geldwertstabilität.

WK 37/Mai 1995, S.1 „Wenn die Bundesbank privatisiert wäre...“

(...) daß der ECU nur dann Vorteile bietet, wenn er ein Maximum an Geldwertstabilität gewährleistet.

WK 37/Mai 1995, S.2 „Erwartungen der Wirtschaft an Europa“

Es ist die Stabilität der Währung, ein vorrangiges Ziel der Geldpolitik der Zentralbank in jedem Land. Die richtige *Geldwirtschaft* (z.B. das Entgegenwirken der Inflation) ist ein Mittel, das zu diesem Ziel führt. Die *Geldwirtschaft* ist ein Zweig der ganzen Wirtschaft:

Konzentration ist angesagt. Zuerst in der Branche der Geldwirtschaft (...)

WK 37/Mai 1995, S.12 „Die Weichen sind neu gestellt“

Gerät die Geldwirtschaft ins Schwanken, kann es zu einer gefährlichen Erscheinung, nämlich zu der *Währungskrise* (Krise innerhalb eines Währungssystems) kommen:

(...) hat doch die Währungskrise (...) Ansätze zu einer Verbesserung der Performance (...) zerstört.

WK 5/1995 „Die Morgenröte am Zinshorizont“

Sicherlich ist das Wort *Geschäftsjahr* auch in anderen Wirtschaftsbereichen präsent. Doch gerade für die Finanzwirtschaft ist es als Zeitraum, für

den eine Bilanz aufzustellen ist, von vorrangiger Bedeutung und wird deshalb an dieser Stelle im Kontext zitiert:

Das Geschäftsjahr 1995 wird ganz im Zeichen der Konsolidierung (...) stehen.
WK 37/Mai 1995, S.7 „Tipp des Monats“

Die zitierten Beispiele schöpfen die thematische Gruppe der „Erscheinungen und Prozesse“ im Finanzleben des 20. Jahrhunderts nicht aus, sie zeigen jedoch wie auch Beispiele aus den vorangegangenen thematischen Gruppen eine allgemeine Tendenz, die die Sprache der Finanzen in einer Zeitspanne von 100 Jahren durchlebt.

5. Schlussbemerkungen

So erlaubt uns die Untersuchung zur Zeitreise der Sprache der Finanzen in den Jahren 1886-1995 ein folgendes Fazit: Der Grundwortschatz ist in der Zeitspanne von 100 Jahren gleich geblieben, doch gleichzeitig hat sich die Sprache zusammen mit den Finanzdienstleistungen in dieser Zeit weiter entwickelt. Es wurden immer neue Zusammensetzungen gebildet, um beispielsweise neue Finanzprodukte und Erscheinungen in der Welt der Finanzen zu benennen. Es kamen zahlreiche neue englische Wörter hinzu, die die alten, dem Französischen entnommenen Wörter ersetzten. Sie versuchten gute und präzise Ausdrücke, die früher etabliert waren zu verdrängen (ein Beispiel dafür können *financial services* sein, die in dem zusammengesetzten Substantiv *Finanzdienstleistungen* eine genaue Entsprechung finden, die in der deutschen Sprache existiert).

Im 19. Jahrhundert war der Wortschatz der Finanzen noch relativ wenig ausgebaut, weniger beispielsweise als der Wortschatz des Handels, der gerade seine Blüte erlebte. Die Sprache der Finanzen war aber schon zu dieser Zeit sehr „kompakt“, d.h., sie enthielt zahlreiche präzise fachliche Ausdrücke, die einem Laien ohne entsprechenden Kontext wenig zugänglich wären. Das ist ein Merkmal, das sie mit der Sprache des 20. Jahrhunderts durchaus teilt. In seinem Werk „Fachsprachen“ bezeichnet Fluck beispielsweise die Sprache der Börse als „so hochverdichtet, dass sie fast nur für Eingeweihte, die Börsianer, zu verstehen ist“ (Fluck 1998: 61). Darüber hinaus sei bemerkt, dass Finanzteile von Wirtschaftszeitschriften, und das im 20. Jahrhundert im noch größeren Umfang als 100 Jahre zuvor, nicht nur Texte zu finanziellen Themen, sondern auch Analysen in der Form von Tabellen sowie Tabellen mit Kursen enthalten. So spannend diese auch für den sachkundigen Leser des Finanzteils einer Wirtschaftszeitung sein mögen, so wurden sie hier ausgespart, da nur (Wirtschafts)texte der Untersuchung zugrunde lagen. Trotzdem blieb der hier besprochene

Wortschatz der Finanzen fachspezifisch und recht hermetisch. Bereits in der Sprache des ausgehenden 19. Jahrhunderts existierten Wörter, die ohne Kontext nicht auf Anhieb erschlossen werden konnten. Manche von ihnen fungierten in der Sprache der Finanzen weiterhin im 20. Jahrhundert und sind bis heute unverändert erhalten geblieben. Nichtsdestoweniger scheint die Sprache der Finanzen sich in der vorgenommenen Zeitspanne sehr dynamisch entwickelt zu haben. Der alte Grundwortschatz der Banken (Beispiele: *Anlage*, *Zinssatz*, *Pfandbrief*) und der Börse (*Wertpapier*) ist zwar weitgehend unverändert, doch es gibt in der Sprache des 20. Jahrhunderts immer mehr zusammengesetzte Substantive, die neue, früher unbekannte Wortfamilien bilden. Dies ist einerseits auf den in der Wirtschaftssprache allgemeinen Drang zurückzuführen, viel und präzise in einer möglichst kurzen Form zum Ausdruck zu bringen, andererseits gibt es im Finanzleben immer neue Sachinhalte, die benannt werden müssen. Solch eine Wortfamilie bildet beispielsweise das Wort *Bank*. So gibt es z.B. Ende des 20. Jahrhunderts sehr viele verschiedene Typen von Banken (z.B. *Grossbanken*, *Geschäftsbanken*, *Universalbanken*), die benannt werden mussten sowie viele zusammengesetzte Substantive mit dem Bestimmungswort *Bank*- (z.B. *Bankgesellschaften*, *Bankkonzerne*).

Der alte Grundwortschatz aus dem 19. Jahrhundert wird im 20. Jahrhundert zu neuen Wortfamilien mit vielen zusammengesetzten Substantiven ausgebaut. *Wertpapierbereich*, *Wertpapierhandel*, *Wertpapierbestände*, *Wertpapiergeschäft*, *Wertpapierberatung*, *Wertpapiermärkte* – das sind Substantive mit dem Bestimmungswort *Wertpapier*, die Ende des 19. Jahrhunderts noch nicht existierten. Ähnliche Wortfamilien bilden beispielsweise das häufig gebrauchte Wort *Investition* und, was interessant ist, auch seine englische Entsprechung *Investment* (*Investitionsdynamik* oder etwa *Investmentdynamik*? Das ist hier die Frage.) Die in dem vorliegenden Kapitel besprochenen Wortfamilien erheben keinen Anspruch auf Vollständigkeit; es sei hier darauf hingewiesen, dass zahlreiche neue zusammengesetzte Substantive, die zu den angegebenen Familien gehören, von modernen Wirtschaftswörterbüchern aufgeführt werden.

Quellen

- BFH – Berliner Finanz- und Handelsblatt, 1885-1886
- BBZ – Berliner Börsen Zeitung, 1885
- DLP – Deutsche Landwirtschaftliche Presse, 1886
- HUG – Handels- und Gewerbe Zeitung, 1885
- WK – Wirtschaftskurier, 1995-1996
- DW- Die Wirtschaft, 1995
- DHZ – Deutsche Handwerkszeitung, 1993

Literatur

Fluck, Rüdiger (1998): Fachsprachen und Fachkommunikation. Heidelberg

Schirmer, Alfred (1911): Wörterbuch der deutschen Kaufmannssprache auf geschichtlichen Grundlagen, mit einer systematischen Einleitung. Strassburg.

Bühlow, Friedrich (1936): Wörterbuch der Wirtschaft. Leipzig.

Duden (1989): Deutsches Universalwörterbuch. Mannheim.

Dichtl, Erwin/ Issing, Ottmar(1994): Vahlens Großes Wirtschaftslexikon in 4 Bänden. München.

Gabler, Theodor (1995): Gabler Wirtschaftslexikon in 6 Bänden, Wiesbaden.

ZEIT IN DER SPRACHE



Zeitlichkeit und Tempusverwendung im Wandel

Norbert Richard Wolf (Würzburg)

1. Vorbemerkungen

Es ist schon lange bekannt, dass die ‚Zeit‘ sowohl ein objektives, d.i. mit physikalischen Mitteln messbares, als auch ein subjektives Phänomen ist. Als Sprecher sind wir imstande und gewohnt, einen Sachverhalt, ein Geschehen oder einen Zustand in den Gegenwart, die Vergangenheit oder in die Zukunft zu verweisen. Indem wir auf unterschiedliche Zeitstufen referieren, kreieren wir bestimmte Sprechhaltungen bzw. Sprecherstrategien. In der Bibelwissenschaft ist es fast schon ein Topos, zu betonen, dass wir im lateinisch geprägten Europa theoretische Fragen gerne theoretisch beantworten, während im Vorderen Orient theoretische Fragen gerne mit Erzählungen beantwortet werden. Deshalb enthalten die jüdische und die christliche Bibel zahlreiche Erzählungen. Die vier Evangelien und die Apostelgeschichte sind die narrativen Bücher des Neuen Testaments, der christlichen Bibel.

Die Bibel wurde, nachdem sich das Christentum auch in Europa als dominierende Religion durchgesetzt hat, immer wieder und stets aufs Neue in die diversen ‚Volksprachen‘ übersetzt, sodass wir über eine große Zahl von Texten mit demselben oder einem zumindest ähnlichen Textreferenten zur Verfügung haben.

Diese Situation möchte ich im Folgenden nutzen: Ich werde den Anfang des Lukas-Evangeliums, genauer Lk 1, 1-22 in gegenwartssprachlichen und frühneuhochdeutschen Übersetzungen in Hinblick auf die Zeitgestaltung beschreiben. Es geht nicht um eine korpus-basierte Analyse, sondern um eine naive Lektüre einer kurzen Textstelle, die in unterschiedlichen Versionen auf uns gekommen ist. Es geht dabei um die Verwendung von Tempusformen und deren Funktion(en), die aus dem Kontext heraus rekonstruiert werden soll(en), sowie um deren Kooperation mit andern Formen der temporalen Information.

Ich gehe dabei von der Gegenwartssprache aus und nehme als erste Version die sog. ‚Einheitsübersetzung‘: *Die Bibel. Altes und Neues Testament*.

Einübersetzung. Freiburg/Basel/Wien 1980. An manchen Stellen wird die ‚Einheitsübersetzung‘ kontrastiert mit der ‚Gute-Nachricht‘-Bibel, die explizit eine alltagsprachliche Stilschicht anstrebt: *Gute Nachricht Bibel. Altes und Neues Testament*. Stuttgart 1997 sowie mit der *Bibel in gerechter Sprache*. 2. Aufl. Gütersloh 2006, die vor allem eine „geschlechtergerechte“ Sprache anstrebt, in Manchem aber näher am Urtext ist als die ‚Einheits-‘ und die ‚Gute-Nachricht‘-Übersetzung. Die ‚Einheits-‘ und die ‚Gute-Nachricht‘-Übersetzung finden sich auch auf folgender CD-ROM: *Quadro Bibel 4.0. Die fünf wichtigsten deutschen Bibelübersetzungen und drei Bibellexika auf CD-ROM*. Witten 1998. Die ‚Bibel in gerechter Sprache‘ gibt es ebenfalls auf einer CD-ROM: *Bibel in gerechter Sprache. Die Texte auf CD-ROM*. Gütersloh 2007. Die Luther’sche Bibelübersetzung folgt der Ausgabe: *D. Martin Luther: Die gantze Heilige Schrifft Deudsch*. Wittenberg 1545. Letzte zu Luthers Lebzeiten erschienene Ausgabe. Hg. von Hans Volz unter Mitarbeit von Heinz Blanke. Berlin 1972. Dazu die CD-ROM: *Die Luther-Bibel. Originalausgabe 1545 und revidierte Fassung 1912*. Berlin 2000 (=Digitale Bibliothek Bd. 29). Für einige Fragen der Typographie habe ich auf eine Faksimile-Ausgabe der ersten Luther’schen Vollbibel von 1534 im Taschenbuchformat zurückgegriffen: *Martin Luther: Biblia / das ist / die gantze Heilige Schrifft Deudsch*. 2 Bde. Leipzig 1983.

Als älterer frühneuhochdeutscher Text wird angesehen: *Des Matthias von Beheim Evangelienbuch in mitteldeutscher Sprache. 1343*. Hg. von Reinhold Bechstein. Leipzig 1867. Nachdruck Amsterdam 1966. An einigen wenigen Stellen wird auf das Althochdeutsche, in Sonderheit auf den althochdeutschen ‚Tatian‘ zurückgegriffen: *Die lateinisch-althochdeutsche Tatianbilingue Stiftsbibliothek St. Gallen Cod. 56. Unter Mitarb. von Elisabeth De Felip-Jaud hg. von Achim Masser*. Göttingen 1994.

Für die griechische und die lateinische Ausgangsversion diente mir: *Novum Testamentum tetraglotton. Archetypum Graecum cum versionibus Vulgata Latina, Germanica Lutheri et Anglica Authentica in usum manualem*. Ed. C. G. G. Theile/R. Stier. Turici 2010.

Um die nachfolgend formulierten Thesen leichter überprüfen zu können, werden in einem Textanhang die Versionen der ‚Einheitsübersetzung‘, von Luther 1545 und das Evangelienbuch des Matthias Beheim beigegeben.

2. Gegenwartssprache: ‚Einheitsübersetzung‘

Das Textstück ist auch (typo-)graphisch deutlich zweigeteilt. Der erste Teil ist ein „Vorwort“ (1,1-4), mit 1,5 beginnt die eigentliche Erzählung davon, was sich „ereignet und erfüllt hat“ (1,1). In diesem Vorwort äußert sich das Er-

zähler-Ich, das seine Absicht kundtut, Alles „der Reihe nach aufzuschreiben“ (1,3). Damit umschreibt der Erzähler ein narratologisches Prinzip: Erzählen ist eine ‚Sprechhaltung‘, die einen Sprecher ein Ereignis aus der Vergangenheit resp. aus der Vor-Zeit, also aus der Zeit vor dem Sprechakt, in der zeitlichen Sukzession berichten lässt; weil es sich um die Vor-Zeit handelt, ist das Präteritum das prototypische Erzähltempus.

Das Vorwort indes ist keine Erzählung, sondern die Beschreibung der Absicht(en) des Sprechers/Erzählers. In V. 1 kommt zweimal das Perfekt vor, das „ebenfalls ein Tempus der besprochenen Welt“ (Weinrich 2003, 201), die Partizipialformen II signalisieren, dass eine Handlung, die vollzogen ist, rückblickend beurteilt wird; sie ist „zur Sprechzeit als ‚Faktum‘ aktuell“ (Erben 1972, 86). V. 2 setzt im Hauptsatz das Präteritum, das einen Sachverhalt in die Vor-Zeit verweist. Daneben aber könnte man annehmen, dass der in V. 2 verbalisierte Sachverhalt ebenfalls für den Sprecher als Faktum existiert; dennoch steht im Hauptsatz von V. 2 das Präteritum, das in diesem Fall als „Ästhetenpräteritum“ (Erben 1972, 97) angesehen werden könnte, um allzu viele *haben*-Periphrasen zu vermeiden und dem Textstück etwas Feierlichkeit zu verleihen.

V. 3 setzt mit dem situativ-temporalen Konnektor *nun* ein, der in dem Sinn auch metakommunikative Funktion, den Leser in die Sprechzeit des Erzählers zu führen: Der Entschluss wird mit der Perfektform des Verbums *sich entschließen*, verbalisiert. Von temporaler Bedeutung ist die Anrede an den *hochverehrten Theophilus*; dieses Syntagma ist eine Apposition zum Personale der 2. Person Singular. Dadurch wird aufs Neue und explizit auf die Sprechzeit des Erzählers verwiesen. Dieser Verweis setzt sich im Präsens des Nachfolgersatzes, der das Pronomen *du* als Subjekt hat, fort. V. 4 referiert auf die aktuellen Kenntnisse des Theophilus, zu denen der Zeitpunkt der Unterweisung in deutlichem Kontrast steht; dieses Präteritum (*in der du unterwiesen wurdest*) kann nicht als Ästhetenpräteritum interpretiert werden.

Die ‚Gute-Nachricht‘-Übersetzung weicht in einem nicht unwesentlichen Punkt von der Einheitsübersetzung ab: Der Satz in V. 2 verwendet nicht das Präteritum, sondern gibt die Tatsache, dass diese *Ereignisse* [...] *uns überliefert in den Berichten der Augenzeugen* sind, ohne Bezug auf die Quellentreue der Erzähler als unpersönliches Zustandspassiv im Präsens wieder; damit weicht diese Übersetzung vom griechischen und lateinischen Text (*sicut tradiderunt nobis*) deutlich ab, wobei hier noch einmal betont werden muss, dass Übersetzungskritik nicht die Aufgabe und nicht das Ziel dieses Beitrags ist. – Das Präteritum im Relativsatz, der das Vorwort abschließt, findet sich auch in der ‚Guten Nachricht‘.

Die ‚Bibel in gerechter Sprache‘ verwendet ebenfalls durchgehend das Perfekt, auch im Relativsatz am Schluss des Vorworts: *in den Worten, über die*

du unterrichtet worden bist. Dadurch betont diese Version das zum Sprechzeitpunkt existierende Faktum der ‚Unterrichtetheit‘ und die Aktzeit des Unterrichtens in der Vergangenheit, der Vor-Zeit.

Mit Vers 5 beginnt der narrative Teil. Die moderne Bibelausgabe setzt hier zunächst die Überschrift *Die Vorgeschichte* und danach die Unterüberschrift *Die Verheißung der Geburt des Täufers*. Das Substantiv *Vorgeschichte* kündigt die Erzählung an. Der bestimmte Artikel zum Substantiv *Täufer* signalisiert, dass die Person, um die es geht, den Lesern/Hörern bekannt ist. Namen, deren Träger bekannt ist, sind häufig Zeitindikatoren. Aus diesem Grund beginnt der narrative Teil unseres Textstücks mit dem Adverbiale *Zur Zeit des Herodes, des Königs von Judäa*. Im Gegensatz zum Vorwort liefert der Kontext eine ziemlich präzise Zeitangabe. Zudem erfahren wir durch das Substantiv *Verheißung*, dass Johannes der Täufer noch nicht geboren ist; die Zeit des Geschehens wird weiter eingeschränkt resp. präzisiert.

Ganz anders verfährt die ‚Bibel in gerechter Sprache‘: Die zeitliche Einordnung des erzählten Geschehens beginnt mit einem kataphorischen Hauptsatz (*Es geschah in den Tagen des Herodes*), auf den ein präzisierender temporaler Adverbialsatz folgt. Das Ereignis, das dann im Zentrum der Erzählung steht, wird mit dem Konnektor *da* eingeleitet.

In die Geschichte wird zunächst der Priester Zacharias eingeführt, danach seine Frau Elisabet, und es gibt einige generelle Informationen über die Beiden. Vers 8 besteht aus der temporalen Adverbialangabe *Eines Tages, als seine Priesterklasse wieder an der Reihe war und er beim Gottesdienst mitzuwirken hatte*. Auf diese Weise deutet der Erzähler an, dass nun die Erzählung der Ereignisse, die im Vorwort angedeutet wurden, anfängt. Bis V. 12 wird in ‚Erzählersprache‘ resp. ‚Erzählerrede‘ erzählt. Gleichzeitig erfahren wir, dass unter den Priestern gelost wurde und Zacharias auf diese Weise seine Aufgabe zugewiesen bekam. V. 10 schildert zwei Sachverhalte, die synchron verlaufen, aber räumlich getrennt sein: Die Figuren im Tempel werden vom Volk draußen nicht gesehen und umgekehrt. Deshalb wird auch das nachfolgend geschilderte Ereignis vom Volk nicht wahrgenommen.

Der Konnektor *da*, mit dem V. 11 beginnt, signalisiert die Konnexrelation ‚in dieser Situation‘ und leitet die Erzählung eines besonderen Ereignisses ein. Zacharias reagiert emotional, der *Engel des Herrn* wiederum beginnt zu sprechen: In V. 13 steht zunächst ein Hauptsatz mit einem präteritalen Verbum dicendi, das die Rede des Engels einleitet. Mit anderen Worten, von der ‚Geschichtenzeit‘ wird in die ‚Figurenzeit‘ (zur Terminologie s. Wolf 2002) gewechselt; es überwiegen, sofern die Figuren nicht etwas erzählen wollen, die Tempora der „Aktuell-Setzung“ (Erben 1972, 87). Die Rede beginnt mit einer Imperativ (*Fürchte dich nicht*), einer Modusform, die als Zeitreferenz die Zu-

kunft bzw. die Nach-Zeit, vom Sprechzeitpunkt aus gesehen, hat. Es folgt eine Äußerung im Perfekt und darauf die entscheidende Mitteilung im Futur I: *Deine Frau Elisabet wird dir einen Sohn gebären*. Mit dieser Äußerung kündigt der Engel an, dass der Zustand, der Kinderlosigkeit und der Unfruchtbarkeit, wie er in V. 7 geschildert worden ist, ein Ende haben wird. Bekanntlich ist das gegenwartssprachliche Futur mehr ein Modus als ein Tempus, da man ja, als einfacher Mensch, über die Zukunft nur Vermutungen anstellen kann. Doch der Engel kann als Botschafter des Herrn mit starker, wenn nicht vollkommener Gewissheit sprechen, und er kann seine Ankündigung gleich mit einem Auftrag versehen: *dem sollst du den Namen Johannes geben*. Das Modalverb *sollen* hat die Bedeutung „die Pflicht, Verpflichtung, Aufgabe, den Auftrag haben (etwas zu tun)“ (Wahrig 2012); die Präsensform des Modalverbs *sollen* referiert auf die Zukunft, vom Sprechzeitpunkt des Engels aus gesehen; denn Zacharias kann erst nach der Geburt des Sohnes einen Namen geben. In den V. 14 bis 17 setzt der Engel seine Ankündigung fort, indem er die große Bedeutung des zukünftigen Sohnes prophezeit; in dieser Passage wird durchweg das Futurum verwendet.

V. 18 erhält zunächst die Einleitung einer kurzen Figurenrede, der zweifelnden Frage des Zacharias; das Verbum dicendi *sagen* steht im Präteritum, da es sich wieder um Erzählersprache handelt. Zacharias greift das Modalverb *sollen* auf, was zu einer heute überraschenden Formulierung führt: *Woran soll ich erkennen, dass das wahr ist?* Durch den Kontext, in Sonderheit durch die (narrativ vermittelte) Konsituation wird deutlich, dass das Präsens des Modalverbs *sollen* sich auf die Gegenwart des Sprechers bezieht. Überraschend ist die Wahl des Modalverbs *sollen*; alltagssprachlich würden wir *können* erwarten. Es hat den Anschein, dass *sollen* einerseits an den Auftrag der Namensgebung anschließt, andererseits ein Reflex einer älteren Futur-Periphrase ist. In der ‚Gute-Nachricht‘-Übersetzung, die explizit eine alltagssprachliche Stilebene anstrebt, heißt es ebenfalls: *Woran soll ich erkennen, dass es wirklich so kommen wird?* Lediglich die ‚Bibel in gerechter Sprache‘ setzt das Futur: *Woran werde ich das erkennen?* Die Übersetzung dieser Stelle mit *sollen* entspricht wohl der Tradition. Luther 1545 etwa schreibt *Wo bey sol ich das erkennen?*, und im Evangelium des Matthias Beheim ist nahezu gleichlautend zu lesen: *Und wô bi sal ich daz wizzen?*

In der lateinischen Vulgata-Fassung lautet die Frage des Zacharias: *Unde hoc sciam?* Obwohl die Verbform *sciam* doppeldeutig ist, hat sie an dieser Stelle futurische Bedeutung. Zacharias hat also Zweifel an der Wahrheit der Voraussage. Diese Zweifel begründet er mit einem Hinweis auf sein und seiner Frau Alter; dies drückt er präsentisch aus, was auf einen aktuellen Zustand referiert.

Die ‚Bibel in gerechter Sprache‘ schreibt in den Figurenreden in V. 13 und 18 die Futurform *werden* + Infinitiv statt *sollen* + Infinitiv. Im Gegensatz zur

Modalverbkonstruktion fehlt das explizit Deontische dem Futur, das vielmehr als „Modus der Erwartung“ (Erben 1972, 99) ausdrückt, dass ein Sachverhalt „zwar erwartet, aber in seinem Eintreten unabhängig vom Willen des Menschen“ (Brinkmann 1971: 332) gesehen wird. Insgesamt kann man sagen, dass die ‚Bibel in gerechter Sprache‘ die Figurenrede in temporaler Einheitlichkeit gestaltet.

Die beiden Reden des Engels und des Zacharias werden mit dem Verbum *sagen* eingeleitet. Die Replik auf die Zweifel und deren Begründung aber wird mit dem Verbum *erwidern* im Präteritum eingeleitet; mit diesem Verbum drückt der Erzähler explizit aus, dass der Engel die Zweifel des Zacharias für ungebührlich hält. Er beginnt seine Rede mit seiner Rolle als Engel und göttlicher Bote. Er wirft dem Priester Unglauben vor; dazu setzt er das (negierte) Verbum *glauben* (V. 20) in Perfekt. Wiederum fungiert das Perfekt als Tempus der Tempusgruppe I; es geht nicht um eine Handlung in der Vorzeit, sondern um ein Faktum, das in der Gegenwart der Sprecher feststeht und Wirkung in die Zukunft hat: [...] *meinen Worten [...], die in Erfüllung gehen, wenn die Zeit dafür da ist*; Das Präsens hat Zukunftsreferenz, die Präsensformen signalisieren aber die Aktualität der Zukunft in der Gegenwart der Sprecher.

Der Unglaube des Zacharias, der ja in einem Kausalsatz formuliert wird, ist der Grund für eine Strafmaßnahme, die als Finitum aufs Neue das Modalverb *sollen* im Präsens enthält. Auch an dieser Stelle drückt *sollen* einerseits Futurisches, andererseits Deontisches aus.

Die Verse erzählen, was gleichzeitig außerhalb des Tempels geschehen ist; das Adverb *inzwischen*, für das Wahrig 2012 die Synonyme *mittlerweise*, *unterdessen* als Interpretamente setzt, macht die Simultaneität der Ereignisse deutlich. V. 21 setzt die Erzählung fort, die räumliche Trennung von Zacharias und dem Volk wird beendet. Allerdings ist eine Kommunikation zwischen dem Priester und dem Volk nicht (mehr) möglich. Der Konnektor *da* verweist wiederum auf einen Wendepunkt, das Volk erkennt, dass es im Tempel ein besonderes Ereignis gegeben hat. Was sich zunächst zwischen zwei Figuren der Erzählung zugetragen hat, wird nun dem Volk bekannt.

3. Frühneuhochdeutsch I: Luther 1545

In den Luther'schen Bibeldrucken ist der Text ebenfalls gegliedert, doch ohne Zwischenüberschriften wie in vielen modernen Bibelausgaben. Typgraphische Gliederungsmerkmale sind Initialen und Leerzeichen. In diesem Punkt unterscheiden sich der Druck von 1534 und der von 1545: Der Beginn des Lukas-Evangeliums im Druck von 1534 ist durch die Überschrift *Euangelion Sanct || Lucas* gekennzeichnet, worauf ein nahezu halbseitiges Bild mit dem Evangelis-

ten am Schreibtisch und links unten seinem Symbol, dem Stier, folgt. Danach steht eine römische *I.* als Zähler für das erste Kapitel.

Der eigentliche Text beginnt mit der stark ausgeschmückten Initiale *S*, die über 12 Zeilen geht. Die weiteren Zeichen in der ersten Textzeile sind ungefähr doppelt so groß geschrieben wie die weiteren Zeilen. Danach kommen keine Initialen mehr, sondern nur Absätze, die durch Leerzeilen gekennzeichnet sind.

Nicht ganz so verfährt die Version von 1545, soweit man der modernen Ausgabe entnehmen kann: Die *V. 1, 5, 11* und *21* sind durch Initialen gekennzeichnet, die Absätze in *V. 8* und *18* sind nur durch das erste Wort *VND*, das in Versalien gesetzt ist, markiert.

Mit anderen Worten: Die Texte sind sehr wohl gegliedert, doch werden gerade die beiden Teile, das Vorwort und der Beginn der Erzählung, die sich ja besonders durch ihre Zeitstrukturen voneinander unterscheiden, nicht als solche gekennzeichnet. – Nun zur Detailanalyse der Fassung von 1545 (die Version von 1534 unterscheidet sich nur unwesentlich davon):

In der Vorrede überwiegt das Perfekt, das auch schon um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein gewordenes Faktum kennzeichnet. Ein Ästhetenpräteritum ist zumindest an dieser Stelle nicht vorhanden. An das Ende der Vorrede setzt Luther ebenfalls ein präsentisches Zustandspassiv (*welcher du vnterrichtet bist*). Es geht also mehr um einen Zustand als um ein Ereignis.

Das erzählte Geschehen wird dann mit einer Präpositionalphrase in der syntaktischen Funktion einer Adverbialergänzung zeitlich situiert; gleichzeitig macht das Temporaladverbiale die Bedeutung des Verbums *sein* im Sinne von ‚leben‘ eindeutig. Nachdem Zacharias und seine Frau in die Erzählung eingeführt worden sind, wird das Ereignis, um das es im Folgenden gehen wird, geschildert. Auch für Luther ist das Präteritum das prototypische Erzähltempus. Dass nun ein wichtiges Ereignis erzählt wird, manifestiert sich in der kataphorischen Formel *vnd es begab sich*, wobei der Konnektor *vnd* zusätzlich signalisiert, dass die Erzählung fortgeführt wird, dass mit der Vorstellung des Ehepaares Zacharias und Elisabeth noch kein Ende erreicht ist.

Das vorherrschende Tempus ist – fast möchte man sagen: natürlich – das Präteritum; dabei fällt auf, dass bei Lutdher zahlreiche apokopierte Formen neben den vollen Personalformen begegnen: *die gantze menge des Volcks war haussen vnd betet* (*V. 10*), *Der Engel antwortet / vnd sprach zu jm* (*V. 19*), *das Volck wartet auff Zacharias / vnd verwunderte sich* (*V. 21*), *er wincket jnen / vnd bleib stumme* (*V. 22*). Die apokopierte Form ist immer durch die Konjunktion *vnd* mit einer vollen, d.h. nicht-apokopierten Form verbunden, was darauf schließen lässt, dass es sich in allen Fällen um Präteritalformen und nicht etwa um Formen des szenischen Präsens handelt.

Die erste Rede des Engels beginnt mit einer merkwürdig anmutenden Satzreihe: *Fürchte dich nicht Zacharia / Denn dein gebet ist erhöret*. Der erste Satz hat, wie alle anderen Übersetzungen auch, einen Imperativ als verbalen Kern, der zweite Satz ein Prädikat im Präsens des Zustandspassivs; Letzteres gibt die lateinische Form *exaudita est deprecatio tua*. Die lateinische verbale Periphrase aber kann auch als Perfekt des Passivs interpretiert werden, ist somit zweideutig. Eindeutig hingegen ist die Verbform an dieser Stelle im griechischen Originaltext: εἰσηκούσθη, die eine Passivform im Aorist, somit eindeutig ein Vergangenheitstempus mit punktueller Aktionsart (vgl. Gaar 1956: 46 Anm. 10) ist. Luther folgt hier dem Lateinischen. Merkwürdig ist diese Satzreihe wegen der kausalen Konjunktion *denn*, denn es ist nur schwer eine kausale Relation zwischen diesen beiden Sätzen auszumachen. Zacharias fürchtet sich ja nicht, weil sein Gebet nicht erhört wird, sondern weil eine unerwartete Erscheinung vor ihm steht. Man könnte eine „Progression mit thematischem Sprung“ (Daneš 1979) annehmen, der Engel rechtfertigt seine Anwesenheit mit der erfreulichen Botschaft, die er zu überbringen hat; Zacharias braucht sich also nicht zu fürchten. Damit wird ein Teil der späteren Rede des Engels implizit vorweggenommen: *Jch bin Gabriel / der fur Gott stehet / vnd bin gesand mit dir zu reden / das ich dir solchs verkündigte*.

Dieser Satz gibt uns interessante Aufschlüsse über die temporalen Funktionen von Verbformen. Der *das*-Satz ist ein Finalsatz, allerdings (noch) nicht mit einer spezialisierten Subjunktion eingeleitet, sondern mit dem allgemeinen *das*, das keine Bedeutung hat, sondern ‚nur‘ die syntaktische Unterordnung anzeigt. In diesem Kontext ist die Verbform *verkündigte* als Konjunktiv II anzusehen. Da die Konjunktivformen im mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Deutsch auch noch Tempusfunktionen hatten – es gab auch im Deutschen eine ‚Consecutio temporum‘ – und der Konjunktiv II in Vergangenheitskontexten zu stehen kam, ist dem Zustandspassiv *bin gesand* Vergangenheitsreferenz zuzusprechen. Dies dürfte ein Unterschied zur Gegenwartsprache sein.

Der wichtigste Teil der ersten Rede des Engels ist die Voraussage der Geburt des Sohnes. Dafür verwendet auch Luther die Futurperiphrase *werden* + Infinitiv. Lediglich die Anweisung *des namen soltu Johannes heissen* enthält das Modalverb *sollen*. Der griechische und der lateinische Text enthalten hier Verben im (synthetischen) Futur; die Wiedergabe mit *sollen* enthält also auch ein gutes Stück Interpretation der originalen Tempusfunktion. Dies gilt wohl auch für V. 18: *Wo bey sol ich das erkennen?* Noch deutlicher wird die sowohl temporale als auch modale Funktion von *sollen* in V. 20: *Darumb das du meinen worten nicht gegleubet hast / welche sollen erfüllet werden zu jrer zeit*.

4. Frühneuhochdeutsch II: ‚Evangelienbuch‘ des Matthias von Beheim

Der Anfang des Lukas-Evangeliums ist ebenfalls durch zwei Überschriften gekennzeichnet: Zunächst *Eine vorrede zû Theôphilô*, danach *Hi beginnet daz bûch Lûcê des êwangelisten*. Die Vorrede gehört demnach nicht zum Evangelium, das nur die narrativen Teile umfasst.

In der Vorrede werden das Perfekt und das Zustandspassiv im Präsens als Formen verwendet, die aktuelle Fakten signalisieren. Wenn explizit auf die Vor-Zeit referiert werden soll, dann steht das Präteritum: *Alse si uns selber gígebin babin, di iz von dem beginne sâhin und dienere wâren des sermonis*.

Der große Unterschied zum Luther’schen Text liegt darin, dass die Futur-Periphrase *werden* + Infinitiv in der Voraussage des Engels zunächst nicht vorkommt: *Elfzabêth dîn hûsvrowe sal dir geberin einen sun, und du salt sînen namen heizen Jôhannem. Und dir wirt vroude und irhebunge, und ir vile sullen sich vrouwen in slner gehurt. Wan her wirt grôz vor dem herren und wîn und lûteren trank sal her nicht trinken und mit dem heiligen geiste wirt her irfullit nochdan ûz dem lîbe sîner mâtir. Und sal vile der sune von Israël bekêren zû dem herren irme gote*. Das Futur wird hier konsequent mit *sollen* + Infinitiv wiedergegeben, *werden* ist (noch) nicht Hilfsverb, sondern Vollverb mit einer Prädikativergänzung.

Anders hingegen V. 20: *Und sich du wírdes swígen und inmacht nicht reden biz in den tag in dem dise dinc geschên; und umme daz, daz du nicht gloubit hâst mînen worten di irfullit werden in irre zcít*. Wir haben hier zwei Fügungen mit *werden* vor uns; beiden haben Zukunftsbezug.

werden + Infinitiv finden wir mit Zukunftsreferenz in der Äußerung *du wírdes swígen und inmacht nicht reden biz in den tag in dem dise dinc geschên*. Die *werden*-Periphrase drückt hier den „Eintritt in einen neuen Zustand“ (Szczepaniak 2009: 145) aus. Renata Szczepaniak sieht diese Periphrase in Opposition zur Umschreibung *werden* + Partizip I, die besonders in althochdeutschen Texten zu finden ist; im althochdeutschen ‚Tatian‘ etwa lautet unsere Stelle: *Inti nu uuírdist thu suigenti Inti nimaht / sprehan unzan then tag In themo / thisu uuerdent* (Tatian 27,17-19). Szczepaniak (2009: 145) meint nun, dass die Periphrase mit dem Partizip I „ein[en] abrupte[n] Eintritt in den neuen Zustand“ bezeichne, während die Umschreibung mit dem Infinitiv einen „langsamen“ Wechsel signalisiere. Abgesehen davon, dass es schwer sein dürfte, den Wandel von der ‚ingressiven‘ (abrupter Wechsel) in eine ‚inchoative‘ (langsamer Wechsel) Aktionsart eindeutig festzustellen, zeigt unsere Erzählung, dass zumindest diese Stelle aus Beheims ‚Evangelienbuch‘ Derartiges nicht beweist. Denn Zacharias ist ab sofort stumm, er verliert nicht allmählich seine Sprache.

Viel wichtiger ist indes, dass sich im Beheim’schen ‚Evangelienbuch‘ eine interessante Opposition zweier Möglichkeiten, Futurisches auszudrücken

manifestiert: Die Periphrase mit dem Modalverb *sollen* signalisiert, dass auf einen zukünftigen Zustand, der sich nicht aus dem Willen eines handelndem Subjekts ergibt, sondern Bestimmung für dieses Subjekt ist, referiert wird. Die Periphrase mit *werden* hingegen, weist, wie gesagt, auf einen Wechsel eines Zustands hin.

Dies hängt mit der Bedeutung der finiten Verben in diesen Fügungen zusammen. *werden* drückt auch als Hilfsverb im Passiv (*mînen worten di irfullit werden*) als auch als Vollverb (*unzan then tag In themo / thisu uuerdent*) eine Zustandsänderung aus. In der weiteren Geschichte des Deutschen, dies zeigt sich schon in der Luther'schen Übersetzung ist diese Opposition nicht mehr vorhanden.

V. 20, der den Schluss der Rede des Engels Gabriel enthält, bestätigt in seiner Tempusgestaltung die obigen Thesen: *du wirdest swîgen und inmacht nicht reden biz in den tag in dem dise dinc geschên; und umme daz, daz du nicht gloubit hâst mînen worten di irfullit werden in irre zcît*. Das erste Futurum drückt die angekündigte Zustandsänderung aus; danach folgt eine Modalverbfügung im Präsens (*inmacht*) und schließlich kommt ein Ereignis in der Zukunft, das durch das einfach Präsens des Verbums ‚geschehen‘ ausgedrückt wird; der Kontext schafft die Zukunftsreferenz. Der Unglaube des Zacharias wird als ein vollzogenes Geschehen und somit als bestehendes Faktum im Perfekt dargestellt, während das präsentische *werden*-Passiv die Änderung in der Zukunft formuliert.

Als ein weiteres Mittel des Erzählens fällt in diesem Textstück der Konjektor *und* auf, der ziemlich oft an der Spitze eines Satzes steht und den Fortgang der Narration und der zeitlichen Sukzession zu signalisieren. An einer Stelle kommt in dieser Textpartie ein szenisches Präsens vor: *Und dô en Zachariâs sach, dô ist her betrûbit, und di vorchte vil ûfen* (V. 12).

5. Fazit

Die Analyse der kurzen Textstücke liefert sicherlich noch keine großen Ergebnisse, doch zeichnen sich einige Tendenzen ab:

- Die Tempusformen, sowohl die synthetischen wie die analytischen liefern Informationen über die subjektive Zeit, d.h. darüber, wie Sprecher Sachverhalte oder Geschehen einordnen; die analytischen bzw. periphrastischen Tempusformen geben zusätzliche aspektuelle Informationen.
- Über die objektive Zeit, also über genau(er)e Zeitpunkte oder Zeiträume oder über die Zeitdauer sowie über Zeitordnung (d.i. früher als, später als, gleichzeitig mit) informieren in erster Linie Adverbialbestimmungen.

- Die Perfektperiphrase scheint auch schon im ‚Evangelienbuch‘ des Matthias Beheim grammatikalisiert zu sein. Im althochdeutschen ‚Tatian‘ hingegen kommt auch in der Vorrede nur das Präteritum vor:

bithiu uuanta manage / zilotun ordinon / saga thio In ûns / gifulta sint rahhono / sô ûns saltun / thie thar fon anaginne / selbon gisahun Inti ambahta / uuarun uuortes, / uuas mir gesehan gifolgentemo / fon anaginne allem gernlihho / after antreitu thir scriben / thû bezzisto theophile / thaz thû forstantes thero / uuorto fon them / thû gilerit bist uuâr. (Tatian 25,1-15)

- Demgegenüber befindet sich das Futur noch in der Erprobungsphase. Unterschiedliche Möglichkeiten werden im Beheim’schen ‚Evangelienbuch‘ für eine Opposition *sollen* + Infinitiv vs. *werden* + Infinitiv genutzt. Der Bedarf für diese Opposition war anscheinend nicht so stark, dass sie erhalten geblieben wäre. Bei Luther erscheint *werden* + Infinitiv als die einzige grammatikalisierte Form.
- Um die Prophezeiung der Geburt des Johannes auszudrücken, braucht es in allen untersuchten Versionen eine Futurperiphrase; es scheint nicht nur in der Gegenwartssprache nicht mehr möglich zu sein, die modalen Implikationen einer solchen Ankündigung nur mit dem Präsens auszudrücken, wie dies im althochdeutschen ‚Tatian‘ auch gegen das lateinische Vorbild noch möglich war:

Inti thin quena elysab&h / gibirit thir sun. / Inti nemnis thû snan namon Iohannem. / Inti her ist thir gifeho Inti blidida / Inti manage In sinero giburti mendent, / her ist uuâlihho mihhil fora truhntine. / Inti uuîn noh lid ni trinkit. Inti heilages geistes / uuiridit gifullit fon hinan / fon reue sinero muoter / Inti manage israheles barno / giuuerbit zi truhntine gote Iro / Inti her ferit fora Inan / In geiste Inti In megine heliases. (Tatian 26,25-27,5)

- Grammatikalisierung der Perfektperiphrase bedeutet auch, dass die Fügung Hilfsverb + Partizip II eine Konstruktion mit ihrer eigenen Bedeutung, die sich aus den beiden Teilen konstituiert, ist. D.h. dass Funktionsbeschreibungen wie Bezug der „Vergangenheit eines Geschehens auf die Gegenwart“ (Prell 2007: 290) oder Zusammenfall von „Standort und Sprechort“, die „in der Phase nach dem besprochenen Vorfall liegen“ (Ebert 1993: 387) den akuten Kontextfunktionen nicht angemessen sind. Aus den Konstituenten Präsens des Hilfsverbs und Partizip II (=Vollzugsform) des Vollverbs ergibt sich vielmehr eine aspektuelle Bedeutung, nämlich die Vollzogenheit in der Sprecher Gegenwart.

Literatur

- Brinkmann, Hennig (1971): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf.
- Daneš, František (1970): Zur linguistischen Analyse der Textstruktur. In: *Folia Linguistica* 4, S. 72-78.
- Ebert, Robert Peter (1993): Syntax. In: Reichmann, Oskar/ Wegera, Klaus-Peter (Hrsg.): Frühneuhochdeutsche Grammatik. Tübingen.
- Erben, Johannes (1972): Deutsche Grammatik. Ein Abriß. München.
- Gaar, Emil (1956): Curtius-Hartel, Griechische Schulgrammatik. Nach der Bearb. von Florian Weigel/Emil Sofer bearb. von Emil Gaar. Wien.
- Prell, Heinz-Peter (2007): Syntax. Von Ingeborg Schröbler. In: Hermann Paul: Mittelhochdeutsche Grammatik. 25. Aufl. von Thomas Klein/ Hans-Joachim Soms/ Klaus-Peter Wegera. Tübingen.
- Szczepaniak, Renata (2009): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen.
- Wahrig (2012): Wahrig. Deutsches Wörterbuch. 9. Aufl. CD-ROM Version. Gütersloh/ München.
- Weinrich, Harald (2003): Textgrammatik der deutschen Sprache. Hildesheim/Zürich/New York.
- Wolf, Norbert Richard (2002): Zeit in der Narration. In: Parry, Christoph (Hrsg.): Text und Welt. Beiträge auf der 11. Internationalen Tagung Germanistische Forschungen zum literarischen Text. Vaasa/Germersheim, S. 11-22.

Anhang

Aus der ‚Einheitsübersetzung‘

DAS VORWORT: 1,1-4

1¹ Schon viele haben es unternommen, einen Bericht über all das abzufassen, was sich unter uns ereignet und erfüllt hat.² Dabei hielten sie sich an die Überlieferung derer, die von Anfang an Augenzeugen und Diener des Wortes waren.³ Nun habe auch ich mich entschlossen, allem von Grund auf sorgfältig nachzugehen, um es für dich, hochverehrter Theophilus, der Reihe nach aufzuschreiben.⁴ So kannst du dich von der Zuverlässigkeit der Lehre überzeugen, in der du unterwiesen wurdest.

DIE VORGESCHICHTE: 1,5 – 2,52

Die Verheißung der Geburt des Täufers: 1,5-25

⁵ Zur Zeit des Herodes, des Königs von Judäa, lebte ein Priester namens Zacharias, der zur Priesterklasse Abija gehörte. Seine Frau stammte aus dem Geschlecht Aarons; sie hieß Elisabet.⁶ Beide lebten so, wie es in den Augen Gottes recht ist, und hielten sich in allem streng an die Gebote und Vorschriften des Herrn.⁷ Sie hatten keine Kinder, denn Elisabet war unfruchtbar, und beide waren schon in vorgerücktem Alter.

⁸ Eines Tages, als seine Priesterklasse wieder an der Reihe war und er beim Gottesdienst mitzuwirken hatte,⁹ wurde, wie nach der Priesterordnung üblich, das Los geworfen, und Zacharias fiel die Aufgabe zu, im Tempel des Herrn das Rauchopfer darzubringen.¹⁰ Während er nun zur festgelegten Zeit das Opfer darbrachte, stand das ganze Volk draußen und betete.¹¹ Da erschien dem Zacharias ein Engel des Herrn; er stand auf der rechten Seite des Rauchopferaltars.¹² Als Zacharias ihn sah, erschrak er und es befahl ihn Furcht.¹³ Der Engel aber sagte zu ihm: Fürchte dich nicht, Zacharias! Dein Gebet ist erhört worden. Deine Frau Elisabet wird dir einen Sohn gebären; dem sollst du den Namen Johannes geben.¹⁴ Große Freude wird dich erfüllen und auch viele andere werden sich über seine Geburt freuen.¹⁵ Denn er wird groß sein vor dem Herrn. Wein und andere berauschende Getränke wird er nicht trinken und schon im Mutterleib wird er vom Heiligen Geist erfüllt sein.¹⁶ Viele Israeliten wird er zum Herrn, ihrem Gott, bekehren.¹⁷ Er wird mit dem Geist und mit der Kraft des Elija dem Herrn vorangehen, um das Herz der Väter

wieder den Kindern zuzuwenden und die Ungehorsamen zur Gerechtigkeit zu führen und so das Volk für den Herrn bereit zu machen.¹⁸ Zacharias sagte zu dem Engel: Woran soll ich erkennen, dass das wahr ist? Ich bin ein alter Mann und auch meine Frau ist in vorgerücktem Alter.¹⁹ Der Engel erwiderte ihm: Ich bin Gabriel, der vor Gott steht, und ich bin gesandt worden, um mit dir zu reden und dir diese frohe Botschaft zu bringen.²⁰ Aber weil du meinen Worten nicht geglaubt hast, die in Erfüllung gehen, wenn die Zeit dafür da ist, sollst du stumm sein und nicht mehr reden können bis zu dem Tag, an dem all das eintrifft.²¹ Inzwischen wartete das Volk auf Zacharias und wunderte sich, dass er so lange im Tempel blieb.²² Als er dann herauskam, konnte er nicht mit ihnen sprechen. Da merkten sie, dass er im Tempel eine Erscheinung gehabt hatte. Er gab ihnen nur Zeichen mit der Hand und blieb stumm.

Aus Martin Luthers Bibelübersetzung von 1545

SJNTEMAL SICHS VIEL VNTERWUNDEN HABEN / ZU stellen die Rede von den Geschichten / so vnter vns ergangen sind / ² Wie vns das gegeben haben / die es von anfang selbs gesehen / vnd Diener des Worts gewesen sind / ³ Habe ichs auch für gut angesehen / nach dem ichs alles von anbeginne erkundet habe / Das ichs zu dir / mein guter Theophile / mit vleis ordentlichen schriebe / ⁴ Auff das du gewissen grund erfarest der Lere / welcher du vntrichtet bist.

ZV DER ZEIT HERODIS DES KÖNIGES JÜDEE / war ein Priester von der Ordnung Abia / mit namen Zacharias / vnd sein Weib von den töchtern Aaron / welche hies Elisabeth. ⁶ Sie waren aber alle beide from für Gott / vnd giengen in allen Geboten vnd Satzungen des HERRN vntadelich / ⁷ vnd sie hatten kein Kind / Denn Elisabeth war vnfruchtbar / vnd waren beide wol betaget.

⁸ VND es begab sich / da er Priestersampt pflaget für Gote / zur zeit seiner Ordnung / ⁹ nach gewonheit des Priesterthums / vnd an jm war / das er reuchern solt / gieng er in den Tempel des HERRN / ¹⁰ Vnd die gantze menge des Volcks war haussen vnd betet / vnter der stunde des Reuchens.

ES erschein jm aber der Engel des HERRN / vnd stund zur rechtenhand am Reuchaltar. ¹² Vnd als Zacharias jn sahe erschrack er / vnd es kam jn keine furcht an. ¹³ Aber der Engel sprach zu jm / Fürchte dich nicht Zacharia / Denn dein gebet ist erhöret. Vnd dein weib Elisabeth wird dir einen Son geben / des namen soltu Johannes heissen / ¹⁴ vnd du wirst des freude vnd wonne haben / Vnd viel werden sich seiner Geburt frewen. ¹⁵ Denn er wird gros sein für dem HERRN / Wein vnd starck Getrencke wird er nicht

trinken. Vnd wird noch in mutterleibe erfüllet werden mit dem heiligen Geist / ¹⁶ Vnd er wird der Kinder von Jsrael viel zu Gott jrem HERRN bekeren. ¹⁷ Vnd er wird fur Jm her gehen / im geist vnd krafft Elias / zu bekeren die hertzen der Veter zu den Kindern / vnd die Vngleubigen zu der klugheit der Gerechten / zu zurichten dem HERRN ein bereit Volck.

¹⁸ VND Zacharias sprach zu dem Engel / Wo bey sol ich das erkennen? Denn ich bin alt / vnd mein Weib ist betaget. ¹⁹ Der Engel antwortet / vnd sprach zu jm / Jch bin Gabriel / der fur Gott stehet / vnd bin gesand mit dir zu reden / das ich dir solchs verkündigte. ²⁰ Vnd sihe / Du wirst erstummen vnd nicht reden können / bis auff den tag / da dis geschehen wird / Darumb das du meinen worten nicht gegleubet hast / welche sollen erfüllet werden zu jrer zeit.

VND das Volck wartet auff Zacharias / vnd verwunderte sich / das er so lange im Tempel verzog. ²² Vnd da er eraus gieng / kundte er nicht mit jnen reden. Vnd sie merckten das er ein Gesichte gesehen hatte im Tempel. Vnd er wincket jnen / vnd bleib stumme.

Aus dem ‚Evangelienbuch‘ des Matthias Beheim

Eine vorrede zû Theôphilô.

Wan sicherllchen vile habin sich geübit zû ordene di sprechunge der dinge di in uns irfult sint, ² Also si uns selber gigebin habin, di iz von dem beginne sâhin und dienêre wâren des sermônis. ³ Gesehin ist ouch mir nâch folgende von dem beginne alle dinc vlîzeclichen ûz ordenunge dir zû scrîbene, allir beste Theôphile, ⁴ Ûf daz du bekennis di wârheit der worte von den du un-dirwîset bist.

Hi beginnet daz bûch Lûcê des ewungelisten.

Iz was in den tagin Hêrôdis des kûniges ein prister in Judêa mit namen Zachariâs von Abiâs zeche, und sin hûsvrowe was von Aarônis tochteren, und ir name was Elizabêth. ⁶ Und si wâren beide gerecht vor gote unde wandelnde in allen geboten und gerechtikeit des herren sunder clage. ⁷ Und si inhatten keinen sun, darumme daz Elizabêth unvruchtbêr was, und si wâren beide vort gegangen in iren tagen. ⁸ Und geschên ist, dô Zachariâs der pristerscaft gebrûchite in der ordenunge sîner zeche vor gote, ⁹ Nâch der gewonheit der pristerscaft, daz her von dem lôze ûz gînc, ûf daz her legite di untzundeteten opfir, und her gînc in in den tempil gotis. ¹⁰ Und alle menige des volkis was

ûzwendic betende in der stunde des intzunten offeris. ¹¹ Und ime irschein der engil des herren stênde zû der rechten hant des altâris des intzunditen offeres. ¹² Und dô en Zacharîas sach, dô ist her betrûbit, und di vorchte vil ûf en. ¹³ Und der engil sprach zû ime: „Nicht vorchte dich, Zacharîa, wan dîn gehet ist irhört: und Elizabêth din hûsvrowe sal dir geberin einen sun, und du salt sînen namen heizen Jôhannem. ¹⁴ Und dir wirt vroude und irhebunge, und ir vile sullen sich vrouwen in sîner geburt. ¹⁵ Wan her wirt grôz vor dem herren und wîn und lûteren trank sal her nicht trinken und mit dem heiligen geiste wirt her irfullit nochdan ûz dem lîbe sîner mûtir. ¹⁶ Und sal vile der sune von Israêl bekêren zû dem herren irme gote. ¹⁷ Und her sal vor ime gên in dem geiste und in der craft Heliê, ûf daz her bekêre di herzin der vetere in di sune und di ungloubigen zû klügheit der gerechten und zû bereitene dem herren ein vollinkûmen volc.“ ¹⁸ Und Zacharîas sprach zû dem engele: „Und wô bi sal ich daz wîzzen? wan ich bin alt, und mîn hûsvrowe hât vort gegangen in iren tagin.“ ¹⁹ Und der engil antworte unde sprach zû ime: „Ich bin iz Gabriêl der da stêt vor gote und bin gesant zû redene zû dir und dise ding dir wol botschaften. ²⁰ Und sich du wirdes swîgen und inmacht nicht reden biz in den tag in dem dise dinc geschên; und umme daz, daz du nicht gloubit hâst mînen worten di irfullit werden in irre zcît.“ ²¹ Und daz volk was beitende Zacharîas, und si wundirten sich waz her sûmete in dem tempele. ²² Und dô her ûz gînc, dô mochte her nicht zû en reden, und si bekanten daz, daz her ein gesichte gesehn hatte in dem tempele, und her winkele en und bleip stum.

Untersuchungen zu adjektivischen Wortbildungsprodukten mit *zeit-*

Maria Biskup (Warszawa)

1. Einführung

Zeit ist ein Phänomen, das die Menschheit seit eh und je beschäftigt. Viele Wissenschaftler verschiedener Disziplinen haben sich mit der *Zeit* unter diversen Gesichtspunkten auseinandergesetzt – im vorliegenden Aufsatz wird das Lexem *Zeit* aus der sprachwissenschaftlichen Perspektive bezüglich seiner Wortbildungspotenzen im Rahmen der adjektivischen Wortbildung untersucht. Obwohl diese im Hinblick auf ihre Produktivität mit der Vielfalt der substantivischen Wortbildungsmodelle nicht konkurrieren kann (vgl. Fleischer 2012: 297), so stellt sie ein durchaus interessantes Forschungsgebiet dar.

Den Gegenstand der vorliegenden Überlegungen bilden die mit *zeit-* beginnenden adjektivischen Wortbildungsprodukte, welche aufgrund einer korpusbasierten Analyse der elektronischen ZEIT-Ausgaben aus den Jahren 2005-2009 ermittelt wurden¹. Im untersuchten Zeitraum wurden insgesamt 2215 adjektivische Tokens mit *zeit-* festgestellt, die auf 61 verschiedene Lexeme verteilt sind. Alle aufgenommenen Adjektive wurden hinsichtlich ihrer Struktur untersucht und dann einem Wortbildungsmuster zugeordnet. Um ihre Bedeutung zu veranschaulichen, werden sie im vorliegenden Aufsatz jeweils durch einen Beispielsatz aus dem Korpus belegt, in dem ihre typische Gebrauchsweise zum Vorschein kommt.

2. Adjektivische Komposita mit *zeit-*

2.1. Determinativkomposita mit Adjektiv

Im untersuchten Material wurden insgesamt 15 verschiedene Typen der Determinativkomposita mit adjektivischen Basen verzeichnet. Davon stellen nur

¹ Das elektronische Zeitungskorpus ist unter <http://www.dwds.de> abrufbar.

4 Zusammensetzungen die Verbindung des Lexems *zeit-* mit einem simplizischen Adjektiv dar:

Mit dieser asymmetrischen Technik und einer **zeitgenauen** Ausführung der Armbewegungen sind zwei volle Schrauben im ersten Salto möglich. (ZEIT, 01.02.2006)

Zehntausende Gläubige haben an drei **zeitgleichen** Eröffnungsgottesdiensten und einer Begrüßung durch Bundespräsident Horst Köhler teilgenommen. (ZEIT, 04.06.2009)

Wir entscheiden nicht mehr im Licht **zeitstabiler** Werte, sondern bestimmen unsere Handlungsziele im Vollzug der Handlung, also in der Zeit selbst. (ZEIT, 26.01.2006)

Der Star hatte die Pause nicht genutzt, um ganze Schatztruhen mit komödiantischen Einfallen und **zeitresistenten** Pointen zu füllen. (ZEIT, 05.05.2006)

Mit Ausnahme von zeitgeschichtlichpolitisch, dem zwei Suffixderivate als unmittelbare Konstituenten zugrunde liegen, folgen die weiteren, zu dieser Gruppe gehörenden Lexeme dem Strukturmuster: *zeit-* + adjektivisches Derivat:

Politische Meinungsbildung mit Hilfe eines tief gehenden und **zeitaufwendigen** Reflexionsprozesses – ja, das ist eine Spezialität von mir. (ZEIT, 10.09.2008)

Nicht nur das Tarifgefüge wird bis dahin auf entfernungs- und **zeitunabhängige** Pauschaltarife umgestellt werden. (ZEIT, 20.03.2007)

Erst wurde Adorno von Deleuze abgewickelt, nun Letzterer von der Theologie. Ein **zeitlogisches**, aber riskantes Wendemanöver. (ZEIT, 18.04.2008)

Ich allerdings kann die Geschehnisse nicht vom **zeithistorischen** Kontext lösen, was bei der Betrachtung des Films widersprüchliche Empfindungen in mir ausgelöst hat. (ZEIT, 23.01.2009)

So gerne man diese von allen **zeitpolitischen** Zuschreibungen befreite und doch in höchstem Maße selbstreflexive Genussucht gut finden würde am Ende wirkt die wie immer tiptop gekleidete Band wie ein Haufen in die Jahre gekommener Kokser, der es mit dem Schniefen ein bisschen übertrieben hat. (ZEIT, 26.01.2009)

Mit dem Kurt-Tucholsky-Preis für literarische Publizistik werden deutschsprachige Publizisten und Journalisten ausgezeichnet, die **zeitgeschichtlichpolitische** Vorgänge in der

kleinen Form wie Essay, Satire, Lied, Grotteske, Traktat oder Pamphlet verarbeiten. (ZEIT, 17.03.2005)

Beide Filme sind reine Action, Entertainment im besten Sinne und wurden doch zu Meilensteinen, zum Inbegriff eines Unterhaltungskinos, in dem sich **zeitphysiognomische** Betrachtung und Kulturkritik wie nebenbei kristallisieren. (ZEIT, 30.06.2005)

Das Verfassungsgericht habe auch das häufig gebrachte Argument vom Tisch gewischt, die Misshandlungen seien nur **zeittypische** strenge Erziehungsmethoden gewesen. (ZEIT, 05.06.2009)

Das **zeitübliche** Curriculum schreibt grammatica, logica, musica und Poesia vor und natürlich die religiöse Unterweisung samt geistlichem Gesang. (ZEIT, 01.03.2007)

Sein Ausweg aus dem Paradox, einerseits eine unzensurierte und enthierarchisierte Darstellung des Gleichzeitigen und andererseits eine konzentrierte und ergreifende **zeitdokumentarische** Collage vorlegen zu wollen, besteht in einem undurchsichtigen Auswahlverfahren, das er der Einfachheit halber ‚Kempowskiesk‘ oder ‚Echolot-Methode‘ getauft hat. (ZEIT, 24.02.2005)

Er besitzt **zeitkritisches** Temperament, er will wissen, was die Welt, die Gesellschaft im Innersten zusammenhält. (ZEIT, 15.09.2008)

Das Lexem *zeitkritisch* ist mehrfach motiviert, im Hinblick auf seine Herkunft lässt es sich nicht eindeutig interpretieren. Neben der kompositionellen Deutung ist hier auch eine Motivation durch Ableitung möglich: *zeitkritisch*: *zeit-* + *kritisch* oder *Zeitkritik* + *-isch*.

2.2. Determinativkomposita mit Partizip I und II

Die Determinativkomposita mit Partizip I und II bilden die umfangreichste Gruppe der adjektivischen Zusammensetzungen mit *zeit-*. Von 24 im Korpus festgestellten Typen der Adjektive gehen nur 7 auf ein Partizip I zurück. Interessant ist dabei, dass alle diesem Strukturmuster entsprechenden Komposita eine Objektbeziehung im Akkusativ ausdrücken, z.B. *zeitraubend*: *die Zeit raubend*.

Je mehr **zeitsparende** Maschinen es gebe, desto mehr stehe man unter Zeitdruck. (ZEIT, 25.04.2008)

Irgendwie passt das nicht zu einer Firma, die seit 20 Jahren professionell Menschen verfolgt und deren Angestellte allesamt aussehen wie die **zeitstehlenden** grauen Herren aus der Romanverfilmung von Momo. (ZEIT, 27.02.2009)

Schließlich hat man die Möglichkeit sich ohne einen **zeitraubenden** Nebenjob voll und ganz auf das Studienfach zu konzentrieren. (ZEIT, 27.01.2006)

Während man die frühere Gewohnheit halbwegs im Griff hatte und seine Arbeit um sie herum anordnen konnte, dauert es mit dem neuen, **zeitfressenden** Spielzeug Monate, bis man seine frühere Produktivität wieder erreicht. (ZEIT, 12.08.2008)

Die **zeitenübergreifenden** Stationen vermitteln eher etwas über die deutsche Kultur- und Mentalitätsgeschichte der letzten 50 Jahre, als dass sie noch Neues über den Umgang mit der Figur Thomas Mann zu sagen hätten. (ZEIT, 16.06.2006)

Nach einer Stunde mit **zeitüberbrückender** Blasmusik hing schließlich die erste Goldmedaille um Millers Hals. (ZEIT, 06.01.2005)

Metrische Partien stehen schlüssig neben irregulären, **zeitaufhebenden** Rhythmen, Durakkorde neben solchen, die nur noch Farbe sind. (ZEIT, 11.05.2006)

Viel häufiger (insgesamt bei 17 Lexemen) kommt in Zweitgliedposition das Partizip II vor. Allerdings wurden einige dieser Gruppe zugehörige Komposita nur einmal im Korpus verzeichnet:

Vergessliche können sich also damit behelfen, ‚**zeitbasierte**‘ Aufgaben in ‚ereignisbasierte‘ umzuwandeln. (ZEIT, 24.09.2007)

Aber Mozart scheint nach einer geradezu marmornen Kühle und **zeitüberhobenen** Objektivität gestrebt zu haben, als wollte er mit diesem Werk sagen: So ist das, wenn Klavier und Holzbläser zusammen musizieren, ein für alle Mal, und damit basta. (ZEIT, 05.01.2006)

Der Dirigent Daniel Harding und seine **zeitvergessene** Version von Mahlers vierter Symphonie [...].(ZEIT, 17.03.2005)

Ist es die geträumte Sommerstunde meiner Kindheit, zersplittert wie in **zeitverschobenen** Blitzen? (ZEIT, 06.03.2008)

Die weiteren fünf Lexeme haben ebenfalls das simplizische *zeit-* als Erstglied, doch wurden sie im Korpus, im Gegensatz zu den oben genannten Komposita, mehrmals festgestellt:

So wird Titus zur Sonde zwischen den Tiefenschichten, zur **zeitenthobenen** Verkörperung unserer Gattung. (ZEIT, 20.04.2006)

Das ist **zeitversetztes** Radio zwar, aber portables, im Auto wie überall zu hören, wo kein Internet-Anschluss zur Verfügung steht. (ZEIT, 11.05.2007)

Es liegt vor allem daran, dass der Arbeitsmarkt ein **zeitverzögerter** Indikator für einen Wirtschaftsabschwung ist. (ZEIT, 09.04.2009)

Dieses fremde, **zeitentrückte** Drama dreht sich um die Urschuld der Selbstbezüglichkeit, des Einzelnen und seiner Kunst, selbst wo er sich in die erotische Endlichkeit verstrickt und durch Dichtung überschreiten will. (ZEIT, 17.04.2009)

Der von den Domtürmen zeigt aus steiler Nähe die meist versperrten intimen Gärten der verschachtelten Kurien- oder Kanonikerhöfe, eine stille, **zeitverlorene** Welt für sich. (ZEIT, 11.05.2007)

Die Zusammensetzungen mit dem Partizip II *-orientiert*, das im Hinblick auf seine kompositionelle Fähigkeit als produktiv gilt, treten im untersuchten Material in zwifacher Form auf – mit einem simplizischen und einem komplexen Erstglied:

Hall unterscheidet ‚Monochrome‘, zeitgebundene, Kulturen von ‚Polychronen‘, wenig **zeitorientierten** Gesellschaften. (ZEIT, 21.06.2006)

Das erste Haus eröffnete im Dezember 1998 an der Lexington Avenue in New York, inzwischen gibt es in Nord- und Lateinamerika 22 davon, allesamt im Fünf-Sterne-Bereich, allesamt für eine junge oder jung gebliebene, **zeitgeistorientierte** Klientel gedacht. (ZEIT, 26.05.2008)

Zu den am meisten gebrauchten Komposita mit Partizip II gehören die Zusammensetzungen mit *-bedingt*, *-bezogen* und *-gebunden*, welche hinsichtlich ihrer Wortbildungspotenzen ähnlich wie *-orientiert* auch zur Reihenbildung tendieren (vgl. Lohde 2006: 167):

Denn längst haben sich die kunsthistorischen Epochenbegriffe als **zeitbedingte** Konstrukte mit beschränktem Erkenntniswert erwiesen. (ZEIT, 14.07.2005)

Dort drohen uns Strafgebühren, wenn wir auf der Fahrbahn parken, und für die Nutzung öffentlicher Parkplätze müssen wir **zeitbezogene** Gebühren zahlen. (ZEIT, 29.09.2007)

In Bonn wird das schwieriger, werbewirksame Besucherschlangen wird es dank **zeitgebundener** Tickets nicht geben. (ZEIT, 19.07.2006)

Die mehrgliedrigen Determinativkomposita, die auf ein komplexes Erstglied in Verbindung mit einem Partizip II zurückgehen, sind neben *zeitgeistorientiert* durch folgende Lexeme vertreten:

In jedem Jahrzehnt gibt es einen anderen **zeitgeistempfohlenen**, zeitgeistkonformen Umgang mit der deutschen Vergangenheit. (ZEIT, 02.07.2007)

Zeitgeistbessene Besucher würden in Hollywood nirgendwo anders absteigen als im erbarmungslos durchgestylten Hollywood-Roosevelt-Hotel, in dessen Bars dem Teddys und dem Tropicana sich die Jeunesse dorée des neuen Jahrtausends besonders gern tummelt. (ZEIT, 22.02.2008)

Supersilent 7 steht auf taubenblauem Cover, dazu Aufnahmeort [...], Design und Regie [...], der Rest ist überwältigende Improvisation: verhauchter Trompetenton, **zeitlupengehnter**, anschwellender Elektronikklang, ein Ambientegefühl, das musikalische Länge in spürbaren Raum verwandelt, punktiert vom tockenden Schlagzeug. (ZEIT, 19.01.2006)

2.3. Simplizische und komplexe Zweitglieder

Bei den simplizischen und komplexen Zweitgliedern handelt es sich um solche Grundwörter, welche aufgrund ihrer stark ausgeprägten Fähigkeit zur kompositionellen Reihenbildung sich dem Status eines Suffixes annähern. Da sie außerhalb der Zusammensetzungen frei vorkommen können, sich aber zugleich ähnlich wie Suffixe bzw. Suffixoide verhalten, stellen sie eine Art des Übergangs zwischen der Komposition und der Derivation dar (vgl. Lohde 2006: 158):

Zu den im Korpus ermittelten simplizischen Zweitgliedern gehören *-nah* und das ihm antonymisch gegenüberstehende *-fern*, sowie *-frei* und *-intensiv*:

Konkrete Hinweise auf **zeitnahe** Anschläge in Deutschland gebe es nicht. (ZEIT, 22.06.2007)

Sicherlich sind das einseitige Lesarten, aber gespenstisch ist es schon, wie deutlich Kafkas scheinbar **zeitferne** Texte den Geist der Zeit errahnen und bloßlegen. (ZEIT, 08.07.2008)

Wieso dauert es in einer **zeitfreien** Umgebung nur wenige Tage, bis wir aus dem Diktat der 24 Stunden ausbrechen? (ZEIT, 21.10.2006)

Fußball ist nicht mehr als ein **zeitintensives** Hobby. (ZEIT, 22.06.2009)

Die komplexen Zweitglieder sind in Zusammensetzungen mit synonymisch auftretenden *-gerecht*, *-gemäß*, und *-konform* sowie in einem Kompositum mit dem ihnen entgegengesetzten *-widrig* präsent, wobei nur zwei Lexeme aus dieser Gruppe auch ein komplexes Erstglied haben:

Logistik kann Probleme lösen, weit über die **zeitgerechte** Belieferung hinaus. (ZEIT, 06.10.2006)

Das **zeitgemäße** Geschmacks- und Vermarktungsprinzip zahlt sich aus. (ZEIT, 14.11.2008)

Der Glauben etwa an so entschlossen **zeitkonforme** und leichtfertige Thesen wie: ‚Abgesehen von seinem Charakter und Lebenslauf ist jeder Komponist und jeder Schriftsteller mit dem gleichen Satz Karten ausgestattet: den Kompositionen und den Büchern, die es schon gibt.‘ (ZEIT, 01.01.2008)

In jedem Jahrzehnt gibt es einen anderen zeitgeistempfohlenen, **zeitgeistkonformen** Umgang mit der deutschen Vergangenheit. (ZEIT, 02.07.2007)

Tatsächlich verbreitete Merkel eine ebenso wohltuende wie **zeitgeistwidrige** Unaufgeregtheit in Brüssel. (ZEIT, 19.06.2009)

3. Adjektivische Derivate mit „zeit-“

Die überwiegende Mehrheit der im Korpus festgestellten adjektivischen Derivate beruht auf komplexen nominalen Basen. Nur drei Lexeme, *zeitlos*, *zeitig* und *zeitlich*, bestehen aus dem simplizischen „zeit-“ und einem Adjektivsuffix:

Gediegen gearbeitet und von **zeitloser** Schönheit ist diese Bühnenarbeit, bieder, fast altmünchenerisch solide. (ZEIT, 13.11.2008)

Mit einer **zeitlichen** Verzögerung schlägt die Entwicklung wegen der Ölpreisbindung auch auf die Gaspreise durch. (ZEIT, 10.07.2009)

Für die Touristiker ist der **zeitige** Wintereinbruch wie ein Lottogewinn. (ZEIT, 28.11.2007)

Besondere Aufmerksamkeit verdient das Lexem *zeitweise*, das aufgrund seines adverbialen Suffixes regelmäßig als Adverb eingestuft wird (vgl. Fleischer 2012: 369), mehrmals aber als Adjektiv in attributiver Funktion verzeichnet wurde:

Allerdings sei das deutsche Rentensystem nicht in der Lage, all die abzusichern, die in den kommenden Jahrzehnten Rente bekommen werden und aufgrund **zeitweiser** Arbeitslosigkeit oder geringer Einkommen weniger einzahlen konnten. (ZEIT, 21.01.2008)

Sollte das zusammengesetzte Nomen, das als Derivationsbasis fungiert, auf Schwa enden, so wird es immer getilgt, z.B.: *Zeitgeschichte* – *zeitgeschichtlich*:

Kann man wenigstens aus den **zeitgeschichtlichen** Erfahrungen lernen? (ZEIT, 13.09.2007)

Das Suffix *-isch* tritt in der Gruppe der adjektivischen Derivate nur zweifach auf, doch gerade eines der beiden Lexeme, und zwar *zeitgenössisch*, erreichte im Korpus mit weitem Abstand die höchste Frequenz von allen Adjektiven mit *zeit-* (1040 Tokens):

Wenn ich **zeitgenössische** Theaterstücke ansehe oder Literatur lese vor allem junge polnische Künstler, so sehe ich hier Verachtung für die Institutionen eines freien Staates. (ZEIT, 19.06.2009)

Die **zeitdiagnostische** Qualität des Romans ist von den jüngsten Sprengstoffanschlägen dramatisch bestätigt worden. (ZEIT, 28.07.2005)

Das zu den zentralen Adjektivsuffixen gehörende *-ig* ist neben dem Derivat *zeitig* auch in drei weiteren Lexemen präsent (Vgl. Lohde 2006: 182):

Die Musik ist eine subtile Melange aus japanischer Tradition und **zeitgeistiger** Coolness. (ZEIT, 03.11.2005)

Just in jenen Jahren versuchte sich der in Recife lehrende Soziologe Gilberto Freyre (1900 bis 1987) an einem Gegenentwurf zum **zeitläufigen** Rassismus und stellte dem Bild der überlegenen ‚weißen Rasse‘ sein Bild des stolzen Brasilianers gegenüber. (ZEIT, 20.04.2006)

Das Gespräch endet ohne nähere Erörterung dessen, was die **zeitweilige** Komplikation verursacht hat. (ZEIT, 29.04.2009)

Im untersuchten Wortmaterial wurden auch zwei Typen adjektivischer Derivate mit *-haft* festgestellt:

Und hier gelingt Johanna Adorján etwas Besonderes: eine Mischung aus journalistischer, moderner, mitunter **zeitgeisthafter**, mitunter ironischer Saloppheit und ganz leichter Distinguiertheit. (ZEIT, 26.02.2009)

Sie zeigt die schlafwandlerische Zielstrebigkeit, die **zeitlupenhafte** Verlangsamung eines Träumers bei wachem Verstand. (ZEIT, 28.02.2008)

Als Konkurrenzform zu zeitlupenhaft wurde an zwei Textstellen zeitlupenartig belegt: Seine Spieler haben furchterregende Fehlpässe, eine irritierende Ideenarmut und eine **zeitlupenartige** Zweikampfführung gemischt, herausgekommen ist ein astreiner Stimmungstöter. (ZEIT, 08.05.2009)

4. Fazit

Aus der morphologischen Untersuchung der adjektivischen Wortbildungsprodukte mit *zeit-* ergeben sich zwei strukturelle Grundmuster: das der adjektivischen Determinativkomposita und das der adjektivischen Derivate. Die dem ersten Strukturmuster zugeordneten Determinativkomposita mit Partizip I und II bilden mit Abstand die umfangreichste und zugleich differenzierteste Adjektivgruppe. Die Tatsache, dass nur 4 von 24 zu diesem Typ gehörige Lexeme ein komplexes nominales Erstglied besitzen (in drei Fällen ist das *Zeitgeist*, einmal *Zeitlupe*), weist darauf hin, dass in Zusammensetzungen mit Partizipien der Übersichtlichkeit wegen überwiegend simplizische Erstglieder bevorzugt werden.

Mehrgliedrige Zusammensetzungen sind unter den Lexemen beider Gruppen von Determinativkomposita mit Adjektiven sowie mit Zweitgliedern ebenfalls eher die Ausnahme. Die hohe Frequenz der Derivate mit *zeit-* zeugt eindeutig davon, dass man sich im *zeitgenössischen* Alltag häufig auf *Zeit* bezieht.

Literatur

- Donalies, Elke (2002): Die Wortbildung des Deutschen. Ein Überblick. Tübingen.
- Eichinger, Ludwig M. (2000): Deutsche Wortbildung. Eine Einführung. Tübingen.
- Erben, Johannes (2006): Einführung in die deutsche Wortbildungslehre. Berlin.
- Fleischer, Wolfgang (2012): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Berlin/Boston.
- Lohde, Michael (2006): Wortbildung des modernen Deutschen. Tübingen.

***De persona est disputandum*¹. Über temporale und lokale Dimensionen des Personbegriffes**

Rafał Szubert (Wrocław)

Das Jubiläum, das von unserer gesamten Gemeinschaft an diesem würdevollen Ort festlich begangen wird, lädt zu gedanklichen Streifzügen über Wörter ein. In welcher Form ist die Wirklichkeit aufzufassen und wie ist sie in einer Weise auszudrücken, die sich vom Erleben einer Situation noch nicht getrennt hat (vgl. Pawelec 2005: 172)? Gerardus van der Leeuw, ein holländischer Theologe, schrieb einmal: „das Wort ist immer ein Zauber: es weckt eine gefährliche oder eine wohltuende Kraft“ (van der Leeuw 1978: 449).

Es gibt unterschiedliche Vorstellungen von Wörtern, die über Zeit (temporal) und Raum (lokal) hinweg vermittelt werden. Die Empiristen meinen, dass Wörter keinen Sinn haben, weil sie „ein Element des Spiels einer objektiven Ursächlichkeit sind“ (Vgl. Pawelec 2005: 188; Merleau-Ponty 2001: 33 u. 197). Der Intellektualismus unterscheidet sich in dieser Ansicht nicht allzu sehr vom Empirismus: er postuliert ein für ihn durchsichtiges Bewusstsein, das vom Stoff getrennt ist, in dem er sich verwirklicht (vgl. Pawelec 2005: 188-189; Merleau-Ponty 2001: 144). Das heißt, dass das Wort sowohl im empiristischen als auch im intellektualistischen Sinne keinen Sinn, keine Schaffenskraft hat; es ist – wie Merleau-Ponty betont – „ein äußeres Zeichen der inneren Erkenntnis, die sich ohne Worte vollziehen kann und zu welcher Worte nichts beitragen“ (vgl. Pawelec 2005: 189; Merleau-Ponty 2001: 197-8). Anders gewendet: im Wort selbst manifestiert sich kein Sinn, es verweist lediglich auf einen Sinn – die unabhängige gedankliche Operation². Der Zusammenhang der Rede mit dem Denken ist in dieser Auffassung ebenso automatisch wie im Empirismus. „Die Konstruierung des Sinns und das Verstehen haben einen

1 Weil sie stets erklärungsbedürftig ist.

2 Diesen Gedanken halte ich für grundlegend bei Überlegungen zur kognitiven Sprachtheorie, in welcher der metaphorische Ausdruck als sekundär im Verhältnis zum Gedanken behandelt wird, der primär und auf die metaphorische Konzeptualisierung gestützt ist.

dynamischen Charakter, und Sprache liefert lediglich unvollständige Hinweise und unvollkommene Antworten, auf Grund deren der Empfänger weitere Konfigurationen des Diskurses aufbaut, wobei er aus seiner Kenntnis und aus den konsituationellen Hinweisen ausgiebig schöpft“ (Libura 2010: 17)³.

De verba sunt disputanda. Clara sunt non disputanda. Wie ist es damit um das Wort *Person* bestellt? *Person*, ein Schlüsselbegriff, der durch die von Kant vorgenommene Verbindung mit der Würde des Menschen und dem moralischen Wert der Handlungen eine Hochblüte erlebte (vgl. Rathke 2012: 10); ein Begriff, der seit Kant zum zentralen Begriff der Begründung von Menschenrechten wurde: Nicht als Menschen sollen Menschen Rechte haben, sondern nur, soweit sie Personen sind (vgl. Spaemann 1996: 10); und *Person*, ein Begriff, dessen Unterrepräsentation im Alltag durch eine Überrepräsentation in der Wissenschaft kompensiert werden soll (vgl. Brassler 1999: 15).

Personen wird eine Sonderstellung unter allem Existenten zugeschrieben. *Personen* bilden keine natürliche Art miteinander (vgl. Spaemann 1996:9). *Person* als das in die Kategorie Nomen verpackte Exponent des unterschiedlichen Wesens (vgl. Lang 2000: 7) kann sprachlich mit Hilfe des Indefinitpronomens *jemand* markiert werden. Dagegen werden Nicht-Personen mit dem Indefinitpronomen *etwas* markiert (vgl. Spaemann 1996:9).⁴

Eine der zentralen Fragen bezüglich des Personbegriffes ist die Frage nach dem Bewusstsein seiner Bedeutung. Nach dem Bewusstsein dessen, was dieser Begriff erkennen oder verständlich werden lässt.⁵ Die Etymologie des Begriffs *Person* in der Geschichte lässt diesen Begriff aporetisch werden (vgl. Hilberath 1986: 22). Es kann mit Recht gefragt werden, wie sich aus der ursprünglichen Bedeutung von „*Person*“ („*Maske*“) – ich werde gleich noch näher darauf eingehen – die anderen Bedeutungen entwickeln konnten und wahrschein-

3 „In der Konsituation gibt der Sprechende oder Schreibende, den wir Sender nennen, seinem Gedanken irgendeine sprachliche Form – der Sender weiß, was er ausdrücken will. Es ist aber ausgeschlossen, dass sich sein Ausdruck mehrdeutig auslegen lässt, und das bringt dann Geräusch in den Kommunikationskanal. Der Empfänger empfängt den formellen Ausdruck und versucht, ihn richtig auszudeuten. Dabei hilft ihm nicht nur der Text, sondern auch andere Bestandteile der ganzen Konsituation, wobei sein Gedächtnis – das, was er schon weiß – keine geringe Rolle spielt“ (Saari 1988: 125).

4 Helbig/Buscha äußern sich dazu wie folgt: „Eine dritte Möglichkeit besteht darin, die Indefinitpronomina danach einzuteilen, ob sie nur Personen (jemand, irgendwer, man, niemand), nur Nicht-Personen (etwas, nichts) oder beides (alle(s)), einige, irgendeiner/irgendwelche, jeder, keiner, mancher, mehrere) bezeichnen“ (Helbig / Buscha 1996: 235).

5 Vgl. die Überlegungen von Gast über die Verdeutlichung der Sache durch den Gebrauch von Metaphern (vgl. Gast 2006: 421).

lich entwickelt haben (vgl. Rheinfelder 1928: 6). Der Weg zur Beantwortung dieser Frage führt über metonymische und metaphorische Prozesse. Und

der Personbegriff hat eine eigenartige Geschichte. Mit seiner Ableitung von dem lateinischen *personare* (hindurchtönen) und von dem griechischen *prosopon* (Maske) ist es nicht getan, denn wie will man das, was wir heute unter Persönlichkeit verstehen, mit dem Hindurchtönen oder gar mit der Maske des Schauspielers gleichsetzen. (Nass 1964: 10)

Zur Zeit des römischen Kaisertums, etwa um das Jahr 100 v. Chr., kamen die Masken (*personae*) im Theater in Rom auf, nachdem sie bei den Griechen schon dreihundert Jahre in Gebrauch gewesen waren (vgl. Rheinfelder 1928: 6). Die Maske bedeckte den ganzen Kopf des Schauspielers von allen Seiten. Sie (*persona*) als Requisit (= erforderliches Ding) wurde nicht nur auf der Bühne des Theaters getragen, sondern auch bei anderen festlichen Anlässen⁶ (vgl. Rheinfelder 1928: 7). Das gegenwärtige Verstehen des Personbegriffes wird dadurch begünstigt, dass die Bedeutung von *persona* im römischen Theater je nach Betrachtungsweise der Zuschauer sehr verschieden war. Es handelte sich darum, ob der Schauspieler, der die *persona* auf dem Kopf trug, als Darsteller oder als Dargestellter aufgefasst wurde. Wenn etwa zum Beispiel eine als Ödipus maskierte Gestalt auftrat, so sah der mit dem Theaterwesen vertraute Mann – heute würden wir Kritiker (auch eine Person) sagen – vor sich einen Schauspieler, welcher die *persona*, die Maske, des Ödipus trug. Das unterscheidet nun diesen kritischen Standpunkt vom naiven Standpunkt eines Zuschauers aus dem Publikum (also einer temporal und lokal bestimmten Rolle), der in jenem auftretenden Mann nicht einen maskierten Schauspieler sehen wollte, sondern den wahrhaftigen Ödipus, und demnach an die *persona* nicht als an etwas dachte, was der Schauspieler angelegt hatte, sondern als an etwas, das dieser Ödipus nicht ablegen darf, wenn er Ödipus bleiben will. Anders ausgedrückt: dem naiven Zuschauer wurde die *persona*, also die Maske, geradezu zum Wesentlichen in dem auftretenden Ödipus (vgl. Rheinfelder 1928: 7). Nebenbei bemerkt: wir sehen, dass die Begrifflichkeit aus dem theatralischen Bereich ein System von Implikationen determiniert, das die Situationsbeschreibung kontrollieren wird. Die Entscheidung, den Schwerpunkt der Untersuchung auf das Bühnenvokabular zu legen, führt dazu, dass einige Aspekte der Person hervorgehoben, andere vernachlässigt und jedenfalls in einer Weise organisiert werden, die bei anderen Beschreibungsarten weit mehr Mühe machen würde (vgl. Black 1996: 72f.). Die Maske wird angelegt bzw. abgelegt. Weitere

6 Zum Beispiel bei der Feier der „Quinquatrus minores“ an den Iden des Juli (vgl. Rheinfelder 1928: 7).

Implikationen finden wir im juristischen Sprachgebrauch, wo die *juristische Person* als menschliches Wesen aufgefasst, sprachlich so beschrieben wird, als ob sie ein menschliches Individuum wäre: sie kann Pflichten übernehmen/ Entscheidungen treffen, sich bereichern, Anteile besitzen, Pflichten gegenüber Dritten haben und vieles mehr (vgl. Szubert 2011: 158).

Aus unserem Alltag, aber auch aus fachbezogenen Kontexten, kennen wir sowohl die erste, theatertechnische, kritische Auffassung, nach der in *persona* etwas Falsches, ein Täuschungsmittel, etwas, das nur den äußeren Schein wiedergibt, gesehen wird, während der Kern unberührt bleibt („der Schauspieler bleibt im Grunde trotz seiner *persona*, was er ist; *persona* ist die Hülle, die über etwas liegt, wozu sie von vornherein nicht gehört, die also den Kern verbirgt“ (Rheinfelder 1928: 7)), als auch die zweite, die naive Auffassung, die in *persona* dagegen jene „Hülle“, jenen Nimbus sieht, der über etwas liegt, wozu er notwendig gehört; ja durch diese Hülle ist dieser Gegenstand erst, was er ist. Nun kommt es stark darauf an, ob man sich den maskierten Menschen mit oder ohne Maske als gegeben vorstellt (vgl. Rheinfelder 1928: 8).⁷

Wir sehen, dass die dem Theaterbereich entstammende metaphorische Bedeutung von *Person* als Rolle, die der Mensch auf der Theaterbühne spielt, ihr Potential in diesem Bereich absolut nicht ausschöpft. Deutlich wird offensichtlich auch, dass die metonymische Bedeutung von *Persona* als Charakter, Rolle, Person, die der Schauspieler darstellt, einen Erkenntnischarakter hat, der weit über das Theatralische hinausgeht. Denn das Wort *Person* wird im übertragenen Sinne als Bezeichnung von Menschen verwendet, insbesondere auch im römischen Recht und ihm folgend im Mittelalter (vgl. Rathke 2012: 10).

Die Rhetorik machte sich diese theatralische Terminologie zur Charakterisierung der verschiedenen Parteien zunutze, die z.B. an einem Gerichtsverfahren beteiligt sind: *Kläger*, *Angeklagter* und *Richter* sind ebenfalls feststehende Rollen und als solche *personae*. Cicero berichtet darüber in *De oratore* (vgl. Brassler 1999: 30). In diesem Sinne gibt es auch *Personen* (*personae*) in anderen Lebensbereichen, dort, wo zum Beispiel Ämter ausgeübt werden.

PLINIUS schreibt in *Epistulae*: „ich will die Rolle eines Lehrers [*personam magistris*] übernehmen“ (vgl. Brassler 1999: 30). In *de Officiis* zeigt Cicero, dass alle Rollen in einer Gesellschaft sich auf eine von vier verschiedenen Ursachen zurückführen lassen:

Wir müssen auch beachten, daß wir von der Natur gewissermaßen mit zwei Masken [*duabus personis*] bekleidet worden sind. Die eine ist uns gemeinsam auf Grund der Tatsache, daß wir alle an der Vernunft teilhaben und an dem Vorzug, durch den wir den Tieren

7 Zum Heiligenschein als Nimbus und *nimbus perfectionis* vgl. Kantorowicz 2007: 68.

überlegen sind ..., die andere ist in jeweils besonderer Weise den einzelnen zugeteilt. Denn wie bei der körperlichen Beschaffenheit große Unähnlichkeiten bestehen – wir sehen, daß einige wegen ihrer Behändigkeit für den Lauf, andere wegen ihrer Kräfte für den Kampf besonders geeignet sind ... -, so treten bei der seelischen Verfassung noch größere Unterschiede hervor. (Brasser 1999: 31)

Der Weg zur Ergründung des *Person*begriffes führt durch Raum und Zeit. Denn es besteht eine tiefe methodologische Wahrheit, dass man die Sache (auch die *Person*) am besten durch ihre Geschichte erkennt und versteht (vgl. Bartnik 1995: 39, vgl. Mohr 2001: 12). Und diese Geschichte wird von Zeit, Raum und Menschen geprägt. Auch zur Selbsterkenntnis des Ausdrucks *Mensch* und des Ausdrucks *Person* führt der Weg über die Erkenntnis der Anfänge und der Geschichte dieses Wesens (vgl. Bartnik 1995: 40).

Der Weg führt von der etymologischen Bedeutung von *persona* als Theatermaske, von der Vorstellung, dass die Stimme, die durch diese Maske hindurch ertönte, nicht als die Stimme ihres Trägers gehört werden sollte, dass dieser Träger etwas darstellt, das sich von seinen eigenen Interessen und Überzeugungen unterschied, über die Rolle, die jemand in der Gesellschaft spielte (vgl. Kather 2007: 12), bis zum juristischen Begriff der Person, der nicht allen Menschen zugesprochen, sondern der auf einen bestimmten *Status* bezogen wird.

Diesem Status liegt ein markanter Unterschied zugrunde zwischen dem, was man sich im alltäglichen Sprachgebrauch unter 'Person' vorstellt (man stellt sich einen Menschen vor) und was man in der Juristensprache darunter versteht. In der Juristensprache verbindet man mit dem Worte 'Person' einen spezifisch-juristischen Begriff:

Person bezeichnet in der Juristensprache denjenigen, dem *Rechtsfähigkeit* zukommt, der Rechte erwerben und haben, und Verpflichtungen eingehen kann, – der vom objektiven Rechte als *Rechtssubjekt* anerkannt wird, und ähnliches. (Schlossmann 1968: 1).

Es wird betont, dass die Begriffe *Person* und *Mensch* sich nicht decken. Eine Ursache dafür sieht man in der Geschichte der Menschheit und ihrer Gesellschaft:

(...) im Altertum habe es Menschen gegeben, die nicht Personen waren: die Sklaven, wogegen das moderne Recht jedem Menschen Rechtsfähigkeit verleihe, jeden also als Person anerkenne; und umgekehrt gebe es noch jetzt zahlreiche Personen, die nicht Menschen sind: Korporationen, Stiftungen, Anstalten, – die sogenannten *juristischen Personen*. Jene das wesentliche Merkmal der Person bildende *Rechtsfähigkeit*, ein Wort, mit dem man auch

das Wort *Persönlichkeit*, *rechtliche Persönlichkeit* als gleichbedeutend gebraucht, stellt man sich als eine vom Recht verliehene Eigenschaft des als Person anerkannten Menschen vor.

Und da man diese Rechtsfähigkeit nicht bloß Menschen von Fleisch und Blut, sondern auch dem Staate, Vereinen, Stiftungen, Anstalten zuschreibt, und sich diese hier, übereinstimmend mit den Anschauungen des Lebens, als selbständige Wesen vorstellt, und in rechtlicher Hinsicht den Menschen zur Seite stellt, überträgt man auch auf sie den Namen Person und nennt sie bekanntlich *juristische Person* im Gegensatz zu den *physischen Personen*.

Manche Systematiker haben deshalb den Begriff der Person durch eine die physischen und juristischen Personen zusammenfassende Definition bestimmt, in der sie als Person ein mit Rechtsfähigkeit begabtes *Wesen* bezeichnen, um alsdann diese für das Recht in Betracht kommenden Wesen in solche, die Menschen sind, und solche, die es nicht sind, einzuteilen. (Schlossmann 1968: 1-4).

Dem römischen Recht ist ein Entwicklungsweg des *Personbegriffes* zu verdanken, der im Sinne einer Ausbildung der Stellung des Einzelnen, der nachhaltig gesichert und geschützt, aber auch in Anspruch genommen und verantwortlich gemacht wird, von außen nach innen führt (vgl. Behrends 1998: 205). Von außen nach innen, das heißt durch die äußere rechtliche und soziale Organisation, „die für den Einzelnen eine dauerhafte äußere Form schafft, in der sich das Subjekt verlässlich wiederfindet, in der es gefunden wird und in der es nach den sich ändernden Bedingungen seiner jeweiligen Zeit eine soziale, als solche erlebte und kohärente Biographie nicht nur haben kann, sondern auch notwendig haben wird“ (Behrends 1998: 205). Es besteht also einerseits der von außen (vom Rechtssystem) geschaffene soziale Zusammenhang, der es dem *Menschen* ermöglicht, innerhalb der Schranken dieses Zusammenhangs seine Individualität zu entfalten (vgl. Behrends 1998: 205). Auf der anderen Seite gibt es die Vorstellung einer Entfaltung der Subjektivität von innen (vgl. Behrends 1998: 205). Der erste Ansatz schafft für den Einzelnen eine dauerhafte äußere Form, in der sich das Subjekt (die Person?) wiederfinden muss. Der zweite Ansatz eröffnet den Weg für eine Entwicklung, die es dem Menschen ermöglicht, sich mit der fortschreitenden Ausdifferenzierung der Lebensbedingungen aus der tendenziellen Anonymität des von außen organisierten Einzelnen herauszulösen und bei Wahrung des von außen erzeugten sozialen Zusammenhangs seine Individualität zu entfalten und eine distinkte (klar und deutlich abgrenzbare) Persönlichkeit zu entwickeln.

Den zweiten Ansatz kann man in der Grammatik vieler Sprachen wiederfinden. In *Artis Grammaticae* erwähnt ihn Diomedes Grammaticus, der in der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts lebte:

Beim Verbum gibt es drei Personen, nach denen sich alles Reden aufgliedern läßt. Die erste ist die, die spricht, wie «ich rede», die zweite die, mit der das Gespräch geführt wird, wie «du redest», die dritte die, von der jemand spricht und eine Beziehung anzeigt, wie «er redet» (Brasser 1999: 30).

Dies ist ein Merkmal der Individualisierung in der Sprache und durch die Sprache, das darauf hindeutet, dass die Subjektivität, die Individualität, nicht erst vom römischen Rechtssystem entdeckt wurde. Vermutlich geschah dies, wie die Sprache beweist, viel früher.

Dass der Mensch entweder von sich selbst spricht (1. Person Singular) oder von seinesgleichen zu ihm gesprochen wird oder über ihn (2. und 3. Person Singular) und daß er in den entsprechenden Pluralformen des Verbs sich entweder als Teil eines Kollektivs äußert (1. Person Plural) oder als ein solcher angesprochen (2. Person Plural) oder besprochen wird (3. Person Plural), setzt den Unterschied zwischen dem Subjekt und dem oder den anderen, zwischen innerlichem Bewusstsein und der Zugehörigkeit zu der Sprachgruppe schon auf einer sehr frühen Stufe in ausgebildeter Weise voraus. (Behrends 1998: 206)

Diese in der Sprache verankerte Befähigung berechtigt uns wohl zu der Annahme, die Stanisław Barańczak in seinem Essay über die Poesie latent zur Sprache bringt. Diese Annahme ist im Original latent, in der deutschen Übersetzung kommt sie aber deutlich zum Ausdruck:

[Poezja] powinna być nieufnością, bo tylko to usprawiedliwia dzisiaj jej istnienie. Ale nie tylko dlatego. Jest też i ten powód, że poezja nie jest anonimowym głosem Wielkich Manipulatorów, ale głosem jednostki“ (Barańczak 2006: 32)./. „[Poesie] soll misstrauisch sein, weil nur dies heutzutage ihre Existenz rechtfertigt. (...). Doch nicht nur deshalb, sondern auch, weil Poesie nicht die anonyme Stimme der Großen Manipulatoren ist, sondern die Stimme eines Einzelnen. (Autorin der deutschen Übersetzung ist meine ehemalige Studentin aus Leipzig, Marion).

In der deutschen Übersetzung des Essays von Barańczak kann *durch* die Sprache viel deutlicher ausgedrückt werden, wonach man mitunter außerhalb der Sprache sucht, und zwar: dass wir sowohl von der Stimme des Individuums als auch von der Stimme eines Individuums sprechen können, die durch die Maske (*persona*) hindurch ertönt. Zwei Bedeutungsvarianten von Individuum. Eine Variante (die Stimme des Individuums), in der es für den von außen (vom Rechtssystem) erzeugten sozialen Zusammenhang Platz gibt. Und die andere Variante, in welcher die Vorstellung einer Entfaltung der Subjektivität von innen heraus nicht ausgeschlossen wird.

Literatur

- Ballweg, Joachim (1988): Die Semantik der deutschen Tempusformen. Eine indirekte Analyse im Rahmen einer temporal erweiterten Aussagelogik. Düsseldorf.
- Behagel, Otto (1947): Deutsche Syntax II. Heidelberg.
- Barańczak, Stanisław (2006): Parę przypuszczeń o poezji współczesnej. In: Gazeta Wyborcza, 10-12 listopada 2006.
- Bartnik, Czesław Stanisław (2012): Osoba i personalizm. Lublin.
- Behrends, Okko (1998): Der römische Weg zur Subjektivität: Vom Siedlungsgenossen zu Person und Persönlichkeit. In: Fetz, Reto Luzius/ Hagenbüchle Roland/ Schulz Peter (Hrsg.): Geschichte und Vorgeschichte der modernen Subjektivität. Berlin, S. 204-254.
- Black, Max (1996): Die Metapher. In: Haverkamp, Anselm (Hrsg.): Theorie der Metapher. Darmstadt, S. 55-79.
- Brasser, Martin (1999): Person. Philosophische Texte von der Antike bis zur Gegenwart. Stuttgart.
- Burczak, Krzysztof/ Dębiński, Antoni/ Jońca, Maciej (2007): Łacińskie sentencje i powiedzenia prawnicze. Warszawa.
- Głowiński, Michał (2000): Słownik terminów literackich. Wrocław et al.
- Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim (1996): Deutsche Grammatik. Ein Handbuch für den Ausländerunterricht. Leipzig et al.
- Hilberath, Bernd Jochen (1986): Der Personbegriff der Trinitätstheologie in Rückfrage von Karl Rahner zu Tertullians „Adversus Praxean“. Innsbruck-Wien.
- Kantorowicz, Ernst H. (2007): Dwa ciała króla. Warszawa.
- Kather, Regine (2007): Person. Die Begründung menschlicher Identität. Darmstadt.
- Leeuw van der Gerardus (1978): Fenomenologia religii. Warszawa.
- Libura Agnieszka (2010): Teoria przestrzeni mentalnych i integracji pojęciowej. Struktura modelu i jego funkcjonalność. Wrocław.
- Merleau-Ponty, Maurice (2001): Fenomenologia percepcji. Warszawa.
- Mohr, Georg (2001): Einleitung: Der Personbegriff in der Geschichte der Philosophie. In: Sturma, Dieter (Hrsg.): Person. Philosophiegeschichte – Theoretische Philosophie – Praktische Philosophie. Paderborn, S. 25-36.
- Nass, Gustav (1964): Person, Persönlichkeit und juristische Person. Berlin.
- Rathke, Kurt-Dietrich (2012): Der Begriff Person bei Kant und neurologische Erkenntnisse. Moralisches Gesetz der Freiheit, Überlegungen aus einer rechtswissenschaftlichen Sicht. Baden-Baden.
- Pawelec, Andrzej (2005): Znaczenie ucieleśnione. Propozycje kręgu Lakoffa. Kraków.
- Rheinfelder, Hans (1928): Das Wort „Persona“. Geschichte seiner Bedeutungen mit besonderer Berücksichtigung des französischen und italienischen Mittelalters. Halle (Saale).
- Saari, Henn (1988): Die Fachsprachlehre im Rahmen der estnischen Theorie der Schriftsprache. In: Laurén, Christer/ Nordman, Marianne (Hrsg.): Special Language: From Humans Thinking to Thinking Machines. Bristol, S. 119-137.

Schwintowski, Hans-Peter (2005): *Juristische Methodenlehre*. Frankfurt am Main.

Szubert, Rafał (2011): Sprache, Erkenntnis und Wirklichkeit. Zur metaphorischen Hypostasierung im Bereich der Rechtssprache. In: Makowski Jacek (Hrsg.): *How not to do things with words. Beiträge zur Sprache in Politik, Recht und Werbung*. Łódź, S. 145-170.



**SPRACHLICHE ANALYSEN DES DEUTSCHEN
UND POLNISCHEN**



Einige Beobachtungen zur Struktur der Vorfeldbesetzung im Deutschen

Ewa Jarosińska (Warszawa)

1. Einleitung

Die festen Positionen des Prädikats im Deutschen bilden den Ausgangspunkt für die Verteilung des Satzes in die sogenannten topologischen Felder (Vorfeld, Mittelfeld, Nachfeld), deren Beschreibung auf E. Drach zurückgeht (1937: 17). Die Analyse der Sätze mit der Berücksichtigung der einzelnen Felder macht eine weitgehende Systematisierung und Betrachtung der Stellungsregularitäten der einzelnen Konstituenten im Satz möglich.

Das Hauptanliegen des folgenden Beitrags bildet das Vorfeld und einige Eigenarten seiner Besetzung in der geschriebenen deutschen Sprache.

2. Zum Stellungsprinzip des Deutschen

Aus dem grundlegenden syntaktischen Stellungsprinzip des Deutschen – der Platzfestigkeit der verbalen Elemente im Satz – resultieren dessen drei Stellungstypen: die Erst-, Zweit- und Endstellung. Das finite Verb und die infiniten Teile des Prädikats bilden gemeinsam den verbalen Rahmen und teilen den Satz in die bereits genannten Stellungsfelder (Engel 1994: 183f.) ein. Die Besetzung der einzelnen Felder mit Konstituenten unterliegt bestimmten Regeln und Beschränkungen. Aus dem Stellungsmodell ergibt sich u.a. die Tatsache, dass das finite Verb in einem Aussagesatz die zweite Stelle einnimmt. Für das Vorfeld, also den Raum vor dem Verbum finitum in diesem Satztyp, „gilt grundsätzlich die Regel, dass im Vorfeld nur ein einziges Stellungselement stehen kann“ (vgl. Engel 1994: 19). Dieses Stellungselement kann, muss aber auf keinen Fall mit einem Wort ausgedrückt werden, was der Begriff ‚zweite Stelle‘ suggerieren könnte. Von diesem wichtigen Prinzip des deutschen Satzbaus wird allerdings nicht selten abgewichen, worauf z.B. Beneš (1971: 160) zurecht hinweist. Manchmal sind die im Vorfeld befindlichen

Elemente keine selbständigen Satzglieder oder das Vorfeld wird mit mehr als einem Satzelement besetzt.

Bei dem Satztyp, der die Grundlage unserer Analyse bildet und der als Kernstellung bezeichnet wird, geht man normalerweise von einer Grundform aus, die im Vorfeld mit dem Subjekt beginnt. Diese Wortstellung wird zwar systematisch befolgt, doch es wird von ihr auch geregelt abgegangen. Aus einer von Ursula Hoberg (1981: 162) vorgenommenen Untersuchung nach der Besetzung des Vorfelds im Aussagesatz wird ersichtlich, dass die Nominativergänzungen rund 63% der Vorfeldbesetzungen ausmachen. Demzufolge werden 40% der übrigen Fälle von anderen Satzelementen besetzt. Das bedeutet also, dass beinahe die Hälfte der Sätze mit einem anderen Element als mit dem Subjekt beginnt. Die Gründe für die Linksversetzung eines Satzelementes sind sehr komplex und von bedeutenden Faktoren abhängig. Die Art der Texte und ihr Stil können dabei eine Rolle spielen. Bei Beneš (1971) lesen wir:

Die Sätze der Alltagsrede sind kurz, sie zählen nur wenige vorfeldfähige Elemente, die Ausdrucksweise ist subjektiv-emotional und partnerbezogen; deshalb steht im Vorfeld oft ein pronominales Subjekt. [...] Die Sätze der Sachprosa sind länger, sie bestehen in der Regel aus mehreren vorfeldfähigen Satzelementen, die Ausdrucksweise ist sachlich-unpersönlich, im Vorfeld steht deshalb oft ein nichtsubjektives Glied, weil man aus der Fülle der in einem Satz ausgedrückten Inhaltselemente dasjenige wählt, welches den logischen Zusammenhang am deutlichsten herstellt. (Beneš 1971: 177)

Pragmatische Faktoren und die Informationsverteilung (die Zugehörigkeit zum Thema bzw. Rhema der Aussage) im Satz und weiterhin im Text, die morphologische Struktur der Glieder, veranlassen ebenfalls zur Vorfeldbelegung. Ulrich Engel (1999) beobachtet:

Die Auswahl des Vorfeldes im Deutschen ist zum Teil kontextbedingt, zum Teil hängt sie aber von spezifischen Informationsabsichten ab (...) Elemente mit Anschlussfunktion tendieren immer zur Vorfeld- bzw. Anfangsstellung. (...) Daneben kann Vorfeld- bzw. Anfangsstellung aber auch dazu dienen, ein Element innerhalb des Themabereichs hervorzuheben. Diese Hervorhebungsfunktion wirkt umso deutlicher, je ungewöhnlicher diese Stellung ist. (Engel 1999: 529)

Es ist aber nicht unser Anliegen in diesem kurzen Beitrag, auf die Gründe der differenzierten Vorfeldbesetzung einzugehen. Vielmehr ist uns daran gelegen, unsere Aufmerksamkeit auf die Art und die Struktur der Satzkomponenten im Vorfeld zu lenken.

3. Analyse

Für den Zweck dieses Aufsatzes haben wir das Augenmerk den deutschen Presstexten geschenkt. Diese Textsorte mit seinen charakteristischen Stileigenschaften, die die Aufmerksamkeit des Lesers zu fesseln haben, hat interessantes Analysematerial geliefert.

Bei der näheren Betrachtung der ausgewählten Texte ist schnell klar geworden, dass die Art und Struktur der unterschiedlichen Elemente im Vorfeld bemerkenswerte Merkmale aufweisen. Bestätigt werden konnte die Feststellung, dass im Prinzip alle Satzkomponenten vorangestellt werden können (Engel 1994: 191). Zu beobachten war aber die auffallende Tatsache, dass der Umfang der Konstituenten im Vorfeld weit über ‚ein Wort‘ hinausgeht.

Zu einer sehr häufigen Erscheinung in der Vorfeldbesetzung gehören Subjekte, die samt ihren ausgebauten Attributen diese Position einnehmen:

1. **Der Zusammenschluss aus Selbsthilfeorganisationen** gibt ‚den Seltenen‘ eine Stimme.
2. **Seine jüngsten Kommentare über die italienische Innenpolitik** lassen jedenfalls keinen anderen Schluss zu.
3. **Vor allem kostenlose Dienste wie Skype oder What`s App** machen den Mobilfunkanbietern Konkurrenz.
4. **Ihr Rezept für das hohe Alter** sei ganz einfach.
5. **Die Übergangsfrist zum Erwerb der Erlaubnis** wurde noch verlängert.

An den obigen Beispielen wird sichtbar, dass bei den Subjekten im Vorfeld neben den vorangestellten gleichzeitig auch die nachgestellten Attribute auftreten können. Dabei manifestiert sich auch die hierarchische Verschachtelung der Attribute (*der Erlaubnis* Attribut zu *zum Erwerb*).

Außer Subjekten sind auch Objekte mit ihren Attributen im Vorfeld möglich:

6. **Ein Wiedersehen mit Benedikt** wird es für ihn als Mitglied im Schülerkreis des Papstes wohl nicht mehr geben.
7. **Steuerschuldnern, die nicht zahlen**, drohen Strafen zwischen zwölf Monaten und drei Jahren Gefängnis.

8. Für die regionale Witterung in den Wintermonaten gilt diese Faustregel.

Zu den Satzgliedern, die den Platz vor dem Verbum finitum samt ihren Attributen belegen, gehören Adverbialbestimmungen:

9. Bei der ersten Versteigerung einer zehnjährigen Staatsanleihe nach der Parlamentswahl kletterte die Rendite auf 4,83 Prozent und damit auf den höchsten Wert seit Oktober 2012. (Temporalbestimmung Bei der ersten Versteigerung)

10. Nach dem Verständnis der Meteorologen endet in der Nacht zum Freitag der Winter. (Modalbestimmung Nach dem Verständnis)

11. Denn aufgrund ihres seltenen Auftretens wird sie in der Regel erst von Spezialisten diagnostiziert. (Kausalbestimmung)

12. Zur Identifikation krankheitsrelevanter Faktoren stehen zusätzlich die epidemiologischen Daten zur Verfügung. (Finalbestimmung Zur Identifikation)

Die erste Stelle im Aussagesatz kann unter bestimmten kontextuellen Bedingungen vom Prädikativum mit Attribut (en) belegt werden:

13. Eine häufige angeborene Form der primären Nebenniereninsuffizienz ist die kongenitale adrenale Hyperplasie.

Als ein Phänomen der Vorfeldbesetzung ist die Voranstellung der infiniten Prädikatsteile zu betrachten:

14. Geplant ist eine Zulassungspflicht für Hochfrequenzhändler nach dem Kreditwesengesetz.

15. Mitbringen werden sie den unauffälligen Kasten zur CeBIT allerdings nicht.

Trennbare Teile der zusammengesetzten Verben sind, wenn auch nur gelegentlich, im Vorfeld anzutreffen:

16. Hinzu kommt, dass kleine und mittelständische Unternehmen (...) oft erschreckend wenig Möglichkeiten haben.

Eine Infinitivkonstruktion kann ebenfalls im Vorfeld erscheinen:

17. **Um gegenzusteuern** stellen die Mobilfunker erstmals seit zwei Dekaden ihre Preiskalkulation komplett um und ...

18. **Zu wünschen** wäre der Kirche nach der Episode Benedikt ein Papst, der dieses Wort beherzigt und weniger politisch agiert.

In dem letzten Satz (18) ist neben der bereits erwähnten Vorfeldbesetzung noch auf die Position des Subjekts hinzuweisen. Es ist, statt direkt hinter dem finiten Verb zu stehen, weit nach hinten verschoben. Dadurch gewinnt das Subjekt die Kontaktstellung zu seinem Attribut. Allerdings ist eine andere Position des Subjekts in diesem Satz kaum möglich.

Bei Funktionsverbgefügen ist die Voranstellung des nicht verbalen Teils auch möglich:

19. **Besondere Vorsicht**, warnen Verbraucherschützer, ist bei US-Anbietern geboten.

20. **Große Bedeutung** haben in jedem Fall die rechtlichen Rahmenbedingungen, unter denen der Datenaustausch geschieht.

21. **Unter dem Strich stand** ein Gewinn in Höhe von 7,2 Milliarden Dollar.

Die Vorfeldbesetzung in den Beispielen 14-21 hebt sich von den anderen Beispielen wesentlich ab. Und nicht nur wegen des kleineren Umfangs seiner Bestandteile. Elemente, die das Vorfeld besetzen (infinite Prädikatsteile, trennbare Teile der zusammengesetzten Verben, Infinitivkonstruktionen, nominale Teile von Funktionsverbgefügen) sind keine selbständigen Satzglieder, sondern Teile von zusammengesetzten Prädikaten (vgl. Beneš 1971: 160f.; Engel 1994: 192).

Hinzu kommt noch ein bemerkenswertes syntaktisches Phänomen – eine signifikante Abweichung von der üblichen Satzstruktur. Durch die Voranstellung der Prädikatsteile von der für sie gewöhnlichen Position am Satzende, erfolgt die Auflösung des verbalen Rahmens, dieses fundamentalen Prinzips der Wortstellung im deutschen Satzbau. Der Satz bleibt trotz diesen Verfahrens grammatisch korrekt.

Aus den bisher besprochenen Beispielen wird ersichtlich, dass der Umfang der Konstituenten vor dem Verbum finitum unterschiedlich groß sein kann. Ihre Länge wird von keiner Regel bestimmt. Damit auch ist zu erklären, dass es zu Vorfeldbesetzungen kommt, die überdimensional gedehnt werden. Die dort mit ihren Kernwörtern auftretenden Attribute nehmen vielfach ver-

schachtelte, auch Nebensatzformen an. Die einzige Einschränkung, die sich dabei anbietet, ist die mögliche Sorge des Sprechers/Schreibers für die Verständlichkeit seiner Aussage und für die Aufnahmefähigkeit des Hörers/ Lesers, damit sein Kurzzeitgedächtnis nicht allzu stark auf die Probe gestellt wird:

22. **Die Angst vor einer schlimmen Diagnose, vor Schmerz oder der Notwendigkeit weiterer, vielleicht unangenehmer Untersuchungen** stimmt viele Menschen skeptisch.

Der Satz enthält eine Reihe von nachgestellten Attributen, die sich auf das Subjekt (*die Angst*) beziehen (*vor einer Diagnose, vor Schmerz, der Notwendigkeit weiterer, vielleicht unangenehmer Untersuchungen*), wie auch hierarchisch strukturierte Attribute, die sich aufeinander beziehen (*schlimmen* zu *Diagnose, weiterer, vielleicht unangenehmer Untersuchungen* zu *der Notwendigkeit*).

Eine besondere Art der gedehnten Vorfeldbelegung treffen wir in Sätzen an, in denen das Subjekt durch ein Attribut in Form eines Nebensatzes erweitert wird:

23. **Ein Bewohner, der sich zum Zeitpunkt der Explosion in seiner Wohnung im Obergeschoss aufhielt**, blieb unverletzt.

24. **Der Brauerei-Riese, der 2008 durch die 52 Milliarden Dollar teure Übernahme des US-Marktführers Anheuser-Busch durch den belgisch-brasilianischen Konkurrenten Inbev entstanden ist**, meldet ein Umsatzplus von zwei Prozent.

Die besonders weite Entfernung zwischen dem Subjekt (*Ein Bewohner, Der Brauerei-Riese*) und dem Verbum finitum (*blieb, meldet*) wie auch die Anhäufung von Informationen dazwischen in den Beispielsätzen (23) und (24), scheint überraschend groß zu sein. Dies kann die Rezeption eines solchen Satzes wesentlich belasten. Zusätzlich erschwerend wirkt der Zusammenstoß mehrerer Prädikate (*aufhielt, blieb; entstanden ist, meldet*). Man denke hier z.B. an die Deutschlerner bzw. Dolmetscher, deren Kurzzeitgedächtnis bei der Bewältigung derartiger Satzbildungen strapaziert wird.

Auch andere Satzglieder werden im Vorfeld mit einem Attributsatz erweitert:

25. **Allein die Tatsache, dass der Neue aus dem Hause Zara kommt** – zuvor leitete er das Handels- und Konsumgütergeschäft von McKinsey in Spanien – wertete man schon als gutes Zeichen. (Akkusativobjekt)

26. **Fabriken, in denen Rüstungsaufträge ausgeführt werden**, droht der Stillstand. (Dativobjekt)

27. **In ausgewählten Universitätskliniken in Frankfurt, Mainz, Berlin, München, Essen und künftig auch Ulm, an dessen HNO Klinik der Spezialist im Frühjahr wechselt**, gibt es spezielle Sprechstunden für HAE Betroffene. (Lokalbestimmung)

28. **In der kleinen Gnadenkapelle neben der barocken Basilika, deren Orgel Papst Benedikt selbst geweiht hat**, bitten Gläubige Ihren Herrn (...). (Attribut)

Bemerkenswert ist die Anwesenheit von zwei Attributsätzen im Vorfeld:

29. **Bei weiteren Entwicklungen, die den wirtschaftlichen Aussichten des kriesengeschüttelten Landes schadeten oder auf Schwierigkeiten bei der Umsetzung von Reformen hindeuteten**, droht daher eine Herabstufung.

30. **In einer E-mail, die Iacob DSK nach dem Ende der Affäre schrieb, und die sein Anwalt Jean Veil nun vor Gericht vortrug**, erscheint die Herangehensweise der Autorin weniger romantisch motiviert (...).

31. **Das Interesse, an Krankheiten zu forschen, an denen nur wenige Menschen leiden**, ist gering.

32. **Dieser Anspruch, der im Fall der katholischen Kirche mit dem Festhalten an Dogmen und Vorschriften verbunden ist, die im wachsenden Widerspruch zu der Lebenswirklichkeit westlicher Gesellschaften stehen**, wird nicht nur von Nichtkatholiken, sondern (zumindest in Europa) auch von den Gläubigen selbst zunehmend als anachronistisch und absurd betrachtet.

33. **Die Katholiken der Stadt, die viele das „kleine Rom“ nennen, seit Joseph Ratzinger Papst wurde**, nehmen besonders Anteil.

In den Sätzen (29) und (30) treten im Vorfeld zwei Attributsätze auf, die mit einer koordinierenden Konjunktion (*oder, und*) verbunden sind. Dagegen sind in den Sätzen (31-33) Attributsätze enthalten, die eine hierarchische Struktur aufweisen. Zwischen dem ersten Satzglied und dem Prädikat erstreckt sich in den Sätzen (29-33) ein überaus großer Raum mit einer Menge an Informationen. Dennoch wird die Verbzweitstellung gewährt.

Die bisherigen Beobachtungen zu der Vorfeldbesetzung haben sowohl auf die Vielfalt wie auch die Komplexität der Satzkomponenten in diesem Satz-

bereich hingewiesen. Besonders betont wurde der Umfang der Komponenten, wobei es sich jeweils, gemäß den Wortfolgeregeln, um ein einziges selbständiges Satzglied handelte, das mit Satzgliedteilen in verschiedener Form erweitert worden ist.

Es stellt sich aber auch heraus, dass das Vorfeld mit mehr als einem selbständigen Element besetzt werden kann:

34. **Bereits seit einigen Wochen online** ist dagegen die GBIT-Jobbörse, die von der Messe in Kooperation mit der Stellen-Suchmaschine monster.de entwickelt wurde.

Im Vorfeld dieses Satzes befindet sich eine temporale Adverbialbestimmung (*Bereits seit einigen Wochen*) sowie das Prädikativum *online*. Eine Umformung des Satzes, in der *online* seinen Platz am Ende des Satzes bekommt, bestätigt unsere Beobachtung:

- 34a. **Bereits seit einigen Wochen** ist dagegen die GBIT-Jobbörse **online**, die von der Messe in Kooperation mit der Stellen-Suchmaschine monster.de entwickelt wurde.

35. **In Echtzeit und mittels der Ortungsfunktion GPS** lässt sich teilen, mieten, kommunizieren und treffen, was das Zeug hält.

Dieser Satz enthält zwei Modalbestimmungen im Vorfeld, also zwei selbständige Glieder, die vor das finite Verb treten: *In Echtzeit und mittels der Ortungsfunktion GPS*.

Einige Bedenken lässt die Betrachtung des folgenden Satzes entstehen:

36. **Die über weiten Teilen Deutschlands- auch im Flachland- liegende geschlossene Schneedecke bereits im Oktober** markierte den frühesten Wintereinbruch seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

Es ergibt sich die Frage, inwieweit *bereits im Oktober*, das in der Vorfeldposition als Temporale Adverbialbestimmung einzustufen ist, tatsächlich diese selbständige Konstituente darstellt. Eine Verschiebung ins Mittelfeld scheint möglich zu sein:

- 36a. **Die über weiten Teilen Deutschlands- auch im Flachland- liegende geschlossene Schneedecke** markierte **bereits im Oktober** den frühesten Wintereinbruch seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

Dies könnte dafür sprechen, dass dieses Satzelement hier tatsächlich als Temporale Adverbialbestimmung fungiert, die sich auf das Prädikat *markierte* bezieht. Sind aber beide Sätze in ihrer Semantik dann identisch? Es könnte sein, dass *bereits im Oktober* im ersten Satz die Bedeutung der *Schneedecke* modifiziert, die bereits im Oktober geschlossen lag:

36b. **Die über weiten Teilen Deutschlands- auch im Flachland- bereits im Oktober liegende geschlossene Schneedecke** markierte den frühesten Wintereinbruch seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

Dies würde bedeuten, dass *bereits im Oktober* ein Teil des erweiterten Attributs zu *Schneedecke* wäre. Doch dann spricht die ungewöhnliche Stellung dieses Elements im Beispielsatz, hinter dem Kernwort, eindeutig dagegen. Der bestehende semantische Unterschied nimmt allerdings nicht weg, dass die beiden Zeitpunkte in der Wirklichkeit wohl gleich sind.

Das Vorfeld des Satzes (36) ist noch aus einem anderen Grund interessant. Wir haben hier mit einem vielfach gefüllten sog. nominalen Rahmen zu tun, der zwischen dem Artikel und dem zugehörigen Substantiv gebildet wird (vgl. Helbig/Buscha 1999: 355; Czochralski 1998: 518): **Die über weiten Teilen Deutschlands- auch im Flachland- bereits im Oktober liegende geschlossene Schneedecke**. Die Entfernung der rahmenbildenden Elemente – des Artikels und des Substantivs – ist durch die enorme Anhäufung von Informationen besonders groß geworden, was der inhaltlichen Übersichtlichkeit dieser Mitteilung bestimmt nicht zugute kommt.

37. **Auf Dauer Hilfsbedürftige** sind bequemer als die, die sich aus der Abhängigkeit lösen.

Scheinbar lassen sich die Elemente im Vorfeld als zwei unabhängige Satzglieder – eine modale Adverbialbestimmung (*Auf Dauer*) und das Subjekt (*Hilfsbedürftige*) auffassen.

Es lässt sich eine Verschiebung des Subjekts ins Satzinnere vornehmen:

37a. **Auf Dauer** sind **Hilfsbedürftige** bequemer als die, die sich aus der Abhängigkeit lösen.

Bei genauem Hinschauen ist jetzt ein semantischer Unterschied zwischen den Sätzen festzustellen. Daher auch ordnen wir *Auf Dauer* im Satz (37) als Attribut zu *Hilfsbedürftige* an – Hilfsbedürftige, die längere Zeit Hilfe benötigen. Das bedeutet, dass das Vorfeld doch nur mit einem selbständigen Element gefüllt ist. Nach der Umformung des Satzes (37a.) wird *Auf Dauer* modale Adverbialbestimmung.

Obwohl Satzkonstruktionen mit mehr als einem Satzelement vor dem finiten Verb, mit den Stellungsregeln (Verbzweitstellung) im Deutschen im Widerspruch stehen, ist ihr, wenn auch nicht allzu häufiges, Vorkommen nicht zu bestreiten. Ihre Struktur wird auch nicht als ungrammatisch beurteilt. S. Müller beobachtet, dass „verschiedenste Konstituenten gemeinsam im Vorfeld stehen können: Argumente, Adjunkte und Prädikative können im Vorfeld gemeinsam mit einer anderen Konstituente stehen“ (Müller 2003: 23).

Klaus Welke (2007: 119) bemerkt, „handelt es sich dabei um Entwicklungen, die aus der gesprochenen Sprache kommen und stilistische Geltung in der Belletristik und in der Presse erlangt haben“.

Derartige mehrfache Voranstellung von unterschiedlichen Satzelementen ist allerdings von der Häufung von Satzgliedern derselben Klasse zu unterscheiden:

38. **Ein schneller 1,4-Gigahertz Quad-Core-Prozessor, ein Gigabyte Arbeitsspeicher, ein 4,5 Zoll großes hochauflösendes Display und die integrierte Dolby Digital Plus-Audiotechnologie** sollen das Smartphone Ascend G 615 von Huawei zum perfekten Unterhaltungsgerät für unterwegs machen.

Der obige Satz (38) enthält ein sehr ausgedehntes Vorfeld, das mit einer Reihung von Subjekten besetzt ist.

Zur Erweiterung des Vorfelds leisten auch besondere syntaktische Strukturen – die Appositionen, Ellipsen und Parenthesen – einen wesentlichen Beitrag.

39. Aber die 15-jährige Chen Xi, **eins der von ihren Familien abgeschobenen Mädchen**, sagt den wichtigsten Satz(...).

40. Aber ‚la Maestra‘, **die ‚Lehrerin‘, wie sie überall in Mexiko spöttisch genannt wird**, hatte sich in den letzten Jahren durch verschiedene politische Schachzüge auch viele Feinde gemacht.

41. Und gerade mit George Balanchine, **als einsame klassische Größe des 20. Jahrhunderts**, haben sich diese beiden kreativen Hoffnungen des 21. Jahrhunderts schon öfters die Abende geteilt.

Die Sätze (39) und (40) enthalten Appositionen im Vorfeld, die als nachgestellte Attribute die Bedeutung ihrer Kernwörter modifizieren. Der Satz (41) weist ein mit ‚als‘ verbundenes Attribut, das eine besondere Form der Apposition darstellt.

42. Die über weiten Teilen Deutschlands – **auch im Flachland** – liegende geschlossene Schneedecke bereits im Oktober markierte den frühesten Wintereinbruch seit Beginn der Wetteraufzeichnungen.

43. Die Shaolin Tagou mit ihren 35.000 Schülern, Trainern und Erziehern, **1978 gegründet**, ist die größte private Kung-Fu-Schule Chinas.

44. Christopher Wheeldon, **hier als Tänzer groß geworden**, macht hingegen in ‚Aeternum‘ einerseits seinen lokalpatriotischen Diener vor dem bald 100-jährigen Benjamin Britten (...).

Im Vorfeld der Sätze (42-44) befinden sich Ellipsen, die den Raum vor dem finiten Verb ausdehnen und die Anzahl der Informationen zusätzlich vergrößern.

45. Deutschland, **so liest und hört man**, ist ein Land mit einer gut ausgebildeten, kreativen, fleißigen Bevölkerung (...).

46. Vor zwei Jahren, **es war ein Frühlingmorgen**, traf ich Stéphane Hessel in Berlin (...).

Das Vorfeld in den Sätzen (44-46) enthält neben dem Satzglied noch zusätzlich einen parenthetischen Einschub – einen eigenständigen Satz, der in den eigentlichen Satz eingeschoben ist (vgl. DUDEN 2006: 1033). Er dehnt in Sätzen (45-47) das Vorfeld erheblich.

47. Auch Benedikts Jesus-Bücher, **gemeinhin – meistens von Leuten, die sie nicht gelesen haben – als Werke eines Gelehrten betrachtet, der sich zur Erholung in die Studierstube zurückgezogen hat**, sind im Gegenteil Kampfschriften.

Das Vorfeld des Satzes (47) nimmt eine extreme Form an. Die Bewältigung seiner verschachtelten Konstruktion verlangt wiederholtes Lesen ab. Es liegen zwei Ellipsen vor, die jeweils zusätzlich Attributnebensätze enthalten. Der Satz müsste zwecks Übersichtlichkeit in zwei aparte Hauptsätze aufgeteilt werden.

3. Abschlussbemerkungen

Anhand der in diesem Aufsatz vorgeführten Beispielsätze wurde versucht, einige interessante Aspekte aus der Vielfalt der sprachlichen Möglichkeiten, die innerhalb des Vorfeldes anzutreffen sind, zu illustrieren. Meine besondere

Aufmerksamkeit galt dabei der Differenziertheit und vor allem der Komplexität der Konstituenten, die vor das finite Verb treten. Da das äußerst intrigierende Problem der Vorfeldbesetzung hier nur gestreift werden konnte, sollten eingehendere Analysen zu den Abfolgegesetzmäßigkeiten des Deutschen in weiteren Erforschungen vorgenommen werden.

Quelle

Die Welt, 28.2.2013

Literatur

- Beneš, Eduard (1971): Die Besetzung der ersten Position im deutschen Aussagesatz. In: Fragen der strukturellen Syntax und der kontrastiven Grammatik. Sprache der Gegenwart. Düsseldorf. Bd. 17. S. 160-182.
- Czochralski, Jan (1998): Gramatyka niemiecka dla Polaków. Warszawa.
- Drach, Erich (1937): Grundgedanken der deutschen Satzlehre. Frankfurt am Main. DUDEN. Die Grammatik (2006), Mannheim, Leipzig, Wien, Zürich, Bd.4.
- Engel, Ulrich (1994): Syntax der deutschen Gegenwartssprache. Berlin.
- Engel, Ulrich (1999): Deutsch-polnische- kontrastive Grammatik, Bd.1. Heidelberg.
- Helbig, Gerhard/ Buscha, Joachim (1999): Deutsche Grammatik. Leipzig, Berlin, München, Wien, Zürich, New York.
- Hoberg, Ursula (1981): Die Wortstellung in der geschriebenen deutschen Gegenwartssprache. München.
- Müller, Stefan (2003): Mehrfache Vorfeldbesetzung. <http://hpsg.fu-berlin.de/~stefan/PS/vorfelds2003.pdf> [30.09.2013]
- Welke, Klaus (2007): Einführung in die Satzanalyse. Berlin/New York.

Gebrauch der Präpositionen in der Sprache der medizinischen Fachpresse

Ewa Majewska (Warszawa)

1. Einleitung

Präpositionen gehören zu den am öftesten vorkommenden Wörtern im Text und ihre Rolle ist in der Translatorik nicht zu übersehen. Die Zahl der Präpositionen ist im Deutschen umstritten. Nach einer Zählung von Steche (1927) verfügt das Deutsche über 80 Präpositionen und 70 Konjunktionen. Anhand einer großen Zahl von Texten stellte Schweisthal (1971: 43ff) 261 deutsche Präpositionen fest, wozu dann auch veraltete und nur okkasionel gebrauchte Präpositionen, andere Wortarten und deren Kombinationen mit Präpositionen gerechnet werden. Wittig (1975: 16) zählte „118 Präpositionen, die gegenwärtig im Gebrauch sind“. Engel (2000) beschränkt die Zahl der Präpositionen auf 106.

In grammatischen Beschreibungen gibt es unterschiedliche und widersprüchliche Aussagen zum Charakter der Präpositionen im Hinblick auf die Semantik. Es gibt dazu zwei Auffassungen. Die Präpositionen werden entweder als Ausdruck der formalen Verbindung oder der semantischen Beziehungen gesehen. Im ersten Fall wird ihnen eine Rolle zugeschrieben, die Wörter in syntaktische Gruppen zu Satzgliedern zu verbinden, deren Bedeutung vom Kasus des Substantivs abhängt und durch die Präposition nur modifiziert wird. Diese Auffassung ist darauf zurückzuführen, dass die Präpositionen unselbständig in Sätzen auftreten. Deswegen werden sie oft nur als rein syntaktische Verbindungsglieder gesehen. Einige Sprachwissenschaftler sehen darum die Präpositionen nicht als eine Wortart, sondern Funktionsart (Glinz 1961: 254). Brinkmann (1962: 150f) nennt die Präposition Beziehungswort. und schreibt ihr eine wichtige Leistung im Satz zu. Bartels (1979: 36) meint, dass die Präpositionen ihre Bedeutung syntaktisch realisieren. Nach Admoni (1970: §28) drücken die Präpositionen eine konkrete Beziehung zwischen Gegenständen und Erscheinungen aus. Helbig (1968: 5) und Forstreuter (1977: 148) halten die Präpositionen für Funktionswörter. Jurkowski (1972: 50)

gesteht ihnen nur eine allgemein relationale Bedeutung zu, die erst im breiteren Kontext konkretisiert wird. Watts (1976: 11) spricht sich für eine lexikalische Bedeutung der Präpositionen aus. Nach Schröder (1986: 26ff) verfügen die Präpositionen über semantische Merkmale, indem sie Seme enthalten, die „ihre Kollokabilität steuern können“. Vom semantischen Wert der Präpositionen kann ihre Herkunft zeugen. Sie sind nämlich aus anderen Wortarten entstanden, die eine Semantik aufweisen. Sie stellen Relationen her und tragen damit zur Schaffung einer neuen semantischen Einheit bei. Ihre Semantik ist aber nicht immer deutlich abgrenzbar. Es handelt sich also in diesem Fall nicht um eine lexikale, sondern eine funktionelle Semantik (vgl. Majewska 2004: 916).

Der Gebrauch der Präpositionen ist nicht nur auf die Gemeinsprache beschränkt. Die Präpositionen kommen nämlich auch vielfach in den fachsprachlichen Texten vor. Der medizinische Fachwortschatz umfasst nach unterschiedlicher Schätzung rund 500 000 Einheiten (vgl. Lippert 1979: 85). In jüngerer Literatur finden sich Schätzungen, die sich auf bis zu zwei Millionen Fachwörter belaufen (vgl. Kempcke 1990: 843). In den aktuellen Auflagen der gängigen medizinischen Wörterbücher sind 62 000 Stichwörter verzeichnet (vgl. Roche Lexiko Medizin 2003).

Präpositionen gehören als Elemente der Gemeinsprache zu jedem fachsprachlichen medizinischen Text. Nach Scheffe (1975) „zeichnet sich der medizinische Zeitschriftentext durch eine besonders hohe Zahl an Präpositionen aus, die in erster Linie zur Bildung von langen nominalen Perioden im Sinne der Lokalität und Kompaktheit verwendet werden“ (Scheffe 1975: 101).

Gegenstand dieses Artikels sind Präpositionen, die in den Fachtexten der deutschsprachigen medizinischen Fachpresse vorkommen. Am Beispiel der Fachtexte der österreichischen medizinischen Zeitschrift „Ärztewoche“ wurden die dort gebrauchten Präpositionen in Hinblick auf ihre Frequenz und Semantik erforscht. Für die Untersuchung wurden 20 Fachartikel gewählt. Das gesammelte Material umfasst insgesamt 946 primäre und sekundäre Präpositionen, die in den Fachartikeln angetroffen worden sind. Es handelt sich dabei um 39 verschiedene Präpositionen, die unterschiedliche semantische Beziehungen herstellen können. Ihre Gruppe setzt sich aus folgenden Präpositionen zusammen:

ab, an, anband, auf, aufgrund, aus, außerhalb, bei, bezüglich, bis, dank, durch, einschließlich, für, gegen, gegenüber, hinsichtlich, in, innerhalb, laut, mit, mithilfe, mittels, nach, neben, ohne, pro, seit, trotz, um, unter, über, von, vor, während, wegen, zu, zwecks, zwischen.

Die in den Texten der medizinischen Fachpresse angeroffenen Präpositionen stellen unterschiedliche semantische Beziehungen her. Anhand der Sätze

wurde ihre Semantik präsentiert. Die Präpositionen sind alphabetisch angeordnet und bei jeder Präposition sind ihre im Sprachmaterial gefundenen Gebrauchsweisen dargestellt. Die Zahl der angetroffenen Belege ist in Klammern angegeben worden.

AB (5)

Präposition AB kommt in restriktiver Bedeutung vor. Sie bezieht sich auf das Alter, nennt die Grenze, die nicht überschritten werden darf. Solche Beispiele mit AB sind oft in den Informationen über bestimmte Medikamente und auf Beipackzetteln zu finden, wo die Altersgrenze beim Gebrauch angegeben wird.

1. Omalizumab sei zur Verbesserung der Asthma-Kontrolle als add-on-Therapie bei Patienten **ab** sechs Jahren indiziert.
2. Repevax kann Kindern **ab** dem vollendeten 3. Lebensjahr, Jugendlichen und Erwachsenen verabreicht werden.

AN (42)

Obwohl Präposition AN zu den häufigsten Präpositionen im Deutschen gehört (vgl. Russinava 1976:120), steht sie nicht an der Spitze der Liste nach der Frequenz. Im Vergleich zu IN, BEI, MIT oder VON wurden beträchtlich weniger Belege im Sprachmaterial gefunden.

AN wurde vereinzelt in lokaler Funktion gebraucht:

3. Die Frau begann Selbstverletzungen **an** ihrem Körper vorzunehmen.
4. Ohne Brille lesen, **am** Computer arbeiten oder Auto fahren – diese Wünsche kann eine Linse Patienten mit Katarakt erfüllen.

Die direktive Bedeutung von AN kommt im folgenden Satz zum Ausdruck:

5. Kommt der Allergiker erneut mit dem Allergen in Kontakt, haftet sich dieses **an** die Arme des IgE auf den Mastzellen.
6. Über Nacht wandern kurze Moleküle aus der Umgebung **an** die entsprechende Stelle.

Es wurden zahlreiche Beispiele des Gebrauchs von AN als fester Präposition bei den Verben *leiden*, *sich erinnern*, *versterben*, *erkranken*, *anpassen* angetroffen:

7. Rund 24 Prozent der erwachsenen Österreicher leiden **an** einer Nagelpilzinfektion.
8. Das Regionalbüro erinnert alle Mitgliedstaaten **an** die wichtigsten Strategien für die Eliminierung von Masern und Röteln.

9. Zirka 30 Prozent der Patienten versterben **an** tumorbedingter Kachexie und Erschöpfung.
10. Nach der Sepsis ist die Tumorkachexie die häufigste Todesursache bei Patienten, die **an** Tumoren erkranken.
11. Die Dosis wird **an** die IgE-Serum-Spiegel und das Gewicht des Patienten angepasst.

AN weist den Adressaten auf:

12. Insgesamt wurden 226 Fragebögen **an** Anwender und Patienten ausgegeben.

AN ist abhängig vom Substantiv. In dem Fall verliert sie ihre Bedeutung zugunsten des Substantivs und passt sich an seine Bedeutung an:

13. 21978 Teilnehmer **an** der I-SEARCH-Studie betrieben mindestens vier Stunden pro Woche Sport.
14. Ernste Zweifel äußerten hingegen Experten **am** Gesundheitsnutzen zugesetzter Pflanzenstoffe.

AN vertritt die Präposition VON bei der Teil-Menge-Beziehung:

15. Mit Omalizumab konnte zudem eine Dosis **an** Glukokortikoiden lang anhaltend verringert werden.

AN hat auch grammatische Funktion. Es bildet den Superlativ des Adjektivs/Adverbs.

16. Traditionell kommen **am** häufigsten Vitamin-K-Antagonisten zum Einsatz.

ANHAND (2)

ANHAND gehört zu den sekundären Präpositionen und es regiert den Genitiv. Das Substantiv, das Bezugswort der Präposition ist, bildet eine Grundlage für eine weitere Handlung, ein Geschehen, eine Schlussfolgerung.

17. **Anhand** der Grafik ist zu erkennen, dass Nebenwirkungen am häufigsten beim phlebologischen Kompressionsverband beschrieben sind.
18. **Anhand** der in der Literatur gefundenen Ergebnisse ergeben sich folgende Erkenntnisse.

AUF (40)

AUF kommt in lokaler Bedeutung in folgenden Beispielen vor:

19. Außerdem reduzierte die Substanz die Anzahl von Rezeptoren **auf** der Oberfläche der Mastzellen und Basophilen.

20. Bei Bordetella pertussis handelt es sich um ein kleines aerobes Stäbchen, das sich **auf** dem respiratorischen Epithel vermehrt.

AUF steht im Abhängigkeitsverhältnis vom Verb.

21. Die Diagnose stütze sich in erster Linie **auf** die Sonografie.
 22. Bei der Epidemie beschränkt sich die Ausbreitung des Virus nicht **auf** bestimmte Länder oder Teilregionen.
 23. Dabei ist eine tägliche Eiweißzufuhr zu empfehlen und **auf** eine ausreichende Versorgung mit Mikronährstoffen zu achten.

AUF hat spezifizierende Bedeutung. Es wird zur Angabe der Zahlen verwendet:

24. Weltweit werden die Pertussis-Fälle **auf** 20-40 Millionen pro Jahr geschätzt.
 25. Der systolische Blutdruck stieg **auf** 200 mm Hg an.

AUFGRUND (7)

Diese Präposition kann verwendet werden, wenn Handlungen, Vorgänge oder Zustände als Begründung für das Geschehen im Satz angesehen werden (Schröder 1986: 74). Im gesammelten Material aus dem medizinischen Bereich kommt AUFGRUND zusammen mit solchen Substantiven vor, die entweder eine Erkrankung oder einer Behandlungsmethode benennen. Es hat kausale Bedeutung und kann durch WEGEN ersetzt werden:

26. Eine junge Frau erleidet eine Lungenembolie **aufgrund** einer Beinvenenthrombose.
 27. **Aufgrund** einer starken Kopfverletzung wurde eine 46-jährige Frau in eine Klinik eingeliefert.

AUFGRUND nennt auch eine Voraussetzung für ein im Satz ausgedrücktes Geschehen. Diese Voraussetzung kann *auf der Grundlage von* umschrieben werden:

28. **Aufgrund** dieser bildgebenden Diagnostik wurde eine laparoskopische Adrenalektomie veranlasst.

AUS (19)

Aus kommt in lokaler Bedeutung vor. Es weist auf die Herkunft hin:

29. Die höchste Fallzahl in den ersten sieben Monaten des Jahres wurde **aus** Frankreich gemeldet.
 30. Die saisonalen Exazerbationsspitzen wurden bei den jungen Patienten **aus** innerstädtischen Gebieten mit hoher Allergenbelastung fast vollständig verhindert.

AUS stellt auch kausale Beziehung her:

31. Bei Patienten mit bestehender schwerer Mangelernährung ist eine randomisierte Ernährungsstudie **aus** ethischen Gründen schwer durchzuführen.

AUßERHALB (1)

AUßERHALB wurde im Untersuchungsmaterial nur einmal belegt, und zwar in lokaler Bedeutung:

32. Das Virus hat sich auch **außerhalb** der Region ausgebreitet.

BEI (115)

Lokales BEI bezieht sich auf Personen, bzw. eine Gruppe von Personen, z.B. Patienten, Erwachsene, Jugendliche usw., die eine konkrete Art der Erkrankung durchmachen oder für sie anfällig sind:

33. **Bei** Kindern ist die Durchimpfungsrate für Pertussis ausreichend.
34. **Bei** Tumorpatienten können der Tumor selbst sowie die Nebenwirkungen der lokalen bzw. systemischen Therapien den Ernährungszustand des Patienten negativ beeinflussen.
35. Schlaganfälle **bei** Neugeborenen werden häufig übersehen.

Diese Lokalisierung kann auch der Arzt selbst oder seine Praxis sein:

36. Zwei Tage später stellte sich die Patientin wegen unveränderter Schmerzen und Spannungsgefühl **beim** Hausarzt vor.

BEI hat lokal- temporale Bedeutung, wenn es die Bedeutung von WÄHREND oder IN aufweist. Es werden hauptsächlich Namen der Krankheiten oder ihrer Symptome zusammen mit dieser Präposition gebraucht:

37. In klinischen Studien wurde die Wirksamkeit von Omalizumab **bei** schwerem allergischen Asthma demonstriert.
38. IgE spielt **bei** allergischen Atemwegserkrankungen eine entscheidende Rolle.
39. **Bei** Vorhofflimmern handelt es sich um eine progrediente Erkrankung.

BEI gibt Zusammenkünfte wieder, die zeitlich bestimmt sind und sich lokal auch einordnen lassen. Diese Bedeutung kann quasilokal genannt werden. BEI konkurriert hier mit AUF.

40. **Beim** ersten Kongress zum Schlaganfall bei Kindern in Gütersloch wurden bisher kaum bekannte Daten zur Epidemiologie und zum Verlauf vorgestellt.

BEI wird temporal zur Angabe zweier gleichzeitig verlaufender Handlungen oder Vorgänge gebraucht. BEI kann durch WÄHREND ersetzt werden.

41. Diese Parameter können schnell und einfach **bei** der Aufnahme von Patienten erhoben werden.
42. **Beim** Armdrücken wird das Schultergelenk von der Rotatorenmanschette und der Brustmuskulatur nach innen rotiert.

Modales BEI dient zum Ausdruck der konditionalen Beziehungen. Die Präpositionalphrase lässt sich umschreiben durch: *im Falle, unter der Bedingung*.

43. Es kommt kaum zu Nebenwirkungen, speziell **beim** Einsatz der Regionalanästhesie zur Schmerztherapie.
44. **Bei** der Verwendung von MKS ist auch auf eine korrekte Verordnung und die richtige Materialwahl zu achten.

BEI kann auch modale Relationen herstellen. Es handelt sich dabei um einen Begleitumstand:

45. Patientin berichtete über spontan sich entwickelnde Schmerzen, die sich **bei** Druck verstärkten.

BEZÜGLICH (5)

BEZÜGLICH ist eine sekundäre Präposition mit Genitiv. Es wird nur in der Schriftsprache gebraucht. Ihre Bedeutung lässt sich umschreiben mit *in bezug auf, wegen, über*. Die Bedeutung ist relational.

46. **Bezüglich** Lebensqualität schnitten Kinder mit Schlaganfall durchwegs schlechter ab als Kinder in Vergleichsgruppen.
47. **Bezüglich** supportiver Ernährungstherapie wird der behandelnde Arzt im klinischen Alltag mit folgenden Fragen befasst.

BIS (21)

Die Präposition BIS gibt den Endpunkt eines Zeitabschnittes an.

48. Omalizumab wird alle zwei **bis** vier Wochen subkutan vom Arzt injiziert.
49. Von Januar **bis** Juli 2011 wurden aus 40 der 53 Länder insgesamt 26025 Masernfälle ernsthaft gemeldet.

BIS gibt in restriktiver Bedeutung die obere Grenze an:

50. HNO-Tumorpatienten haben während der Lokalthherapie ein tägliches Kaloriendefizit von **bis** zu 900 Kilokalorien pro Tag.

DANK (1)

DANK kommt in kausaler Bedeutung vor:

51. Hier sinkt die Häufigkeit **dank** Impfung.

DURCH (29)

Die meisten Belege mit DURCH haben mediale Bedeutung. DURCH drückt das Mittel, den Vermittler aus.

52. Die Übertragung erfolgt **durch** Tröpfchen.
 53. Nur **durch** mehr Impfungen kann die weitere Ausbreitung des Masernvirus verhindert werden.
 54. Die **durch** Allergene verursachte Immunreaktion wird größtenteils durch Immunglobulin E (IgE) gesteuert.

DURCH nennt das Agens im Satz:

55. Die durch Allergene verursachte Immunreaktion wird größtenteils **durch** Immunglobulin E (IgE) gesteuert.
 56. Allergisches Asthma wird **durch** den Kontakt mit Allergenen wie Pollen, Hausstaubmilben, Pilzporen oder Tierhaaren ausgelöst.

Die modale Bedeutung von DURCH nennt die Art und Weise einer Handlung:

57. In einigen Ländern wurden sogar die Impfprogramme überarbeitet, unter anderem **durch** Änderung der Impfpläne zwecks Beseitigung von Impflücken.

In kausaler Bedeutung gibt DURCH die Ursache an. Es handelt sich dabei oft um Behandlung, Therapie, Dosierung der Medikamente.

58. **Durch** die einfache Aufdosierung kann der Patient individuell nach Therapieansprechen eingestellt werden.

EINSCHLIEßLICH (1)

EINSCHLIEßLICH wird mit dem Genitiv gebraucht. Mit dieser Präposition wird angegeben, dass das Genannte einem anderen eingerechnet wird. Es handelt sich dabei um Teil-Menge-Beziehung.

59. Allerdings waren alle anderen Blutwerte normal **einschließlich** der Tests für Leber- und Nierenfunktion.

FÜR (58)

In finaler Bedeutung gibt FÜR das Ziel an, wonach man strebt:

60. Das Regionalbüro erinnert alle Mitgliedstaaten an die wichtigsten Strategien **für** die Eliminierung von Masern und Röteln.

FÜR gibt die Vorbestimmung, Prädestination an:

61. Durch gezielte Information und Schulung von Patienten sowie laufende Trainings **für** die Anwender der Kompressionstherapie können Nebenwirkungen vermieden werden.
62. Einziger Wirt **für** Bordetella pertussis ist der Mensch.
63. Diese ungeschützten Personen können zur Infektionsquelle **für** Neugeborene in den ersten Lebenswochen werden.

FÜR tritt oft zusammen mit solchen Substantiven wie Voraussetzung, Hauptgrund, Ursache, Risiko auf.

64. Voraussetzung **für** die Therapie ist ein positiver Hauttest oder die In-vitro-Reaktivität gegen ein ganzjährig auftretendes Aeroallergen.
65. Der Hauptgrund **für** Nebenwirkungen sind Anlagefehler, die verschiedensten Ursachen haben.

GEGEN (12)

GEGEN wird vor allem in direkter Bedeutung gebraucht:

66. dass sich die Patientin diese Verletzungen selbst zugefügt hatte, indem sie ihren Kopf mehrmals **gegen** eine Kommode schlug.

Diese Präposition drückt auch ein Gegenwirken aus. In dem Fall ist ihre Bedeutung adversativ:

67. Patienten werden je nach Alter und Art der Tumorerkrankung sehr unterschiedlich in der Intensität und Dauer spezifisch **gegen** ihre Grunderkrankung therapiert.
68. Nun gibt es endlich **gegen** Nagelpilz ein einfaches, wirkungsvolles Mittel.

GEGENÜBER (6)

Die Belege mit GEGENÜBER beschränken sich nur auf einen Vergleich. Im Satz wird die Vergleichsbasis angegeben. Die Bedeutung ist komparativ.

69. Dies stellt **gegenüber** dem Vergleichszeitraum im Jahr 2007 einen Anstieg um 276 Prozent dar.
70. Bei ihnen war das Risiko für Mikroalbuminurie **gegenüber** den nicht sportlich Aktiven um 22 Prozent verringert.
71. Wer jemals geraucht hatte, wies aber immer noch ein **gegenüber** lebenslangen Nichtraucherern erhöhtes Risiko auf.

HINSICHTLICH (1)

HINSICHTLICH bedeutet *in Bezug auf, bezüglich*. Diese sekundäre Präposition wird mit dem Genitiv gebraucht. Es kommt hier in relationaler Bedeutung vor.

72. Die Datenlage bezüglich Ernährung ist **hinsichtlich** randomisierter Studien eher gering.

IN (161)

Lokales IN drückt aus, dass ein der Situierungsgegenstand sich im Situierungsbereich drin befindet. Lutzeier (1985: 103) spricht vom Herstellen des Innen-drin-Seins. Dabei fungiert der Raum als Situierungsbereich, der unterschiedlich sein kann. Es handelt sich dabei um Ort, Stadt oder Land:

73. **In** einigen Ländern wurden sogar die Impfprogramme überarbeitet.

Als Situierungsbereich kann auch ein Schriftstück dienen:

74. **Im** Anamnesebogen waren nur Wadenschmerzen erwähnt.
75. **In** der Studie wurden Nebenwirkungen der Kompressionstherapie und deren Vermeidung aus der Sicht von Patienten und Anwendern erhoben.

Auch Körperteile oder Körperflüssigkeiten können Situierungsbereiche sein:

76. Die nuklearmedizinische Untersuchung ließ eine erhöhte Anreicherung **in** der Nebenniere erkennen.
77. Ihr Noradrenalinwert **im** Urin war mit 22.775 nmol/Tag extrem hoch.

Direktives IN wird mit dem Akkusativ verwendet. Als Situierungsbereich fungiert im folgenden Satz ein Körperteil:

78. Die Frau schnitt sich **in** ihre Handgelenke.

Die temporale Bedeutung von IN weist auf den Zeitpunkt, Zeitraum, in dessen Verlauf etwas passiert, hin. IN wird mit dem Dativ gebraucht:

79. **In** den ersten sieben Monaten des Jahres 2011 wurden mehr als 26000 bestätigte Fälle gemeldet.
80. **Im** angegebenen Zeitraum wurden 185 Fragebögen retourniert.

Temporales IN wird gebraucht, wenn ein Sachverhalt, eine Handlung als Zeitspanne aufgefasst werden kann:

81. **In** einer Befragung von 203 Erwachsenen mit Pertussis in Massachusetts erlitten zwei Prozent Pneumonien.

IN wird zur Angabe einer Lebensphase des Menschen oder des Stadiums eines Prozesses, einer Krankheit verwendet:

- 82. Viele Studien weisen Erwachsene auch als Infektionsquelle für Neugeborene **in** den ersten Lebenswochen aus.
- 83. Gefühllosigkeit stehen gerade bei Schlaganfällen **im** Neugeborenenalter nicht im Vordergrund.
- 84. Patienten **im** Endstadium ihrer Erkrankung können von einer Ernährungstherapie profitieren.

INNERHALB (3)

Für INNERHALB wurde nur ein Beleg im Sprachmaterial gefunden. Im folgenden Satz hat es temporale Bedeutung und es verlangt den Genitiv:

- 85. Als mangelernährte Patienten werden jene Personen definiert, die einen Gewichtsverlust von mehr als zehn Prozent **innerhalb** der letzten sechs Monate aufweisen.

LAUT (2)

LAUT wird bei vorausgesetzten Sachverhalten und schriftlich fixierten Voraussetzungen verwendet. Man beruft sich auf ein meistens schriftliches Dokument, das als Muster fungiert. LAUT hat referenzielle Bedeutung und ist durch *gemäß*, *entsprechend* oder *zufolge* ersetzbar.

- 86. Beim Hausarzt hatte die Frau zuvor über Wadenschmerzen geklagt, die der Arzt jedoch **laut** eines Gutachtens nicht korrekt abgeklärt hatte.

MIT (104)

Im gesammelten Material hat MIT oft die instrumentale Hauptbedeutung. Als Instrumente dienen Behandlungsmethoden oder Gegenstände:

- 87. Besteht ein dickes Bein und der Verdacht auf Thrombose, so ist das Risiko **mit** zwei schnellen Tests bestimmbar.
- 88. Sie würgte ihren Hals **mit** einem Seil.

Die modale Bedeutung von MIT wird am folgenden Beispiel präsentiert:

- 89. Stattdessen äußern sich die Schlaganfälle überwiegend **mit** zerebralen Krampfanfällen.
- 90. Bei schwerem allergischem Asthma reichen die klassischen Behandlungsmethoden **mit** inhalativen oder oralen Kortikosteroiden jedoch häufig nicht aus.

MIT steht im Abhängigkeitsverhältnis vom Verb:

91. Die Mitgliedstaaten der WHO in der Europäischen Region haben weiterhin **mit** der anhaltenden Ausbreitung von Masern zu kämpfen.
92. Um die angeführten Nebenwirkungen zu vermeiden, ist es erforderlich, theoretisches Wissen **mit** den praktischen Erfahrungen und Fertigkeiten in der Praxis zu vereinen.

Auch die **komitative** Relation wird durch MIT ausgedrückt. Es handelt sich dabei um eine Begleiterscheinung, Erkrankung, Schwäche, Symptom einer Krankheit, die zusammen mit dem Substantiv Patient/Patienten vorkommen. Die Präposition **mit** vermittelt die Information über das Vorhandensein eines krankhaften Zustandes, in dem die gemeinte Person/Personen verkehrt/en, eine Erkrankung durchmacht/en.

93. Patienten ab zwölf Jahren **mit** eingeschränkter Lungenfunktion
94. 6500 Patienten **mit** unkontrolliertem schwerem Asthma.
95. Patienten **mit** metastasiertem Kolorektalkarzinom

MIT weist auf das Vorhandensein von Erscheinungen, Prozessen, die miteinander verbunden sind. Diese Präposition bezieht sich auf die Symptome einer Erkrankung:

96. Die typischen Symptome **mit** *Halbseitenlähmung, Sprachstörungen und plötzlicher einseitiger Gefühllosigkeit.*

MITHILFE (1)

MITHILFE ist eine sekundäre Präposition und es hat instrumentale Bedeutung. Es kann durch MIT oder DURCH ersetzt werden:

97. **Mithilfe** einer Supportivbehandlung können Mangelernährung und Kachexie verringert werden.

MITTELS (1)

MITTELS gehört auch zu den sekundären Präpositionen. Es kommt als Ersatz von MIT vor:

98. Eine genauere Abschätzung kann **mittels** verschiedener standardisierter Screening –Verfahren erfolgen.
99. Es gibt drei Arten der Kompressionstherapie: der Kompressionsverband, der Kompressionsstrumpf und die apparative Kompression **mittels** pneumatischer Pumpen.

NACH (26)

Direktives NACH gibt die Richtung an:

- 100.** Beim Armdrücken wird das Schultergelenk von der Rotatorenmanschette und der Brustmuskulatur **nach** innen rotiert.

Temporales NACH drückt aus, dass ein Ereignis nach dem Ablauf einer bestimmten zeitlichen Strecke stattfindet:

- 101.** **Nach** etwa fünf Therapiejahren stellt sich ein neues Gleichgewicht der IgE-Synthese ein.
102. **Nach** Absetzen der Therapie nimmt die IgE-Produktion langsam wieder zu.
103. Die Kinder sollten die Präparate mehrmals täglich **nach** Mahlzeiten einnehmen.

Diese zeitliche Strecke kann durch den Verlauf einer Erkrankung bestimmt werden:

- 104.** **Nach** der Sepsis ist die Tumorkachexie die häufigste Todesursache bei Patienten, die an Tumoren erkranken.

NACH kommt auch in modaler Funktion vor:

- 105.** Inzwischen haben die Mitgliedstaaten ihre Surveillance – Maßnahmen **nach** Maßgabe staatlicher und regionsweiter Leitlinien verstärkt.
106. Patienten werden je **nach** Alter und Art der Tumorerkrankung sehr unterschiedlich in der Intensität und Dauer spezifisch gegen ihre Grunderkrankung therapiert.

NEBEN (2)

Die Belege mit NEBEN haben inklusive Bedeutung ‚zugleich mit‘. NEBEN kann durch AUßER ersetzt werden:

- 107.** Die einmal tägliche Verabreichung und das geringe Sedierungspotenzial von Seroquel XR sind **neben** der starken Wirksamkeit weitere Faktoren, welche die Therapieadhärenz erhöhen können.

OHNE (8)

Diese Präposition drückt ein Nichtvorhandensein, ein Fehlen von irgendetwas aus. Dieses Fehlen kann einen Umstand betreffen. In dem Fall ist die Rede von modaler Bedeutung von OHNE:

- 108.** Im Langzeitverlauf können Patienten mit mechanischem Herzklappenersatz **ohne** Blutverdünnungs-Bedarf eine in der Tendenz bessere Prognose erzielen.

In komitativer Bedeutung gibt OHNE an, dass etwas dazugehöriges nicht dabei ist:

- 109.** Beigelegt waren nicht zu interpretierende Ultraschallbilder der Vena poplitea **ohne** Befundbeschreibung.

PRO (11)

PRO kommt meistens ohne erkennbaren Kasus vor. Es hat distributive Bedeutung. Die Aufteilung einer Menge auf eine Einheit wird angegeben. PRO ist durch JE oder AUF ersetzbar:

- 110.** Der tägliche Energiebedarf von Tumorpatienten liegt bei 25-35 Kilokalorien **pro** Kilogramm, Körpergewicht und Tag.

SEIT (7)

SEIT drückt aus, dass das Geschehen in einer Zeitspanne verläuft, die in der Vergangenheit begonnen hat. Der Anfang ist fixiert:

- 111.** Der vorherrschende Genotyp in der europäischen Region ist D₄, der **seit** 2008 in mehreren Ländern endemisch ist.
112. **Seit** drei Jahren litt sie unter Diabetes mellitus.

TROTZ (3)

TROTZ hat konzessive Bedeutung. Es kann durch ‚entgegen der Erwartung, ungeachtet, ohne Rücksicht auf‘ umschrieben werden:

- 113.** In den letzten ein bis zwei Dekaden ist eine Zunahme zu beobachten, in verschiedenen europäischen Ländern, **trotz** hoher Durchimpfung bei Kindern.

UM (19)

In allen gefundenen Belegen bezeichnet UM einen Unterschied im Maß:

- 114.** Mit jedem Anstieg der Vitamin-C-Konzentration **um** 20 Mikromol/Liter im Blutplasma geht eine relative Reduktion des Herzinsuffizienz-Risikos um neun Prozent einher.
115. Omalizumab reduziert die IgE-Produktion **um** durchschnittlich 54 Prozent pro Jahr.

oder UM steht im Abhängigkeitsverhältnis vom Verb:

- 116.** Auch wenn bisher primär Westeuropa betroffen ist, so handelt es sich hier doch **um** eine regionsweite Epidemie,

UNTER (14)

Temporales UNTER wird verwendet, um einen Zeitraum anzugeben. Es konkurriert hier mit WÄHREND:

- 117.** **Unter** der Kompressionstherapie ist die Hautpflege ein wichtiger Aspekt, um mögliche Nebenwirkungen zu vermeiden.

In modaler Bedeutung drückt UNTER aus, dass etwas bedeckt oder hinter etwas versteckt ist: Der ärztliche Notdienst notierte eine geringe Umfangvermehrung und verschrieb **unter** der Diagnose „Unklarer Wadenschmerz“ 500 mg Aspirin.

UNTER hat konditionale Bedeutung, es wird zur Angabe einer Bedingung verwendet :

- 118.** Angstzustände treten **unter** bestimmten physikalischen Bedingungen auf.

UNTER hat kausale Bedeutung und es benennt die Ursache einer Krankheit:

- 119.** ... wenn die Patienten **unter** häufigen Symptomen tagsüber, nachtllichem Aufwachen und häufigen schweren Asthmaanfällen trotz einer täglichen Therapie mit inhalativen Kortikoiden leiden.

ÜBER (20)

Diese Präposition hat quantitative Bedeutung. Es nennt die höhere Grenze beim Alter oder dass ein bestimmter Wert, Rang überschritten wird:

- 120.** In Europa sind 40 Prozent aller Patienten mit diagnostiziertem Kolo-
rektalkarzinom **über** 75 Jahre alt.
121. Der Fettanteil kann ohne Nachteil bei **über** 35 Prozent der Gesamte-
nergiezufuhr liegen.

In temporaler Bedeutung gibt ÜBER eine Zeitspanne an:

- 122.** Der Vorteil der Zusatztherapie mit Seroquel gegenüber der fortge-
führten Monotherapie mit einem Antidepressivum konnte **über** den
gesamten Behandlungszeitraum aufrecht erhalten werden.

Im folgenden Satz hat ÜBER mediale Bedeutung:

- 123.** Die heutige Standardtherapie bei Asthma erzielt **über** die Reduktion
der Entzündung und der Bronchokonstriktion eine Verringerung der
Asthmasymptome.

- 124.** Um das **über** Obst und Gemüse zu erreichen, müssten 425 Tomaten oder 150 Äpfel am Tag verzehrt werden.

ÜBER ist vom Verb abhängig:

- 125.** Beim Arzt hatte die junge Frau zuvor **über** Wadenschmerzen geklagt.
126. Die Patientin berichtete **über** spontan sich entwickelnde Schmerzen in der linken Wade.

VON (98)

Direktives VON gibt den Herkunftsbereich an:

- 127.** Das betonte Dr. Matthias Spranger **vom** Neurologischen Rehabilitationszentrum in Bremen.

VON drückt Teil-Menge-Beziehung aus, kennzeichnet, dass der genannte Teil von der Menge stammt:

- 128.** Zwei **von** drei Säuglingen mit Schlaganfall weisen auch eine Gerinnungsstörung auf.
129. Sieben **von** zehn erwachsenen Österreichern lassen sich nicht behandeln.

Mit VON wird die Zeispanne mit Angabe des Ausgangspunktes wiedergegeben:

- 130.** **Von** Januar bis Juli 2011 wurden aus 40 der 53 Länder insgesamt 26025 Masernfälle ernsthaft gemeldet.

VON dient als Genitiversatz, hat also eine attributive Funktion:

- 131.** Ob die Zugabe **von** Omega-3-Fettsäuren sinnvoll ist, ist unklar.
132. Behandlungen **von** Infektionen, Blutungen, Stimulierung der Hämatopoese sind unerlässlicher Bestandteil in der Supportivtherapie.

VON steht im Abhängigkeitsverhältnis vom Verb:

- 133.** Patienten im Endstadium ihrer Erkrankung können **von** einer Ernährungstherapie profitieren.

VOR (10)

Temporales VOR nennt eine zeitliche Grenze, markiert das Geschehen vor dem konkreten Zeitpunkt. Unter Bezugnahme auf einen Sachverhalt wird mit VOR angegeben, dass dieser Sachverhalt der Handlung folgt.

- 134.** **Vor** Verordnungen von MKS muss erhoben werden, ob der Patient überhaupt in der Lage ist, sich die Strümpfe selbst anzuziehen.

135. Keiner von ihnen hatte sich **vor** dem Armdrücken aufgewärmt.

VOR ist vom Verb abhängig:

136. Gerade hier muss der Patient ausführlich aufgeklärt werden, um ihn **vor** extremen Ernährungsformen zu schützen.

WÄHREND (9)

In temporaler Bedeutung drückt WÄHREND Gleichzeitigkeit von zwei Handlungen, Sachverhalten aus:

137. Die klinischen Zeichen **während** der Schwangerschaft seien unzuverlässig.

138. Die Angstattacken treten **während** einer hypertensiven Krise auf.

WEGEN (5)

WEGEN stellt kausale Beziehung her. Es wird eine Ursache oder eine Grund angegeben:

139. Zwei Tage später stellte sich die Patientin **wegen** unveränderter Schmerzen und Spannungsgefühl beim Hausarzt vor.

140. Zwei Monate später wurde die Patientin wiederholt **wegen** starken Erbrechens ins Krankenhaus aufgenommen.

ZU (68)

In folgenden Beispielen hat ZU finale Bedeutung. Es wird ein Ziel angestrebt:

141. Die Kompressionssonografie ist die Methode der Wahl **zum** Nachweis bzw. Ausschluss einer venösen Thrombose.

142. Die Patienteninformation ist ein weiteres wichtiges Kriterium **zur** Vermeidung von Nebenwirkungen.

143. **Zur** Aufrechterhaltung der Immunität gegen Pertussis wird allen Jugendlichen und Erwachsenen eine regelmäßige Auffrischimpfung empfohlen.

ZU steht im Abhängigkeitsverhältnis vom Verb:

144. Es kommt **zu** einer gesteigerten Lipolyse, Inappetenz mit erhöhtem Ruheumsatz.

145. Dagegen könne unkontrolliertes Asthma jedoch **zu** einer höheren perinatalen Mortalität führen.

Im folgenden Beispiel weist ZU auf den Gegenstand, den Inhalt der Untersuchung hin. ZU stellt eine Beziehung her, die hier relational genannt wird.

146. Untersuchungen **zum** Langzeitverlauf zeigen, dass in der Altersgruppe mit einem Schlaganfall zwischen dem 4. und 7. Lebensjahr zumindest ein neurologisches Defizit vorlag.

ZWECKS (1)

ZWECKS kommt nur in finaler Bedeutung vor. Es gehört zur Gruppe der sekundären Präpositionen:

147. In einigen Ländern wurden sogar die Impfprogramme überarbeitet, unter anderem durch Änderung der Impfpläne **zwecks** Beseitigung von Impflücken.

ZWISCHEN(8)

Im Sprachmaterial wurden keine lokale Bedeutung dieser Präposition angetroffen. In allen Fällen weist ZWISCHEN spezifizierende Bedeutung auf:

148. **Zwischen** 30 und 80 Prozent der Patienten haben als erstes Symptom ihrer Tumorerkrankung einen klinisch relevanten Gewichtsverlust von mehr als zehn Prozent ihres Ursprungsgewichts.
149. Untersuchungen zum Langzeitverlauf zeigen, dass in der Altersgruppe mit einem Schlaganfall **zwischen** dem 4. und 7. Lebensjahr bei zwei von drei Kindern im Median 4,1 Jahre nach dem Ereignis zumindest ein neurologisches Defizit vorlag.

Aufgrund der analysierten Präpositionsphrasen wurden folgende semantische Beziehungen und Funktionen der Präpositionen ausgesondert. Ihre Zahl belief sich auf 22 semantische Kategorien, eine grammatische Funktion und feste Abhängigkeit vom Verb und vom Substantiv. Es wurden folgende semantische Kategorien aufgestellt: Adressat, Agens, attributiv, direktiv, final, inklusiv, intrumental, kausal, komitativ, komparativ, konditional, konzessiv, lokal, lokal-temporal, medial, modal, referenziell, relational, restriktiv, spezifizierend, Teil-Menge, Vorbestimmung.

Diese semantischen Kategorien zeugen davon, dass den Präpositionen doch eine Bedeutung zugeschrieben ist, die erst in konkreten Verbindungen mit dem Substantiv realisierbar ist.

Die in den Artikeln der medizinischen Fachpresse gefundenen Präpositionen haben eine unterschiedliche Frequenz. Die am öftesten vorkommenden sind IN (161), BEI (115), MIT (104) und VON (98). Sie machen mehr als die Hälfte aller untersuchten Präpositionen aus (478). Die sekundären Präpositionen kommen in den medizinischen Fachartikeln immer öfter vor. In der Sprache der medizinischen Fachpresse kommen auch Belege für den

Gebrauch der folgenden sekundären Präpositionen: *anhand, aufgrund, bezüglich, einschließlich, hinsichtlich, laut, mithilfe, mittels, zwecks*. Der Gebrauch von Präpositionen beschränkt sich nicht nur auf die Gemeinsprache. Sie sind ein wichtige Bestandteile der fachsprachlichen Texte und auch des hier untersuchten Sprachmaterials aus der medizinischen Fachpresse.

Quelle

1. Ärztewoche Nr 47, 24.II.2011:

- Kinder und Schmerz, S. 10.
- Kaugummi schützt vor Mittelohrentzündung, S.10
- Schweres allergisches Asthma, S.12.
- Zuvor Wadenschmerzen, dann Lungenembolie, S.8.
- Masernvirus auf dem Vormarsch, S.5.
- Krebspatienten brauchen frühzeitige Ernährungstherapie, S. 13.
- Angstzustände durch Selbstverletzungen gelindert, S.10.

2. Ärztewoche Nr 19, 12.Mai 2011:

- Ultraschallgezielte Nervenblockade, S. 14.
- Rauchstopp schützt die Speiseröhre, S. 13.
- Protein kann Tumoren fördern und unterdrücken, S. 13.
- Armdrücken bringt Humerus in Gefahr, S. 14.
- Antikoagulation bei Vorhofflimmern, S. 23.
- Lebensstil und Herz-Gefä gesundheit, S. 7.
- Chronische Herzkrankheit, S. 7.
- Nebenwirkungen der Kompressionstherapie, S. 8.
- Keine typischen Symptome, S. 11

3. Ärztewoche Nr 20 , 19.Mai 2011:

- Ein Stift gegen Nagelpilz – S. 20
- Das erste und einzige Atypikum mit einer Zulassung in der unipolaren Depression, S. 20.
- Scharfe Sicht auf Probe, S. 19.
- Erwachsene häufig ungeschützt, S. 13.

Literatur

Admoni, Wladimir (1970): Der deutsche Sprachbau. München.

Bartels, Gerhard (1979): Semantische Analyse der Präpositionen in der deutschen Gegenwartssprache. Greifswald.

- Brinkmann, Hennig (1962): Die deutsche Sprache. Gestalt und Leistung. Düsseldorf.
- Forstreuter, Elke (1977): Vergleichende Betrachtungen zur Semantik einiger deutscher Präpositionen. In: Helbig, Gerhard u.a.: (Hrsg.): Probleme der Bedeutung und Kombinierbarkeit im Deutschen. Leipzig. S. 148-186.
- Glinz, Hans (1961): Der deutsche Satz. Wortarten und Satzglieder wissenschaftlich gefasst und dichterisch gedeutet. Düsseldorf.
- Helbig, Gerhard (1968): Zum Problem der Wortarten, Satzglieder und Formklassen in der deutschen Grammatik. In: Růžička, Rudolf (Hrsg.): Probleme der strukturellen Grammatik und Semantik. Leipzig, S. 31-50.
- Jurkowski, Marian (1972): Z pogranicza morfologii i składni. In: SFPS 12, S.45-51.
- Kempcke, Günter (1990): Probleme der Beschreibung fachsprachlicher Lexik im allgemeinen einsprachigen Wörterbuch. In: Hausmann, Franz Josef/ Reichmann, Oskar/ Wiegand, Herbert Ernst/ Zgusta, Ladislav (Hrsg.): Wörterbücher – Dictionaries – Dictionnaires. Ein internationales Handbuch zur Lexikografie. 1. Teilband. Berlin/New York.
- Lippert, Herbert (1979): Sprachliche Mittel in der Kommunikation im Bereich der Medizin. In: Mentrup, Wolfgang (Hrsg.): Fachsprachen und Gemeinsprache. Jahrbuch 1978 des Instituts für Deutsche Sprache. Düsseldorf. S. 84-99.
- Lutzeier, Peter (1985): Modelltheorie für Linguisten. Romanistische Arbeitshefte 7. Tübingen.
- Majewska, Ewa (2004): Lokale Präpositionen im Deutschen und Niederländischen. In: Studia Niemcoznawcze, Bd. XXVIII, S. 915-925.
- Roche Lexikon Medizin (2003). München, Jena.
- Russinava, M. V. (1976): Die Präpositionen als Komponente beim Ausdruck der Aktionsarten des Verbs. In: DaF 1976/2, S. 119-121.
- Scheffé, Peter (1975): Statistische syntaktische Analyse von Fachsprachen mit Hilfe elektronischer Rechenanlagen am Beispiel der medizinischen, betriebswirtschaftlichen und literaturwissenschaftlichen Fachsprachen im Deutschen. Göppingen.
- Schröder, Jochen (1986): Lexikon deutscher Präpositionen. Leipzig.
- Schweisthal, Klaus-Günther (1971): Präpositionen in der menschlichen Sprachbearbeitung. Bonn.
- Watts, Richard J. (1976): Lokative Präpositionen im Deutschen, Englischen und Zürichdeutschen. Bern.
- Wittig, U. u.a. (1975): Präpositionen in der deutschen Gegenwartssprache. In: Sprachpflege 1975/1, S. 16-21.

Zu den neuesten Entwicklungstendenzen des Polnischen im Bereich der Wortbildung

Janusz Stopyra (Wrocław)

Die nacheinander folgenden Epochen der deutschen und polnischen Sprachgeschichte umfassen jeweils dreihundert bis dreihundertfünfzig Jahre. Die althochdeutsche, die mittelhochdeutsche und die neuhochdeutsche Sprach-epoche folgen in derart langen Zeitabständen aufeinander, indem sie verschiedene Sprachentwicklungen dokumentieren. Es ist jedoch selten der Fall, dass sich bestimmte sprachlichen Veränderungen direkt vor unseren Augen vollziehen. Es wird angenommen, dass die Morphologie und die Syntax als die bewährtesten sprachlichen Subsysteme den wenigsten Veränderungen unterliegen, während die Lexik gar als ein Indikator der neuesten sprachlichen Entwicklungen betrachtet werden kann.

Die Wortbildung nimmt die Mittelstellung zwischen der Morphologie und der Lexik ein. Seit der Erscheinung der Grammatiken von Paul (1920) und Henzen (1946) wird sie als ein gesondertes sprachliches Subsystem angesehen, im ersteren Werk als einer der Bände, im letzteren bereits als ein ganzes Werk. Mit der Flexionsmorphologie hat die Wortbildung besonders einige Wortbildungsmuster im Bereich der Konversion vom Typ *Springen – das Springen, Sprechen – das Sprechen* usw., gemeinsam. Diese Subtypen der Konversion stellen ein gemeinsames Element der Morphologie und der Wortbildung dar. Einerseits sind sie – wie die Flexionsmorphologie – ausnahmslos, d. h. sie stellen ein geschlossenes festes Paradigma dar, andererseits sind sie mit Wortartwechsel verbunden, was dagegen für die Wortbildung charakteristisch ist (geschlossenes unfestes Paradigma bei Hansen 1984: 24f). Ansonsten hat die Wortbildung eine vielfach analoge Formativstruktur im Vergleich zu der der Flexion, sie kommt – wie die Flexion – häufig mit Hilfe von Suffixen zustande.

Nimmt man an, dass die Wortbildung gewisse Gemeinsamkeiten mit der Flexion habend, ein separates Sprachsubsystem ausmacht, können bestimmte wortbildungsmaßige Veränderungen als Veränderungen im Sprachsystem dargestellt werden. So können vor allem die in den letzten Jahrzehnten entstandenen

neuen polnischen endozentrischen determinativen Zusammensetzungen (weiter: ZS) betrachtet werden. Während bisherige polnische ZS ein obligatorisches Verbindungselement zwischen beiden Gliedern enthielten, vgl. z. B. *dlugopis, bajkopisarz*, so weisen die neueren polnischen ZS eine Formativstruktur auf, welche der deutschen Zusammensetzung gemeinsam ist, vgl. z. B. *auto-naprawa, auto-serwis, protest-marsz, tenis-nauka* etc. Die Verbindungsart des Bestimmungswortes mit dem Grundwort gleicht durchaus der der deutschen ZS vom Typ Substantiv + Substantiv, wo die beiden Glieder einfach aneinandergereiht werden, was (bei determinativen ZS) einer determinativen Beziehungsart zwischen Bestimmungswort und Grundwort entspricht. Während zu den „älteren“ polnischen ZS außerdem eine parallele syntaktische Phrase usuell ist (vgl. etwa *pisać długo, pisać bajki*, usw.) weisen die neueren polnischen ZS, ähnlich wie die deutschen, keine usuell im Gegenwartspolnischen funktionierenden, zu diesen ZS parallelen Phrasen auf. Somit kann man sie gar als einen tiefen Eingriff in die polnische Wortbildung ansehen.

Die neueren polnischen ZS sind heutzutage massenhaft anzutreffen, besonders mit einem entlehnten Element oder mit einem Eigennamen als Bestimmungswort, vgl. z. B. *Fakty-flesz, sport-telegram, spec-ustawa, eco-konwersja, gimbus, fanklub, Jazz-Forum, szyberdach* (vgl. dt. *Schiebedach*), oder auch als Grundwort, z. B. *skate-shop, Sky-Tower, Odra-Tower, Poznań-Motor/Show, auto-szrot*. Im Großen und Ganzen finden wir in der Gruppe von Bildungen häufig Namen von Fernsehprogrammen, Institutionsnamen, Ladenamen von verschiedenen Branchen sowie der Werbe- und Marketingsprache gehörende Namen vor.

Als Quelle der neuen polnischen ZS lässt sich neben dem Deutschen auch das Englische nennen, wo man auch eine große Anzahl von ZS vom Typ Substantiv + Substantiv beobachten kann, z. B. *counterpart, countryman*, usw. Im Englischen lässt sich außerdem häufiger die Bindestrichschreibung der ZS beobachten, als im Deutschen, und eben die Art Schreibung wird auch am meisten fürs Polnische übernommen.

Zugleich kann man in der Werbe- und Marketingbranche auch eine weitere neue Erscheinung des Polnischen beobachten. Es handelt sich um die sogenannten Steigerungsbildungen (vgl. Pittner 1996: 29ff) oder Verstärkungen (vgl. Stopyra 1998: 95f). Als ich in der Entstehungszeit meiner Dissertation u. d. T. *Die Verstärkungen im Bereich der nominalen Wortbildungskonstruktionen im Deutschen und Dänischen* (vgl. Stopyra 1998) die für das Deutsche und Dänische erworbenen Ergebnisse mit dem Polnischen zu vergleichen versuchte, konnte ich nur die bis dahin im Polnischen funktionierenden Wortbildungsmuster auf *prze-* und *arcy-* anführen, z. B. *przebogaty, arcytrudny, arcyciekawy*, vgl. auch *ultranowoczesny*, usw. Das Deutsche hat dagegen über

eine breite Palette an Möglichkeiten verfügt, um die emotionale Intensität der jeweiligen Grundwörter von ZS, bzw. der Basen von Präfigierungen durch die Hinzufügung von entsprechenden Erstgliedern (der Bestimmungswörter von ZS bzw. der Präfixe) zu erreichen, z. B. *Höllenangst-, lärm; Mordskerl; Heidengeld; Affen-, Bullenhitze; Blitzkrieg, -besuch*, und zwar u. a. auch unter Verwendung von Erstkonstituenten der verstärkenden Wortbildungskonstruktionen, welche zugleich mit Adjektiven verwendbar waren, vgl. *bullenstark, blitzschnell, -gescheit*. Außer den Verstärkungen, die mit Hilfe von den (dank ihrer Bedeutung) zur Verstärkung „prädestinierten“ Erstkonstituenten gebildet wurden, konnten auch Muster von solchen erzeugt werden, die zur Verstärkung nicht prädestiniert waren, dafür aber eine spezifisch (zumeist auf ein einziges Zweitglied) begrenzte Distribution aufwiesen – vgl. *schneeweiß, grasgrün, kohlschwarz, eisigkalt, mäuschenstill, mutterseelenallein, kohlschwarz; Engelsgeduld, Gluthitze, Marathonrede, Meisterleistung, Pfundskerl, -fabrik* – und, zusammen mit dem Zweitglied, ein metaphorisches „Bild“ erzeugten, das auf dieser Grundlage eine Intensivierung hervorrief. Zumeist hing die Art der semantischen Beziehung zwischen der verstärkenden Erstkonstituente und der Zweitkonstituente mit komparativer Relation zusammen. Häufig im Gebrauch waren auch mehrgliedrige Intensitätsbildungen, vgl. *kohlmohren-rabenpechschwarz, mutterseelchensallein, oberaffengeil*. Angesichts solch einer großen Produktivität derartiger Bildungen fielen die wenigen polnischen Verstärkungen sehr spärlich aus.

Daneben funktionierte im Deutschen, neben heimischen verstärkenden Präfixen wie *ur-* und *Erz-/erz-*, bereits damals eine ganze Menge von Steigerungsbildungen, die in der Werbe- und Marketingsprache Gebrauch fanden, vgl. z. B. *Super-, Mega-, Giga-, Hyper-, Multi-, Ultra-* (vgl. Stopyra 1998: 112ff), und die im Polnischen überhaupt noch nicht bekannt waren. Wie sehr sich dieses Bild in den letzten fünfzehn Jahren verändert hat, kann man heutzutage auf Schritt und Tritt zu spüren bekommen. Dass es sich um Entlehnungen dieses Bereichs von Werbesprache handelt, unterliegt keinem Zweifel, ja, auch die sämtlichen Konnotationen, die sie hervorrufen, ihre Wertungen und ihr emotionaler Charakter überhaupt – scheinen im Polnischen unverändert geblieben zu sein, was übrigens mit der in den gegebenen Branchen angewandten Marketingtechniken zu korrespondieren scheint. Beim Betreten eines jeden Supermarkts lassen sich Schilder wie *super-, hiper-, cena, -okazja; mega-, gigapromocja, -hit usw.* bemerken. Eine derart Entlehnung von Präfixen stellt jedoch keinen so starken Eingriff in das polnische Wortbildungssystem dar, wie die o. g. neuen polnischen ZS.

Wenn man derart rapide Sprachentwicklungen verfolgt, so hat man den Verlauf der Sprachgeschichte beinahe direkt vor Augen. Dies kann zwar auch

an Suffixen beobachtet werden, die z. B. im Veralten begriffen und nicht mehr produktiv sind – z. B. das deutsche Suffix *-(e)rich*, ahd. *anutreho* (sekundär an *-rich* angelehnt) in Personen-, Tier- und Pflanzenbezeichnungen, wie z. B. *Lächerich*, *Fähnrich*; *Ente – Enterich*, *Gans – Gänserich*, *Taube – Täuberich* usw.; *-ian / -jan*, vgl. *Liedrian*, *Poltrian*, *Schmiedrian*, *Stänkrian*, usw., vgl. auch *-ke* in *Raffke* als *'raffgieriger Mensch*; vgl. auch *Steppke* (vgl. Fleischer/Barz 1995: 185, 197) – aber nicht nur. Außer diesen sich in der Perspektive von jeweils einigen Jahrhunderten vollziehenden sprachlichen Änderungen verlaufen auch die im Gegenwartspolnischen gezeigten sprachlichen Entwicklungen ja in einem bisher nicht beobachteten Tempo. Im Rahmen der überall präsenten Globalisierungsprozesse in Europa nehmen die o. g. Veränderungen im Bereich der polnischen Wortbildung die zentrale Stellung ein. Ebenfalls die Tendenz zur Verknappung, auch aber das Streben nach Prägnanz und Ausdruckstärke lassen sich nicht nur im Alltagspolnischen, sondern auch in der Sprache der offiziellen Medien beobachten. Unter den Veränderungen der Werbe- und Marketingsprache nimmt dagegen die informelle emotionale Ausdrucksweise die zentrale Stellung ein. Die englischen und deutschen Wortbildungsmuster direkt übernehmend, schließt sich die Sprache unseres Landes der gemeineuropäischen Globalisierung an. Soweit man von gemeinsamen, für mehrere Sprachen parallelen Wortbildungsmustern sprechen kann (vgl. Stopyra 2005: 687ff; 2005a: 385ff), so breiten die o. g. Phänomene des Polnischen die Palette der gemeinsamen deutsch-englischen Wortbildungsmuster, die auf der Realisierung von denselben Formativstrukturen mit jeweils heimischer Füllung beruhen, weitgehend aus. So tritt das Polnische den Sprachen Westeuropas entgegen, welche, u. a. dank den o. g. gemeinsamen Wortbildungsmustern, den das Land Polen besuchenden Ausländern in bestimmten Lebensbereichen die Verständigung erleichtern können. So kann unser Land sprachlich auf sie keinen so exotischen und fremden Eindruck machen, wie es früher der Fall war.

Literatur

- Fleischer, Wolfgang/ Barz, Irmhild (1995): Wortbildung der deutschen Gegenwartssprache. Tübingen.
- Fredsted, Elin/ Carstensen, Astrid/ Kühl, Karoline (2005): Projekt: Divergerende sprogrbrug hos unge og bilingvale. In: Peter Widell og Mette Kunøe (Hrsg.): 10. Møde om Udforskningen af Dansk Sprog. Århus, S. 113-122.
- Grzegorzcykowska, Renata u. a. (1999): Gramatyka współczesnego języka polskiego. Morfologia. Warszawa.
- Hansen, Erik (1984): Dæmonernes port. København.

- Henzen, Walter (1947): Deutsche Wortbildung. Halle/Saale.
- Miodek, Jan (1998): Seks-symbol, kicz-wrażliwość, auto-części. In: Rozmyślajcie nad mową! Warszawa, S. 78ff.
- Morciniec, Norbert (1964): Die nominalen Wortzusammensetzungen in den westgermanischen Sprachen. Wrocław.
- Munske, Horst Haider (1990): Über den Wandel des deutschen Wortschatzes. In: Besch, Werner (Hrsg.): Deutsche Sprachgeschichte. Grundlagen, Methoden, Perspektiven. Festschrift für Johannes Erben zum 65. Geburtstag. Frankfurt am Main, S. 387-401.
- Paul, Hermann (1916): Deutsche Grammatik. Halle/Saale.
- Pittner, Robert (1996): Der Wortbildungstyp „Steigerungsbildung“ beim Adjektiv im Neuhochdeutschen. In: Sprache & Sprachen 19/20, S. 29-66.
- Rajnik, Eugeniusz (1987): Tautonyme Personenbezeichnungen im Dänischen und Polnischen. Eine kontrastive Studie. Poznań.
- Stopyra, Janusz (1998): Die Verstärkungen im Bereich der nominalen Wortbildungskonstruktionen im Deutschen und Dänischen. Wrocław.
- Stopyra, Janusz (2002): Protest-marsz, auto-naprawa, tenis-nauka: Der Drang der deutschen Wortbildung nach Polen. In: Sprache & Sprachen 29/30. München, str. 58-64.
- Stopyra, Janusz (2005): Gemeinsame Wortbildungsmuster des Deutschen und Dänischen im Bereich substantivischer Ableitungen. In: Ružena Kozmová (Hrsg.): Sprache und Sprachen im mitteleuropäischen Raum. Vorträge der internationalen Linguistik-Tage, Trnava, S. 687-694.
- Stopyra, Janusz (2005a): Gemeinsame Wortbildungsmuster des Deutschen und Dänischen im Bereich adjektivischer Ableitungen. In: Orbis Linguarum 29, S. 385-390.
- Stopyra, Janusz (2006): Nowy typ złożeń języka polskiego i ich odpowiedniki w języku niemieckim. In: Język a Kultura 18, S. 143-150.
- Stopyra, Janusz (2008): Nominale Derivation im Deutschen und im Dänischen. Wrocław.
- Stopyra, Janusz (2009): Auf den Wogen der Globalisierung: die Verstärkungen im Polnischen. In: Festschrift für Prof. Dr. Irena Światłowska-Prędota zum 65. Geburtstag, Wrocław – Dresden, S. 623-627.
- Szubert, Andrzej (2003): Englische Entlehnungen im Dänischen. Morphologie und Wortbildung. Poznań.
- Wills, Wolfram (1986): Wortbildungstendenzen in der deutschen Gegenwartssprache: theoretische Grundlagen – Beschreibung – Anwendung. Tübingen.

